

Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift – EAZ

ISSN 0012-7477

Herausgeber: Ulrich Veit (Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig).

Redaktion (verantwortlich): Melanie Augstein

Anschrift der Redaktion:

Redaktion EAZ, c/o Professur für Ur- und Frühgeschichte, Universität Leipzig, Ritterstr. 14, 04109 Leipzig, E-Mail: eaz@uni-leipzig.de

Beitragseinreichung: Manuskriptangebote (nur Originalbeiträge) werden an die Redaktion (eaz@uni-leipzig.de) erbeten. Bitte beachten Sie dazu die Richtlinien zur Manuskriptgestaltung unter <http://www.uni-leipzig.de/histsem/index.php?id=1066>.

Dort finden Sie auch alle weiteren Informationen zur Zeitschrift (Profil, Inhaltsverzeichnis des aktuellen Hefts, Register, Hinweise zum Peer-Review-Verfahren). Bestellungen und Abonnements nur über den Waxmann Verlag.

Preise und Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement 57,00 €, für Studierende 44,00 €. Die Preise verstehen sich zzgl. Versandkosten. Ein Einzelheft kostet 32,00 € inkl. Versandkosten. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements.

© Waxmann Verlag GmbH, 2015
Steinfurter Straße 555, 48159 Münster,
Telefon: 02 51/2 65 04 0, Fax: 02 51/2 65 04 26,
Internet: www.waxmann.com, E-Mail: info@waxmann.com

Anzeigenverwaltung:

Waxmann Verlag GmbH, Martina Kaluza: kaluza@waxmann.com

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Satz: Stoddart Satz- und Layoutservice, Münster

Umschlagdesign: Christian Averbeck, Münster

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Unter dieses Verbot fallen insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-ROM und allen anderen elektronischen Datenträgern.

INHALT

Abhandlungen

Björn Rauchfuß

Heinz Gau – Ein Greifswalder Prähistoriker im nationalsozialistischen Deutschland 5

Matthias Blessing

Risiko – Eine mögliche Ursache für Veränderungen innerhalb
frühmesolithischer Mikrolithinventare..... 29

Maria Kohle

Schuhgefäße der Bronze- und Eisenzeit – Interpretationen zur
Funktion und Bedeutung 49

Ronald Heynowski

Schönheit und Wandel – Bemerkungen zu den Osterburger Fibeln..... 71

Andreas G. Heiss & Jutta Leskovar

Der ›keltische Baumkalender‹ – Zur Entwicklung und Rezeption eines Mythos..... 99

Nachrufe

Gerhard Billig

Johannes Richter (1928–2014)..... 137

Günter Wetzell

Hubert Reimer (1939–2015)..... 143

Besprechungsaufsätze

Stefan Burmeister

Lost in Thought..... 148

Thomas Schneider

A New History of the Beginnings of the German Archaeological Institute
in Cairo, 1881–1929 160

Rezensionen

Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert, Archäologie als Naturwissenschaft? Eine Streitschrift. Pamphletliteratur 5. Berlin: Vergangenheitsverlag 2013 (*Klaus Bente*) 168

Martin Fitzenreiter (Hrsg.), Authentizität. Artefakt und Versprechen in der Archäologie. IBAES XV. London: Golden House Publications 2014 (*Jörn Lang*) 172

Marion Uckelmann, Schilde der Bronzezeit in Nord-, West- und Zentraleuropa. PBF III,4. Stuttgart: Franz Steiner 2012 (*Svend Hansen*) 177

Anna Anguissola (Hrsg.), Privata Luxuria. Towards an Archaeology of Intimacy: Pompeii and Beyond. Münchner Studien zur Alten Welt 8. München: Utz-Verlag 2012 (*Beat Schweizer*) 182

Wiebke Rohrer, Wikinger oder Slawen? Die ethnische Interpretation frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe in der deutschen und polnischen Archäologie. Studien zur Ostmitteleuropaforschung 26. Marburg: Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung 2012 (*Matthias Hardt*) 187

CONTENTS

Essays

Björn Rauchfuß

Heinz Gau – A Prehistorian from Greifswald in Nazi Germany 5

Matthias Blessing

Risk – A Possible Reason for Changes in Early Mesolithic Microlith Assemblages..... 29

Maria Kohle

Shoe-Shaped Vessels in Bronze and Iron Age – Considerations of their
Function and Meaning 49

Ronald Heynowski

Beauty and Change – Remarks on the Osterburger Fibeln 71

Andreas G. Heiss & Jutta Leskovar

The ›Celtic Tree Calendar‹ – Development and Reception of a Myth 99

Obituaries

Gerhard Billig

Johannes Richter (1928–2014)..... 137

Günter Wetzel

Hubert Reimer (1939–2015)..... 143

Review Essays

Stefan Burmeister

Lost in Thought..... 148

Thomas Schneider

A New History of the Beginnings of the German Archaeological Institute
in Cairo, 1881–1929 160

Book Reviews

Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert, Archäologie als Naturwissenschaft? Eine Streitschrift. Pamphletliteratur 5. Berlin: Vergangenheitsverlag 2013 (*Klaus Bente*) 168

Martin Fitzenreiter (Hrsg.), Authentizität. Artefakt und Versprechen in der Archäologie. IBAES XV. London: Golden House Publications 2014 (*Jörn Lang*) 172

Marion Uckelmann, Schilde der Bronzezeit in Nord-, West- und Zentraleuropa. PBF III,4. Stuttgart: Franz Steiner 2012 (*Svend Hansen*) 177

Anna Anguissola (Hrsg.), Privata Luxuria. Towards an Archaeology of Intimacy: Pompeii and Beyond. Münchner Studien zur Alten Welt 8. München: Utz-Verlag 2012 (*Beat Schweizer*) 182

Wiebke Rohrer, Wikinger oder Slawen? Die ethnische Interpretation frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe in der deutschen und polnischen Archäologie. Studien zur Ostmitteleuropaforschung 26. Marburg: Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung 2012 (*Matthias Hardt*) 187

Björn Rauchfuß

Heinz Gau – Ein Greifswalder Prähistoriker im nationalsozialistischen Deutschland

Zusammenfassung

Die Geschichte der Prähistorischen Archäologie Deutschlands während des »Dritten Reiches« und das Verhältnis ihrer Fachvertreter zum nationalsozialistischen System werden seit mehr als 20 Jahren verstärkt aufgearbeitet. Im Zentrum des Interesses stehen allerdings meist Wissenschaftler, die dem nationalsozialistischen Regime besonders engagiert zuarbeiteten und – sofern sie den Zweiten Weltkrieg überlebten – in der Regel auch wieder eine Anstellung im Fach fanden. Weniger Berücksichtigung finden hingegen junge Nachwuchswissenschaftler, deren wissenschaftliche Laufbahn nach 1933 begann und durch ihren Tod im Verlauf der Kriegsjahre 1939 bis 1945 sehr früh endete. Am Beispiel des Greifswalder Prähistorikers Heinz Gau wird die Biographie eines solchen jungen Prähistorikers im nationalsozialistischen Deutschland untersucht. Besonderes Augenmerk gilt dabei seinem Studium, seiner kurzen wissenschaftlichen Laufbahn und den Verflechtungen mit unterschiedlichen Parteigliederungen des »Dritten Reiches«. Mithilfe von Gaus Texten wird untersucht, welche ideologische Haltung er zum Zeitpunkt der Niederschrift einnahm.

Schlüsselwörter: Wissenschaftsgeschichte, deutsche Prähistorische Archäologie, NS-Deutschland, Pommern

Heinz Gau – A Prehistorian from Greifswald in Nazi Germany

Abstract

The History of German Prehistoric Archaeology during the »Third Reich« and the relation of Prehistoric Archaeologists towards the Nazi system have been reclaimed increasingly during the past 20 years. In the majority of cases however, scientists have been the centre of attention, who collaborated in a particularly committed way with the Nazi regime and usually – if they survived the Second World War – again found employment in the different faculties. Younger scientists, whose archaeological careers started after 1933 and found an early end by their deaths in the course of the years of war from 1939 to 1945 have hardly been taken into account by recent studies. The biography of such a young scientist in Nazi Germany will be exemplified by a Prehistoric Archaeologist from Greifswald, Heinz Gau. Attention will be drawn especially towards his course of studies, his short scientific career and the interdependency with different political forces of the »Third Reich«. By analyzing Gau's texts it will be surveyed what kind of ideological position he had embraced at the time his papers were produced.

Keywords: history of science, german prehistoric archaeology, Nazi Germany, Pomerania

Einleitung

Seit etwa zwanzig Jahren wird in der Geschichte der Prähistorischen Archäologie Deutschlands die Diskussion um die »wissenschaftliche Täterschaft« (Kaschuba 2002, 13) von Fachvertretern in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft verstärkt geführt.¹ Dabei standen bislang neben einzelnen Organisationen, Museen und Ausgrabungen vor allem jene Protagonisten im Mittelpunkt des Interesses, die dem NS-System besonders engagiert zuarbeiteten und von denen – sofern sie den Zweiten Weltkrieg überlebten – nur eine Minderheit nach 1945 im Fach keine erneute Anstellung fand (Eickhoff u. a. 2013; Pape 2002, 192). Weitgehend unberücksichtigt bleiben hingegen bisher die Biographien zahlreicher junger Nachwuchswissenschaftler, deren Studium und berufliche Laufbahn im »Dritten Reich« begannen, die dessen Zusammenbruch allerdings nicht mehr erlebten.² Dies beruht vor allem auf einer unbefriedigenden Quellenlage und der Unvollständigkeit biographischer Daten.

In die hohe Zahl gefallener Prähistoriker, deren wissenschaftliche Vita nur wenige Jahre nach ihrem Beginn bereits ein abruptes Ende fand, reiht sich auch der Greifswalder Heinz Gau ein (Leube 2010, 98). Seit der Fertigstellung seiner Dissertation »Die Westgermanen der Ältesten Eisenzeit in Vorpommern« 1939 sind mehr als 70 Jahre vergangen. Durch den frühen Tod ihres Verfassers blieb die Arbeit ungedruckt, sie spiegelte aber bis in die achtziger Jahre den Forschungsstand zur vorrömischen Eisenzeit in Vorpommern wider. Am Beispiel Gaus soll im Folgenden die Biographie eines jungen Prähistorikers im nationalsozialistischen Deutschland untersucht werden. Besonderes Augenmerk gilt dabei seinem Studium, seiner kurzen wissenschaftlichen Laufbahn und den Verflechtungen mit unterschiedlichen Parteigliederungen des »Dritten Reiches«.

Grundlage der vorliegenden Untersuchung bilden in erster Linie Dokumente aus dem Bundesarchiv sowie dem Greifswalder und Tübinger Universitätsarchiv. Hinzugezogen wurde außerdem die kleine Zahl von Schriften Heinz Gaus, in erster Linie seine Dissertation. Da trotz umfangreicher Recherche eine Befragung von Zeitzeugen im Sinne einer *oral history* nicht mehr möglich war und private Aufzeichnungen bislang nicht aufgetaucht sind, kann nur mithilfe von Gaus' Texten untersucht werden, welche ideologische Haltung er zum Zeitpunkt der Niederschrift einnahm und inwieweit sich eventuell vorhandene, dem Zeitgeist geschuldete Lippenbekenntnisse von möglicher bewusster politischer Haltung trennen lassen. Dennoch können bestehende Wissenslücken teilweise nur durch Vermutungen gefüllt und müssen einige gezogene Schlüsse als spekulativ angesehen werden. Insgesamt, dass kann bereits an dieser Stelle festgestellt werden, bleibt die Person Heinz Gau trotz vieler sicherlich interessanter Ergebnisse aber auch weiterhin gezwungenermaßen recht blass.

1 Eine grundlegende Darstellung der Entwicklung seit 1945 findet sich bei Halle 2002, 21–30.

2 Aktuell ist eine von Achim Leube (2010, 98–103) erarbeitete Zusammenstellung von Biographien im Krieg gefallener Berliner Prähistoriker.

Biographie

Heinz Bruno Siegfried Gau (Abb. 1) kam am 27. Dezember 1914 als zweites Kind des aus Fürstenberg an der Havel stammenden Hauptlehrers Alfred August Emil Gau (7.9.1885–?) und der in Ladebow bei Greifswald beheimateten Berta Marie Karoline Gau (5.6.1886–?), geborene Krüger, im vorpommerschen Vierow bei Greifswald zur Welt (Mangelsdorf 2007, 465).³ Seine Schwester Lilly Sophie Anna Betty (1.2.1913–23.12.1995) war nicht ganz zwei Jahre älter als ihr Bruder.⁴ Er besuchte in Greifswald das Staatliche Gymnasium und legte dort am 15. Februar 1934 das Abitur ab (Oeckel 1936, 50). Zu diesem Zeitpunkt unterlagen künftige Studierende einer Hochschule im nationalsozialistischen Deutschland bereits einer Reihe restriktiver Maßnahmen und im Vorfeld eines Studiums zu erbringender Leistungen. Unter anderem bestand seit Dezember 1933 an den Universitäten des »Dritten Reiches« ein allgemeiner *Numerus Clausus* in Form eines so genannten »Hochschulreifevermerks«. Die Abiturienten beider Geschlechter des Abschlussjahrganges 1934 erhielten nicht automatisch die Berechtigung zur Aufnahme eines Studiums, sondern wurden »nach ihrer geistigen und körperlichen Reife, nach ihrem Charakterwert und ihrer nationalen Zuverlässigkeit« ausgewählt (Grüttner 1995, 102; 238). Hintergrund waren die Bewältigung einer wiederholt prognostizierten Überfüllung der Universitäten und akademischen Berufe, der durch eine strikte Begrenzung des Hochschulzuganges begegnet werden sollte, sowie die politische Auslese der Studierenden (ebd. 102–103; 238). Von 40.215 Abiturienten des Jahres 1934 erhielten lediglich 16.489, darunter auch Heinz Gau, die Hochschulreife (Adam 1977, 219–220; Grüttner 1995, 102). Warnungen vor einem absehbaren Nachwuchsmangel in den akademischen Berufen ließen das Reichserziehungsministerium (REM) allerdings bereits im Februar 1935 wieder die Einführung des Hochschulreifevermerks zurücknehmen, so dass am Ende nur dieser eine Jahrgang betroffen war (Grüttner 1995, 103). Ausgenommen von der Rücknahme waren Schritte gegen »anti-nationale« Studenten, Studierende jüdischer Herkunft und andere so genannte »Nicht-arier« an den Universitäten. Diese blieben weiterhin bestehen (ebd. 206–227; 238). Abiturienten, die ein Studium an einer Universität anstrebten, mussten außerdem einen sechsmonatigen Arbeitsdienst leisten (Adam 1977, 220; Benz 1968, 342; Grüttner 1995, 227). Nach der »Gleichschaltung« der Träger des in der Weimarer Republik als aktive Arbeitsförderung unterstützten Freiwilligen Arbeitsdienstes (FAD) im Sommer 1933 waren die angehenden Studierenden eine der ersten Berufsgruppen, denen faktisch eine allgemeine Dienstpflicht auferlegt wurde (Benz 1968, 317; 342; Dudek 1988, 190–191). Im Herbst desselben Jahres führte die Deutsche Studentenschaft (DSt) das so genannte »Pflichtenheft« ein, das Abiturienten nach Ableistung eines sechsmonatigen Arbeitsdienstes ausgehändigt wurde und dessen Vorlage – gleichrangig mit dem Abiturzeugnis – »eine unerlässliche Voraussetzung für die Immatrikulation an allen deutschen Hochschulen« war (Grüttner 1995, 236). Studierwillige, denen die Ausstellung des Pflichtenheftes von der Lagerführung verweigert wurde, »konnten ihre Studienpläne begraben«

3 Universitätsarchiv Greifswald, Akten Gefallener Nr. 83, Nachruf aus [Greifswalder?] Zeitung vom Februar 1942.

4 Universitätsarchiv Greifswald, Akten Gefallener Nr. 83, Nachruf aus [Greifswalder?] Zeitung vom Februar 1942; Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.



Abb. 1:
Heinz Gau ca. 1938
(nach G. Mangelsdorf aus
Jugendherbergsausweis).

(ebd.). Als »Instrument der staatlich geregelten ›Erziehung des jungen Deutschen zur Volksgemeinschaft« blieb der NS-Arbeitsdienst, wie er seit Februar 1934 hieß, bestehen, bis mit dem Reichsarbeitsdienst (RAD) ab dem 1. Juli 1935 schließlich die Einführung der allgemeinen gleichen Arbeitsdienstpflicht erfolgte (Benz 1968, 342–343; Duden 1988, 190; 193).

Heinz Gau trat den NS-Arbeitsdienst am 1. März 1934 im vorpommerschen Demmin (Abt. I/53 Demmin) an.⁵ Das Demminer Lager befand sich in der Westkaserne, im Nordwesten der Stadt, einem ehemaligen Standort des 1918 aufgelösten 2. Pommerschen Ulanen-Regiments Nr. 9.⁶ Der Tagesablauf der in Gruppen von etwa 50 Personen zusammengefassten »Arbeitsmänner« bestand in erster Linie aus sportlichen Aktivitäten, einer paramilitärischen Grundausbildung und dem Einsatz bei Entwässerungs- und Erdarbeiten (Friedrich 1936, 68–70; Grüttner 1995, 228–229).

Am 26. August 1934 beendete Gau seinen Arbeitsdienst, dem ein Lehrgang an der SA-Sportschule in Lubmin, ehemals Kreis Greifswald, vom 26. August bis 7. Oktober 1934 folgte; dabei erwarb er das bronzene SA-Sportabzeichen.⁷ Im Anschluss trat er am 1. November 1934 einen zwölfmonatigen freiwilligen Dienst in der Wehrmacht an; die allgemeine einjährige Wehrpflicht wurde erst zum 1. Oktober 1935 eingeführt (Deist 1979, 417). Dort schied er nach Ablauf seiner Dienstzeit am 12. Oktober 1935 aus.⁸

5 Universitätsarchiv Greifswald, Akten Gefallener Nr. 83, Nachruf aus Greifswalder Zeitung vom 05.03.1942.

6 Mitteilung durch Michael Jonas, Bonn (www.arbeitsdienst.de).

7 Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

8 Bundesarchiv, SSO, Gau, Heinz, 27.12.1914; Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

Studium

Am 4. November 1935 immatrikulierte sich Heinz Gau unter der Hochschulnummer 95/2071 zum Wintersemester 1935/36 an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen im Fach Kulturwissenschaften, Fachabteilung Germanische Philologie, mit dem Abschlussziel Staatsexamen für das Lehramt an höheren Schulen.⁹ Er blieb in Tübingen allerdings nur ein Jahr. Zumindest vorübergehend gehörte er in dieser Zeit der Akademischen Turnverbindung (ATV) Arminia zu Tübingen an und wohnte im Haus der Wohnkameradschaft in der Schwabstraße 51.¹⁰ Vermutlich im Zusammenhang mit einer bereits 1935 zwangsweise erfolgten Zusammenlegung der ATV Arminia mit weiteren Tübinger Verbindungen und dem Verlust des Kameradschaftshauses bezog er aber spätestens zwischen Februar und Mai 1936 nach der Auflösung der Studentenverbindungen eine Unterkunft in der Uhlandstraße 11 (Adam 1977, 102; Schmidt 1987, 24).¹¹

Während der beiden Semester, in denen Gau in Tübingen studierte, besuchte er unter anderem Veranstaltungen zur lateinischen und germanischen Philologie sowie zur Pädagogik. Die Liste seiner akademischen Lehrer liest sich wie ein *who's who* des Nationalsozialismus an der Universität Tübingen (Abb. 2). So ist seine Teilnahme an Lehrveranstaltungen von Gustav Heinrich Friedrich Bebermeyer (16.10.1890–19.6.1975) dokumentiert, der Ordinarius des Instituts für deutsche Volkskunde, Mitglied der »Weltanschaulichen Lehrgemeinschaft der Wissenschaftlichen Akademie des NSD-Dozentenbundes« und Gleichschaltungskommissar¹² der Universität Tübingen war (Adam 1977, 34; Schönhagen 1991, 159). Eine seiner Vorlesungen thematisierte die »Sittengeschichte des deutschen Volkes« (Besenfelder 2002, 49–108; 145; 399; 581; Schönhagen 1991, 159; 246; 248; 379 Anm. 116).¹³ Außerdem nahm Heinz Gau an der Vorlesung »Erblehre, Rassenkunde und Bevölkerungspolitik« von Wilhelm Gieseler (11.10.1900–26.9.1976) teil, dem Direktor des Rassenkundlichen Instituts, SS-Mitglied und Kreisbeauftragten des Rassenpolitischen Amtes im Kreis Tübingen. Und ebenso aktenkundig ist sein Besuch der Veranstaltung »Religion und Rasse« von Jakob Wilhelm Hauer (4.4.1881–18.2.1962), Religionswissenschaftler und Mitbegründer der »Deutschen Glaubensbewegung« (Bautz 1990, 593–594; Hoßfeld 2005, 349–350; Schönhagen 1991, 151; 167; 246; 337). Hauer leitete die »Weltanschauliche Lehrgemeinschaft der Wissenschaftlichen Akademie des NSD-Dozentenbundes« an der Universität Tübingen und war zudem Vertrauensmann des Sicherheitsdienstes des Reichsführer-SS (SD) (Adam 1977, 76; Schönhagen 1991, 248–249).

Etwa die Hälfte der von Heinz Gau gewählten Lehrveranstaltungen betraf aber die archäologischen Disziplinen Ur- und Frühgeschichte und Klassische Archäologie, darunter mehrere des Prähistorikers und SS-Schulungsoffiziers Johannes Gustav Riek (23.5.1900–1.11.1976) zur Vorgeschichte Deutschlands und Württembergs sowie zur praktischen Geländearbeit.¹⁴ Riek erscheint in seinem Verhältnis zur Ideologie der Nationalsozialisten rückblickend ambivalent. Zwar war er mit einer kurzzeitigen

9 Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

10 Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

11 Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

12 »Beauftragter mit besonderen Vollmachten an der Universität«.

13 Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

14 Halle 2001, 54; Schnitzler/Legendre 2002, 47; Unruh 2002, 160–162; Wagner 1977, 617–618.

[illegible]

Universitätsarchiv Tübingen. – Signatur: 364/7495
Reproduktion, Vervielfältigung oder Weitergabe nur mit Genehmigung.

Abb. 2: Von Heinz Gau verfasste Belegliste für das Wintersemester 1935/36 an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen (Universitätsarchiv Tübingen 364/7495).

Unterbrechung bereits von 1929 bis 1930 Mitglied der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) und damit eines der frühen akademischen Parteimitglieder. Gleichzeitig wird ihm aber eine ablehnende Haltung gegenüber einer Ideologisierung der archäologischen Forschung durch den Nationalsozialismus nachgesagt (Adam 1977, 31 Anm. 67; Schönhagen 1991, 388–389 Anm. 181; 432 Anm. 458).

Welche Gründe Heinz Gau veranlassten, die archäologischen Disziplinen als Schwerpunkt seines Studiums zu wählen, bleibt im Dunkeln. Der Prähistorischen Archäologie kam jedoch im »Dritten Reich« insgesamt eine verstärkte Aufmerksamkeit zu, auch wenn der Aufschwung eigentlich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzte.¹⁵ Aus der von Nationalsozialisten und Prähistorikern gemeinsamen Erkenntnis, dass die Ur- und Frühgeschichte durch ihre kulturhistorische Ausrichtung, ihre Interpretationsspielräume und ihre Breitenwirkung außerordentlich zur Vermittlung ideologischer Botschaften geeignet war, ging eine verstärkte Förderung durch den NS-Staat nach der Machtübernahme hervor (Hassmann 2002, 107). Infolgedessen wurden an den deutschen Universitäten zahlreiche Lehrstühle neu eingerichtet, neue Museen geschaffen und insgesamt die finanzielle und personelle Ausstattung des Faches verbessert (Hassmann 2002, 107; Hassmann/Jantzen 1994, 10; Pape 2002, 166; 168 Abb. 4–5). Gleichzeitig gehörte die Prähistorische Archäologie zu den Fächern, deren Inhalte

15 Büttner 2006, 25; Halle/Mahsarski 2013; Hassmann/Jantzen 1994, 10; Pape 2002, 165.

– gefördert durch die Einsetzung von Prähistorikern als Dozenten in der Lehrerausbildung – verstärkt an den Schulen unterrichtet wurden (Hassmann 2002, 111).

Dennoch gehen Gaus sich in Tübingen zeigenden Neigungen zur Ur- und Frühgeschichte mit hoher Wahrscheinlichkeit auf seine Schulzeit zurück. Mit Wilhelm Petzsch, seinem späteren Greifswalder Mentor, ist auch an Gaus Greifswalder Gymnasium ein Lehrer mit Interesse an der Prähistorie auszumachen. Petzsch (29.12.1892–18.7.1938) war nach seinem Studium alter Sprachen, Geschichte und Archäologie in Greifswald und Freiburg seit Ostern 1916 zunächst als Lehrer am Staatlichen Pädagogium in Putbus auf Rügen tätig (Kunkel 1938a, 177–180; Leube 1992, 4). Seiner Promotion 1921 und einer gleichzeitigen Zusatzprüfung in Archäologie folgte im Frühjahr 1922 die Versetzung an das Staatliche Gymnasium in Greifswald. Bereits ein Jahr später begann er aber erneut eine Lehrtätigkeit am Staatlichen Pädagogium in Putbus, zur selben Zeit übernahm er das Amt des ehrenamtlichen Bezirks-, später Kreispflegers für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer der Insel Rügen. 1926 wurde Petzsch zum ehrenamtlichen Kustos der Vorgeschichtsabteilung des Stralsunder Museums für Neuvorpommern und Rügen ernannt, 1928 erfolgte seine Habilitation an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität zu Greifswald im Fach Vorgeschichte. Im selben Jahr wurde ihm zudem die Leitung der Vorgeschichtlichen Sammlung in Greifswald, das Amt des Stellvertretenden Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer mit dem besonderen Auftrag der Betreuung Neuvorpommerns und Rügens sowie eine erneute Anstellung am Greifswalder Gymnasium übertragen. 1935, als Heinz Gau sein Studium in Tübingen begann, erhielt Petzsch schließlich eine außerordentliche Professur an der Universität Greifswald, die bereits ein Jahr später in eine ordentliche Professur und Direktorenstelle am Seminar für Vorgeschichte umgewandelt wurde (Kunkel 1938a, 179).

Ob Wilhelm Petzsch als Lehrer am Greifswalder Gymnasium auch Heinz Gau unterrichtete, ist nicht überliefert aber möglich. Gleichzeitig war er in seinem Unterricht bemüht, die »heimische Vorgeschichte« im Lehrplan der höheren Schulen unterzubringen und die Möglichkeiten urgeschichtlichen Anschauungsunterrichtes zu nutzen (Kunkel 1938a, 178; Kunkel 1940d, 16; Leube 1992, 4). Damit wird er sicherlich zahlreiche seiner Schüler begeistert und für ein Archäologiestudium motiviert haben.

Es fällt auf, dass der Hochschulwechsel, den Gau nach seiner Exmatrikulation vom 30. September 1936 in Tübingen mit seiner Einschreibung an der Universität Greifswald zum 12. November vollzog, zu dem Zeitpunkt erfolgte, als Petzsch eine ordentliche Professur erhielt.¹⁶ Der Hochschulwechsel stand also augenscheinlich im unmittelbaren Zusammenhang mit seiner Berufung.

Verstärkt wird dieser Eindruck durch eine Vielzahl von Geländearbeiten, die Heinz Gau bereits wenige Monate nach seinem Wechsel im Auftrag von Wilhelm Petzsch als Stellvertretender Vertrauensmann vornahm. Schon vom Jahreswechsel 1936/37 an unternahm er innerhalb der folgenden Semester bis Ende 1938 wiederholt mit weiteren Studenten eintägige bis mehrwöchige Ausgrabungen oder Notbergungen auf Fundplätzen überwiegend im Greifswalder Umfeld (Tab. 1).

16 Universitätsarchiv Greifswald, Akten Gefallener Nr. 83; Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

Tab. 1: Ausgrabungen in Pommern unter der Leitung oder Teilnahme von Heinz Gau.

2.–10. Januar 1937	Zusammen mit W. Baron von Krüdener und H. Joger Notbergung eines Megalithgrabes bei Ludwigsburg, Altkr. Greifswald (Gau/von Krüdener 1937, 15–31) [Abb. 3]
22.–24. März 1937	Notbergung auf einem spätbronze- und eisenzeitlichen Gräberfeld bei Wusterhusen, Altkr. Greifswald
30. März–1. April 1937	Fortsetzung der Untersuchung des Gräberfeldes bei Wusterhusen
3.–7. April 1937	Notbergung auf einem eisenzeitlichen Gräberfeld bei Wahlendow, Altkr. Greifswald
27. Mai–17. Juni 1937	Untersuchung eines Megalithgrabes bei Klein Zastrow, Altkr. Greifswald ¹⁷ [Abb. 4]
22.–31. August 1937	Während des Landdienstes zeitweise zusammen mit W. Petzsch Notbergung eines jungbronzezeitlichen Grabhügelfeldes bei Pyaschen, Altkr. Bütow (Petzsch 1937, 35)
27.–28. Februar; 3. März 1938	Notbergung eines völkerwanderungszeitlichen Gräberfeldes bei Voigtsdorf, Altkr. Grimmen
7.–19. März 1938	Erneute Untersuchung des Gräberfeldes bei Wusterhusen; zwischenzeitlich am 11. März 1938 Notbergung bronzezeitlicher Hügelgräber bei Ludwigsburg, Altkr. Greifswald
21. Juni 1938	Zusammen mit W. Petzsch Untersuchung eines Megalithgrabes bei Dwasieden, Altkr. Rügen (Boedeker/Engel 1940, 70)
25. Juli–2. August 1938	Untersuchung des eisenzeitlichen Gräberfeldes im Steinkreis bei Netzeband, Altkr. Greifswald ¹⁸
5.–11. Dezember 1938	Erneute Notbergung auf dem Gräberfeld bei Wusterhusen
März 1939	Erneute Untersuchung des Gräberfeldes bei Wusterhusen

Seine Unternehmungen beschränkten sich dabei nicht auf einzelne vorgeschichtliche Epochen. Einen Schwerpunkt bildete aber die Erforschung von mehreren Gräberfeldern der vorrömischen Eisenzeit, speziell des bronze- bis eisenzeitlichen Urnenfriedhofes bei Wusterhusen, Altkr. Greifswald. Gerade diese Materialien bildeten 1939 die Grundlage von Gaus Dissertation.

Als Wilhelm Petzsch am 18. Juli 1938 an den Folgen eines bei der Ausgrabung eines Megalithgrabes bei Dwasieden auf Rügen erlittenen Unfalls starb, führte Heinz die am Seminar anfallenden Aufgaben weiter (Leube 1992, 4). Nach der Berufung von Carl Engel (2.10.1895–25.1.1947) im Dezember als Nachfolger von Petzsch erhielt Heinz Gau am 13. Dezember 1938 eine Mitarbeiterstelle in Greifswald (Mangelsdorf 2007, 47–48; 334–335). Der aus Magdeburg stammende Engel war seit 1937 ordentlicher Professor und seit 1938 Leiter des Vorgeschichtlichen Seminars am Herder-Institut im estländischen Riga. Er war bereits durch Gustaf Kossinna (28.9.1858–20.12.1931), den

17 Ortsaktenarchiv des Landesamtes für Kultur und Denkmalpflege, Dezernat Archäologie und Denkmalpflege, Schwerin (Klein Zastrow, Lkr. Ostvorpommern, Fpl. 1).

18 Büttner 2006, 25; Halle/Mahsarski 2013; Hassmann/Jantzen 1994, 10; Pape 2002, 165.



Abb. 3: Heinz Gau (vorne rechts) bei der Ausgrabung eines Megalithgrabes bei Ludwigsburg, Altkr. Greifswald (Greifswalder Zeitung vom 6.1.1937).



Abb. 4: Heinz Gau (links) im Mai/Juni 1937 während der Untersuchung eines Megalithgrabes bei Klein Zastrow, Altkr. Greifswald (Arbeitsbereich für Ur- und Frühgeschichte der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Ortsakte Klein Zastrow).

ersten Berliner Extraordinarius für Deutsche Archäologie, gefördert worden und besaß gute Kontakte zu Hans Reinerth (13.5.1900–13.4.1990) (Grünert 2002, 284; Mangelsdorf 1997, 10–11; 20 Anm. 12; 2007, 1–4). Engel war 1933 der NSDAP beigetreten. Zunächst zum 1. Dezember 1938 als Vertretung des Extraordinariats für Vor- und Frühgeschichte nach Greifswald berufen, wurde Engel, der lediglich an vierter Stelle der Greifswalder Berufungsliste stand, im Sommer 1939 durch die Intervention des Reichserziehungsministeriums zum ordentlichen Professor und Direktor des Seminars – seit 1940 Institut – für Vor- und Frühgeschichte ernannt (Mangelsdorf 1997, 13–14; 2007, 4–5).

Der Tod von Wilhelm Petzsch Mitte des Jahres 1938 war auch Anlass, die personelle Union des Greifswalder Lehrstuhlinhabers mit dem Amt des Stellvertretenden Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer zu überdenken. Da der seit der Einrichtung der Stelle 1928 angewachsene Arbeitsaufwand nach Aussage von Otto Kunkel (14.7.1895–18.2.1984), dem Direktor des Pommerschen Landesmuseums und Staatlichen Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer in Pommern, inzwischen eine volle Arbeitskraft nötig machte und der zu diesem Zeitpunkt noch nicht berufene Nachfolger dieses zusätzliche Pensum nicht würde leisten können, beschloss Kunkel die Einrichtung einer für die Betreuung der Bodendenkmäler Neuvorpommerns und Rügens zuständigen Außendienststelle des Landesmuseums (Kunkel 1938b, 184; 1938c, 312). Diese zweite Außendienststelle – eine erste bestand seit 1937 im hinterpommerschen Köslin – wollte Kunkel allerdings nicht in Greifswald etablieren, wogegen sich Engel nach seiner Berufung wehrte.¹⁹ In der Folge der Auseinandersetzung legte der Landeshauptmann der Provinz Pommern, Robert Schulz, Greifswald als Sitz der Außendienststelle fest, und Engel erhielt am 1. April 1939 die ehrenamtliche Leitung der Außendienststelle Greifswald des Pommerschen Landesmuseums und die Stellung des Staatlichen Vertrauensmannes für die Kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer in Neuvorpommern und auf Rügen übertragen.²⁰ Als wissenschaftlicher Assistent der verwaltungsmäßig von der Universität getrennten Außenstelle sollte nach vollzogener Promotion Heinz Gau angestellt werden.

Gau wurde im Frühjahr 1939 auf der Vorlage seiner Dissertation »Die Westgermanen in Vorpommern zur ältesten Eisenzeit« promoviert. Das Rigorosum fand am 7. Juli 1939 in den Fächern Deutsche Volkskunde, Archäologie und Urgeschichte unter Beteiligung von Dr. Karl Kaiser (23.6.1906–22.6.1940), Prof. Dr. Erich Boehringer (10.8.1897–3.4.1971) sowie Engel statt und wurde mit »sehr gut« benotet (Mangelsdorf 2007, 68).²¹

Als Arbeitsbeginn der Außendienststelle war zunächst der 1. Oktober 1939 vorgesehen, er verzögerte sich allerdings durch den Kriegsbeginn und erfolgte schließlich erst 1940 (Kunkel 1938c, 312 Anm. 18; 1939, 259–260).²² Heinz Gau war zu diesem Zeitpunkt bereits zur Wehrmacht eingezogen worden und konnte seine Stelle daher trotz offizieller Berufung nicht mehr antreten (Kunkel 1940a, 170).²³ Aus diesem Grunde

19 Muzeum Narodowe w Szczecinie, Akte Außendienststelle Greifswald.

20 Muzeum Narodowe w Szczecinie, Akte Außendienststelle Greifswald.

21 Seine vorläufige Promotionsurkunde datiert vom 28. März 1940; Universitätsarchiv Greifswald, Phil. Dissertationen Nr. 1039.

22 Muzeum Narodowe w Szczecinie, Akte Außendienststelle Greifswald.

23 Muzeum Narodowe w Szczecinie, Akte Außendienststelle Greifswald.

setzte Carl Engel für die Arbeiten vorerst Studierende des Instituts ein und stellte zum 1. Januar 1941 schließlich Lieselotte Schätzchen (1920–14.9.1946), später verehelichte Fixson, Technische Laborantin am Pommerschen Landesmuseum, als wissenschaftliche Hilfskraft und Büroangestellte in der Außendienststelle und dem Institut für Vor- und Frühgeschichte an.²⁴

Kriegsdienst

Etwa Mitte September 1939, einige Wochen nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen, wurde Heinz Gau zum Kriegsdienst eingezogen. Bis auf weiteres verblieb er im Rang eines Gefreiten der 2. Schützen-Ersatz-Kompanie beim Infanterie-Ersatz-Bataillon (motorisiert) 92 in Greifswald (Mangelsdorf 2007, 78; 80).²⁵ Seine Versetzung zum Infanterieregiment 329 erfolgte erst um den 28. November (ebd. 78; 80; 83; 85; 88).²⁶ Dieses war der 162. Infanteriedivision zugeordnet, die im Dezember 1939 und Januar 1940 auf dem Truppenübungsplatz bei Groß-Born (poln. Borne Sulinowo), ehemals Landkreis Neustettin, im Wehrkreis II als Division der 7. Welle aufgestellt wurde (Tessin 1973, 130; 1974, 173). Die Einheiten der Division bestanden in der Hauptsache aus Feldersatzbataillonen mit einem hohen Anteil militärisch nur unzureichend ausgebildeter Soldaten und Reservisten, daher war die 162. Infanteriedivision nicht sofort einsatzfähig, und Heinz Gau an den Operationen gegen Polen und in Skandinavien nicht beteiligt, sondern verbrachte die ersten Kriegsmonate im Raum Greifswald und Groß-Born in der Ausbildung (Tessin 1977, 48).

Auch zu Beginn des »Westfeldzuges« gegen Frankreich und dem damit verbundenen Überfall auf Belgien, Luxemburg und die Niederlande kam die 162. Infanteriedivision, als Reserve des Oberkommandos des Heeres bei Darmstadt stationiert, nicht unmittelbar zum Einsatz (Tessin 1973, 130). Erst mit dem »Fall Rot«, der Einkesselung der alliierten Streitkräfte im Rücken der stark befestigten Maginot-Linie zwischen Longwy und Basel, trat sie am 9. Juni 1940 mit der 16. Armee als Teil des südlichen Flügels der Heeresgruppe A in das Kriegsgeschehen direkt ein.²⁷

Von Juli/August 1940 – die 162. Infanteriedivision gehörte inzwischen der 18. Armee an – bis Mai 1941 war Heinz Gau mit seiner Einheit im Raum Ostpreußen an der deutsch-sowjetischen Demarkationslinie stationiert (ebd.). Seit dem 12. September 1940 erfolgte die Verlegung der Truppen der Heeresgruppe B gen Osten zur Verstärkung der deutschen Verbände an der neuen Ostgrenze. Ziel waren die Abschreckung

24 Kunkel 1940a, 170; 1940c, 279 Anm. 14; Mangelsdorf 2007, 131–132 (dort fälschlicherweise »Frl. Schätzkel« genannt); 134–135; 140; 527; Muzeum Narodowe w Szczecinie, Akte Außendienststelle Greifswald.

25 Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WASSt), Gau, Heinz, geb. am 27.12.1914 in Vierow, Krs. Greifswald.

26 Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WASSt), Gau, Heinz, geb. am 27.12.1914 in Vierow, Krs. Greifswald.

27 Frieser 1995, 91; 395; 397; Kaufmann/Kaufmann 2006) 163–175; Tessin 1973, 130; Umbreit 1979, 302–303.

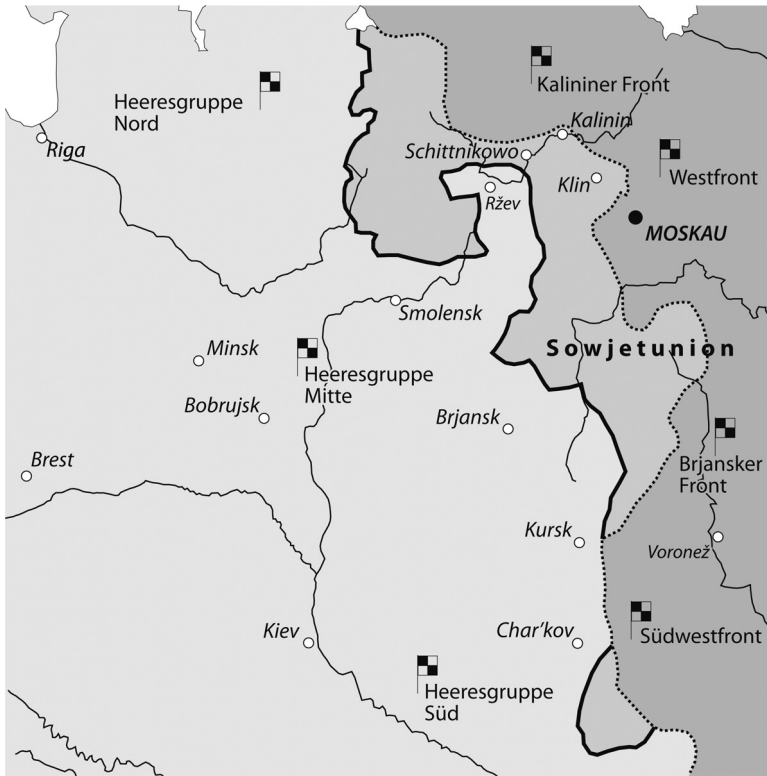


Abb. 5: Die Ostfront vom 5.12.1941–31.3.1942 (nach Hartmann/Hürter/Jureit 2005, 227 Karte).

der sowjetischen Militärs sowie die Schaffung der Grundlagen für einen möglichen Krieg mit der Sowjetunion (Post 1995, 208–209).

Als der Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 begann, stand Heinz Gau mit der 162. Infanteriedivision als Teil der 9. Armee im inneren linken Flügel der Heeresgruppe Mitte (Tessin 1973, 131) (Abb. 5).²⁸ Nur wenige Wochen später kam es in Brest (Брэст) Anfang Juli 1941 unter der Mitwirkung von Teilen der 162. Infanteriedivision zur »größten Einzelexekution der ersten Kriegswochen in Weißrussland« (Gerlach 1999, 546). Am 6. Juli 1941 und in der folgenden Nacht trieben das Polizeibataillon 307 und Teile der 162. Infanteriedivision bei einer Großrazzia 4000 bis 6000 jüdische Männer zwischen 16 und 60 Jahren zusammen und fuhren sie mit Lastwagen der motorisierten Abteilung der 162. Infanteriedivision zu vorbereiteten Gruben, wo sie vom Polizeibataillon und dem Einsatztrupp zbV des KdS²⁹ Lublin erschossen wurden (Browning 2001, 183–185; Gerlach 1998, 59; 1999, 547). Ebenfalls eingesetzt wurde die Division von Heinz Gau Ende desselben Monats im Zuge der »Bereinigung« des von der Wehrmacht überrannten, rückwärtigen Gebietes westlich von Babrujsk (Бабы́ўск)

28 Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WASSt), Gau, Heinz, geb. am 27.12.1914 in Vierow, Krs. Greifswald.

29 zbV: zur besonderen Verwendung; KdS: Kommandeur der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes.

von versprengten Soldaten der sowjetischen Streitkräfte (Jacobsen 1982, 445). Auch im Verlauf derartiger Aktionen kam es durch verschiedene Teile der Wehrmacht im Osten häufig zu Übergriffen und zu Morden an Juden, Soldaten der Roten Armee und Teilen der Zivilbevölkerung (Pohl 2005, 113–115). Eine Mittäterschaft an diesen Kriegsverbrechen durch den Wehrmachtssoldaten Heinz Gau ist bislang allerdings nicht belegt.

Am 2. Oktober – vom 1. bis 4. September 1941 stand die 162. Infanteriedivision als Heeresgruppen-Reserve bei Smolensk (Смоленск) – trat mit der Operation »Tai-fun« die Heeresgruppe Mitte den Vormarsch gegen Moskau mit Stoßrichtung Kalinin (Калинин), dem heutigen Twer (Тверь) an (Jacobsen 1982, 606; 608; 610; 612). Bereits seit dem 8. Oktober litten die Kampfhandlungen jedoch wetterbedingt (Klink 1983, 578). Die Truppen der Wehrmacht kamen in den verschlammten Wegen kaum vorwärts, spätere Schneefälle und Frosteinbruch behinderten zusätzlich ihre Beweglichkeit. Der Vormarsch dauerte bis etwa Mitte November 1941 und endete am Wolga-Stausee (Jacobsen 1982, 741; 750).

Am 15. November erfolgte im Rahmen einer zweiten Offensive der Angriff der 9. Armee mit der Panzergruppe 3 gegen den Wolgastausee und den Moskau-Wolga-Kanal (ebd. 759; 761–762; Klink 1983, 592). Der Durchbruch südlich des Stausees gelang bereits am 18. November (Klink 1983, 592). Doch schon Ende November verstärkte sich das feindliche Artillerie-Feuer gegen die 162. Infanteriedivision und andere Truppenverbände im Raum Kalinin (Jacobsen 1982, 780). Den endgültigen Übergang in die Defensive erzwangen die hohen Verluste an Personal und Material sowie die sowjetische Gegenoffensive 27 km vor Moskau.

Vermutlich waren die hohen Verluste der Division der Anlass dafür, dass am 23. Dezember die 162. Infanteriedivision nach ihren Einsätzen bei Kalinin und Ržew (Ржев), Obl. Twer, aufgelöst und ihr verbliebenes Personal in die ebenfalls bei Kalinin kämpfenden 129. Infanteriedivision der 9. Armee eingegliedert wurde (Tessin 1973, 130). Das Infanterieregiment 329, dem Heinz Gau angehörte, wurde vier Tage später ebenfalls aufgelöst, unmittelbar nach dem sowjetischen Großangriff ab dem 26. Dezember, der die Zahl der gefallenen Soldaten auf Seiten der deutschen Wehrmacht weiter in die Höhe trieb (Klink 1983, 620; Tessin 1974, 173).

Unter den Gefallenen war auch Heinz Gau. Er starb am 26. Dezember 1941 bei Schitnikowo (Шитниково) Obl. Twer, 14 km nordöstlich von Starica (Старица), Obl. Twer, am Tag vor seinem 27. Geburtstag, als Folge eines Bauchschusses, während seines Transportes zum Hauptverbandplatz.³⁰ Zum Zeitpunkt seines Todes stand er im Rang eines Feldwebels, war Reserveoffiziersanwärter (ROA) und Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Klasse (Kunkel 1940b, 274 Anm. 1).³¹

30 Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WASt), Gau, Heinz, geb. am 27.12.1914 in Vierow, Krs. Greifswald.

31 Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WASt), Gau, Heinz, geb. am 27.12.1914 in Vierow, Krs. Greifswald; Universitätsarchiv Greifswald, Akten Gefallener Nr. 83, Nachruf aus [Greifswalder?] Zeitung vom Februar 1942.

Mitgliedschaft in der NSDAP und ihren Parteigliederungen

Wie bereits angedeutet, gehörte Heinz Gau zumindest zeitweise mehreren Parteigliederungen der NSDAP an. Schon vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten war er seit dem 9. Dezember 1930 im Nationalsozialistischen Schülerbund (NSS), der im Frühjahr 1933 in die Hitler-Jugend (HJ) aufging. Seit 1929 waren in verschiedenen Städten Deutschlands nationalsozialistische Schülergruppen entstanden – die erste im Frühjahr 1929 in Hamburg –, die am 17. November 1929 im Nationalsozialistischen Schülerbund zusammengefasst wurden (Brandenburg 1968, 49). Am 1. März 1933 wurde der NSS in die Hitler-Jugend eingegliedert und seine Mitglieder gleichberechtigt übernommen (Brandenburg 1968, 50).

Noch vor dem NSS war Heinz Gau, der sich in seiner Tübinger Zeit als »gottgläubig«³², d.h. religiös, aber aus der Kirche ausgetreten, bezeichnete, Mitglied des evangelischen Jugendverbandes »Bund Deutscher Bibelkreise« (BK) (Göserich 1984, 249–256). Es liegt zunächst scheinbar auf der Hand, darin einen Widerspruch oder eine Veränderung seiner politischen Ansichten zu sehen, tatsächlich war ein derartiger Wechsel aber keinesfalls ungewöhnlich. Die aus der Erweckungsbewegung der 1880/1890er Jahre hervorgegangenen Bibelkreise bezogen ihre Anhänger in erster Linie aus bürgerlichen Schichten; vornehmlich handelte es sich um männliche Jugendliche höherer Schulen (Göserich 1984, 249–256; Götz von Olenhusen 1987, 199; Pripke 1960, 16; 18). Sie organisierten zunächst Bibellesungen und Gebetsgemeinschaften, mit Übernahme der im Wandervogel verbreiteten Vorstellungen wurden später auch Wanderungen und »Kriegsspiele« hinzugefügt (Kneip 1974, 37–38; Hubatsch 1975, 13). Aber obwohl wie später in der Hitler-Jugend und anderen Jugendbünden auch im BK das bündische »Führerprinzip« herrschte, stand dessen Leitung der bündischen Bewegung allerdings weitgehend verständnislos gegenüber und konnte mit den dort üblichen Aktivitäten nicht viel anfangen (von Hellfeld 1987, 79; Pripke 1960, 130–131). Daher kam es in vielen Teilen zum Ausscheiden »Abtrünniger« und zum Wechsel in andere Bünde, unter anderem zur Hitler-Jugend (Kneip 1974, 138).

Außerdem wurden die Anhänger der national orientierten Parteien auch unter den Mitgliedern der Bibelkreise 1933 auf 70 Prozent geschätzt (Götz von Olenhusen 1987, 176). Überhaupt standen große Teile der protestantischen Bevölkerung im politischen Lager der NSDAP, die auf weitgehende Zustimmung der evangelischen Kirchenleitungen bauen konnte, wenn sie Marxismus, Materialismus und allgemein dem »Verfall der Sitten« den Kampf ansagte (von Hellfeld 1987, 79). Und auch unter den protestantischen Pfarrern herrschte eine Sympathie für rechte Verbände. Der Pfarrerstand war politisch zwischen 1918 und 1930 zu 70–80 Prozent dem konservativ-nationalen Typus zuzuordnen (Götz von Olenhusen 1987, 167). In ländlichen Regionen mit einem hohen Anteil Protestanten stimmte die Bevölkerung in den Reichstagswahlen der Jahre 1932–1933 mehrheitlich für die NSDAP (Haar 2009, 65). Das führte dazu, dass die überwiegende Mehrheit der gläubigen Protestanten die »Machtergreifung« der Nationalsozialisten begrüßte (Götz von Olenhusen 1987, 169).

Dass Gau tatsächlich, wie in einem Nachruf betont wird, »einer der ersten Hitlerjungen in Greifswald« war, entspringt aber vermutlich den während des »Dritten

32 Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

Reiches« üblichen stereotypen Heldenvorstellungen und inszeniert den heroischen Grundmythos der nationalsozialistischen Bewegung von der Selbstaufopferung des »jungen HJ-Märtyrers« für »Deutschland, die ›Bewegung‹ [und] den ›Führer‹« (Behrenbeck 1996, 17–18; 71; 75–76; 231).³³ Zumindest war Gau aber Inhaber des Goldenen Hitler-Jugend-Ehrenzeichens, das am 23. Juni 1934 durch den Reichsjugendführer Baldur von Schirach gestiftet und für langjährigen Einsatz und Verdienste um die Hitler-Jugend verliehen wurde (Doehle 1945, 87).³⁴ Zur Antragstellung für die Verleihung waren bis zum 31. Juli 1937 Mitglieder der Hitler-Jugend berechtigt, die vor dem 2. Oktober 1932, dem Datum des ersten Reichsjugendtages, in der Hitler-Jugend oder ihren Gliederungen waren und nach ihrer ununterbrochenen Mitgliedschaft der NSDAP beitraten. Der NSDAP selbst trat Heinz Gau am 1. November 1933 bei; zu diesem Zeitpunkt war er 18 Jahre alt. Er erhielt die Mitgliedsnummer 1829685.³⁵

Vom 1. April 1933 bis November 1935 gehörte Heinz Gau der paramilitärischen Sturmabteilung (SA) der NSDAP an, kehrte nach Erreichen des Dienstranges Rottenführer allerdings aus nicht näher bekannten Gründen zur Hitler-Jugend zurück.³⁶ Die SA hatte sich bis zum Frühjahr 1934 durch zahlreiche neue Beitritte unter den Studierenden nach der Reichstagswahl vom März 1933 zur einflussreichsten Parteiformation an den deutschen Hochschulen entwickelt (Grüttner 1995, 251). Gleichzeitig wurde mithilfe der an den Universitäten neu eingerichteten »SA-Hochschulämter« versucht, auf die Studentenschaft einzuwirken (Werner 1964, 592). So lief eine Bestimmung von März 1934, nach der alle Mitglieder der Deutschen Studentenschaft, d.h. alle »ari-schen« deutschen Studierenden, künftig beim SA-Hochschulamt eine Ausbildung mit Kleinkaliberschießen, Marschtraining und Keulenzielwerfen absolvieren mussten, praktisch auf eine Pflicht zur Mitgliedschaft in der SA für alle männlichen Studenten der jüngeren Semester hinaus (Adam 1977, 89–90). Diese Regelung konnte allerdings nur wenige Monate aufrechterhalten werden, da nach dem »Röhm-Putsch« vom 30. Juni bis zum 2. Juli 1934 die SA ihre politische Bedeutung verlor und die SA-Hochschulämter aufgelöst wurden (ebd. 92).

Mit Beginn seines Studiums war Gau seit dem 1. November 1935 Mitglied des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB).³⁷ Der rasch vollzogene Beitritt war ihm sicherlich nur durch seine lange Zugehörigkeit zur Hitler-Jugend und NSDAP möglich, da andere Studierende hingegen eine einjährige Probezeit absolvieren mussten (Wenzel 2009, 30). Carl Engel bescheinigte Heinz Gau in seinem Nachruf, während seiner Greifswalder Studienzeit »einer der Aktivsten« gewesen zu sein und zunächst die kulturwissenschaftliche Fachgruppe in der Studentenführung, später die gesamte Wissenschaftsarbeit geleitet haben.³⁸

33 Universitätsarchiv Greifswald, Akten Gefallener Nr. 83, Nachruf aus Greifswalder Zeitung vom 05.03.1942.

34 Universitätsarchiv Greifswald, Akten Gefallener Nr. 83, Nachruf aus [Greifswalder?] Zeitung vom Februar 1942.

35 Bundesarchiv (BArch, ehem. BDC), SSO, Gau, Heinz, 27.12.1914; Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

36 Universitätsarchiv Greifswald, Akten Gefallener Nr. 83, Nachruf aus Greifswalder Zeitung vom 05.03.1942; Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

37 Universitätsarchiv Tübingen 364/7495.

38 Universitätsarchiv Greifswald, Akten Gefallener Nr. 83, Nachruf aus Greifswalder Zeitung vom 05.03.1942.

Heinz Gau gehörte damit den wichtigsten Parteigliederungen der NSDAP an. Zunächst als Angehöriger des Nationalsozialistischen Schülerbundes und der Hitler-Jugend, später der SA, dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund und der NSDAP selbst. Mustergültig zeigt er damit in seinem Lebenslauf, wie sich der »unbegrenzte Verfügungsanspruch des NS-Regimes über die deutsche Bevölkerung« darstellte, der eine stets präsente und konsequente Gestaltung des einzelnen Lebenslaufes in all seinen Phasen durch ein Netz von Parteigliederungen vorsah (ebd. 21).

Ebenso unzweifelhaft ist auch, dass seitens der Nationalsozialisten eine Reihe von Restriktionen bestanden, die einen Beitritt sinnvoll, wenn nicht sogar nötig machten. Die in der Literatur häufig anzutreffende Feststellung, im »Dritten Reich« seien praktisch alle Studierenden gezwungen gewesen, einer Parteigliederung der NSDAP beizutreten, ist in dieser Allgemeinheit allerdings nicht aufrechtzuerhalten. Teile der Studentenschaft – wenn auch eine Minderheit – blieben der NSDAP und ihren Gliederungen fern (Grüttner 1995, 239–240). Speziell in die NSDAP existierte zu keiner Zeit eine automatisierte »Überführung« aus der Hitler-Jugend, sondern es bedurfte eines »aktiven Einsatzes«, um Mitglied zu werden (Nolzen 2009, 147–150).

Bibliographie

Die Schriften Heinz Gaus sind nicht sehr umfangreich und umfassen lediglich einige publizierte Aufsätze von wenigen Seiten Umfang sowie seine unveröffentlichte Dissertation (siehe Schriftenverzeichnis). Die publizierten Texte erschienen bis auf eine Ausnahme in den Heften 1936–1940 der Mitteilungen aus dem Vorgeschichtlichen Seminar der Universität Greifswald und behandeln verschiedene Fundobjekte der zugehörigen archäologischen Sammlung oder stellen die Ergebnisse einzelner Ausgrabungen vor. Sie entsprechen den zum Zeitpunkt der Veröffentlichung üblichen wissenschaftlichen Gepflogenheiten und enthalten keine Formulierungen, die Rückschlüsse auf politische Anschauungen des Autors zuließen.

Umfangreicher ist hingegen Gaus Dissertation »Die Westgermanen in Vorpommern zur ältesten Eisenzeit«. Eine posthume Veröffentlichung durch das Kuratorium für Pommersche Vorgeschichte der 1954 in Hamburg wieder gegründeten Gesellschaft für Pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst e. V. war zwar unter der Herausgeberschaft von Otto Kunkel und Hans Jürgen Eggers geplant. Das 1960 fertig gestellte Manuskript mit 41 Tafeln und Karten ist aus unbekannten Gründen aber nie gedruckt worden (Eggers 1960, 163; 1961, 104).

Das Thema seiner Dissertation wurde Heinz Gau bereits von Wilhelm Petzsch übertragen; nach dessen Tod übernahm Carl Engel die Betreuung (Gau 1939, 1). Grundlage und vermutlich auch Anlass der Arbeit bildeten seine im Auftrag von Petzsch vorgenommenen Ausgrabungen auf den Gräberfeldern der vorrömischen Eisenzeit von Netzeband, Wahlendow und Wusterhusen (Gau 1939, 1; 3) (Abb. 6). Zusätzlich führte ihn eine Aufnahme des übrigen vorpommerschen Fundmaterials in die Museen und Privatsammlungen von Anklam, Barth, Berlin, Demmin, Franzburg, Greifswald, Grimmen, Stettin sowie Stralsund (ebd. 2–3). Und schließlich ermöglichte Gau ein durch die Provinz Pommern finanziertes Reisestipendium die Sichtung wichtiger Vergleichsfunde in

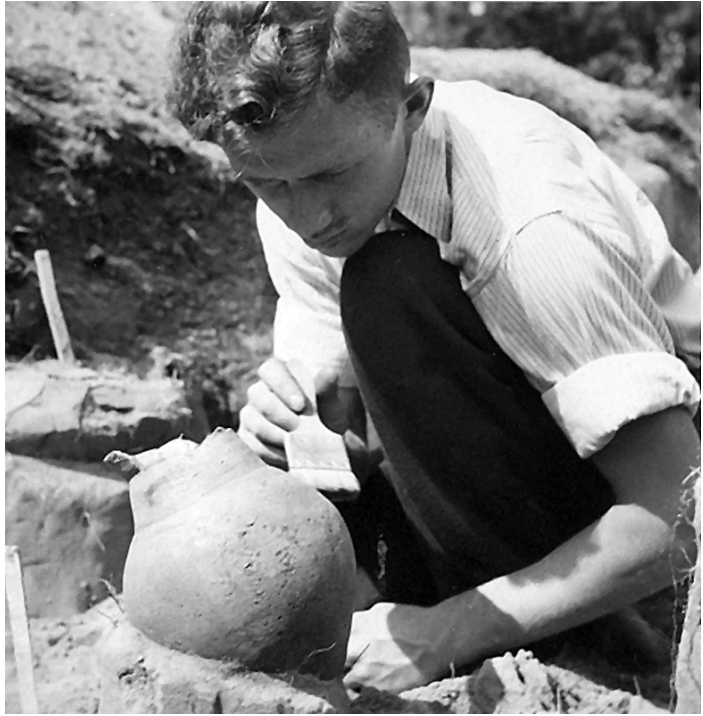


Abb. 6:
Heinz Gau bei den
Ausgrabungen im
Netzebänder Steinkreis
1938; im Vordergrund
Urnengrab 112
(Arbeitsbereich für
Ur- und Frühgeschichte
der Ernst-Moritz-Arndt-
Universität Greifswald,
Ortsakte Netzeband).

weiteren norddeutschen Museen und im Dänischen Nationalmuseum in Kopenhagen (ebd. 4). Diese umfangreiche Materialaufnahme ist insofern von großer Bedeutung, als durch die Kriegseignisse bis 1945 die Mehrzahl der von ihm aufgesuchten deutschen Einrichtungen erhebliche Verluste bis hin zur nahezu vollständigen Vernichtung hinnehmen mussten.³⁹ Der aktuelle Wert der inzwischen mehr als 70 Jahre alten Dissertation für die Erforschung der vorrömischen Eisenzeit Nordostdeutschlands liegt also nicht zuletzt in einer durch Heinz Gau letztmalig erfolgten Gesamtsichtung des kurz danach stark dezimierten Fundbestandes.

Die Dissertation umfasst 171 Seiten Text und 35 Tafeln, darunter neun Karten. Sie besteht aus sieben Kapiteln (I–VII) mit weiteren Untergliederungen, in denen Gau die Friedhöfe, die Keramik, Schmuck, Gerät und Waffen, die Moorfunde, die Siedlungen, die Zeitstufen, Stammesfragen, die antike Überlieferung sowie die Belegungsdauer der Gräberfelder und die Bevölkerungskontinuität auswertet. Im Anschluss an den Text finden sich Fundortnachweise zu ausgewählten Fundgruppen der Tafeln.

Auf der Mehrzahl der Seiten dominiert die bereits aus Heinz Gaus kurzen Aufsätzen bekannte Sachlichkeit der Darstellung. Eine ganze Reihe weiterer Textpassagen weist hingegen sprachlich oder inhaltlich eine deutliche Nähe zum nationalsozialistischen Sprachstil und Vokabular auf, die durch Adolf Hitler, Joseph Goebbels und Alfred Rosenberg wesentlich geprägt, nach der Machtübernahme 1933 massenweise verbreitet und durch unzählige Wiederholungen einzelner Worte, Redewendungen und

39 Bertram 2004/05, 190–191; Eggers 1961, 83; Hollnagel 1958, 9; Terberger 1997, 25–32.

Satzformen von der deutschen Bevölkerung oft mechanisch und unbewusst in den Alltag übernommen wurden (Braun 2007, 170; Klemperer 1990, 21). So neigt Gau beispielsweise zu einer Betonung des Gefühls und Pathos im Ausdruck:

»Im Gegensatz zu den mächtigen Hühnenbetten der Jungsteinzeit [...] wirken die Flachgräber der ältesten Eisenzeit [...] außerordentlich nüchtern. Dennoch darf man hierin keineswegs einen Abstieg, ein Nachlassen in der Ahnenverehrung sehen wollen. [...] Ja, wir dürfen uns vorstellen, dass seit der Einführung der Leichenverbrennungssitte das lodernde Feuer die Feierstimmung noch erhöhte« (Gau 1939, 11).

In diesem Absatz ist mit der Erhöhung der Feierstimmung durch das »lodernde Feuer« geradezu beispielhaft realisiert, wie im nationalsozialistischen Stil Gefühl und Instinkt vorherrschen. In gleicher Art und Weise lässt sich die aufgeführte »Ahnenverehrung« lesen, die in Ideologie und Sprache des Nationalsozialismus eine ebenfalls bedeutende Rolle einnimmt.

»Weit stärker [...] spüren wir in den Steinkreisfriedhöfen den Geist einer festgeschlossenen Gemeinschaft [...]. Die einzelnen Gräber [...] treten völlig zurück hinter dem mächtigen Steinkreis, der wie ein Festungsring die Ruhestätte eines Dorfes bzw. einer Sippe umschließt – als Zeugnis eines Gemeinschaftsbewußtseins, wie wir es uns klarer und monumentaler zugleich kaum vorstellen können« (Gau 1939, 12).

Hier wird der Ausdruck der Gefühlsbetonung durch weitere Stilikata noch verstärkt (Klemperer 1990, 253; 279). Gleichzeitig treten in den Zeilen mehrere weitere Merkmale des nationalsozialistischen Sprachstils auf. Dopplungen wie »klarer und monumentaler« dienen als rhetorische Figuren der Steigerung der Aussage (Braun 2007, 270). Zudem nutzt er bei beiden Ausdrücken zusätzlich den grammatischen Superlativ und damit ebenso eine typische Form der Steigerung (Braun 2007, 266–268; Klemperer 1990, 233). Üblich sind auch Anleihen aus der militärischen Sprache, aus Kampf und Krieg, die wie der von Gau aufgeführte Steinkreis als »Festungsring« ganz im Sinne der sozialdarwinistischen Weltanschauung des Nationalsozialismus das Leben als ewigen Kampf charakterisieren sollen (Braun 2007, 272; Krall 2005, 58; 74–75). Und nicht zuletzt wird durch den »Geist der festgeschlossenen Gemeinschaft« und das »Gemeinschaftsbewußtseins« die Gemeinschaft, ein »weltanschaulicher Grundbegriff des Nationalsozialismus« (Brackmann/Birkenhauer 1988, 82) betont, ebenso wie die Sippe, ein von den Nationalsozialisten wiederbelebter Begriff, der die »alte Heiligkeit der Blutsbindung« zum obersten sozialen Prinzip machte (ebd. 173).

Ebenfalls zur nationalsozialistischen Weltanschauung gehört die sich auch in der Dissertation von Heinz Gau wiederfindende »Verherrlichung des erdgebundenen, traditionsreichen und neuerungsfeindlichen Bauern« (Klemperer 1990, 253).

»Die langsamere und organische kulturelle Sonderentwicklung unseres Stammes, die nicht von ständigen neuen Einflüssen angeregt und zugleich vorwärts getrieben wurde wie im Westen und Süden, hat viel mehr zu einer, wenn auch nur bescheidenen, Kultur-Blüte in der Spätstufe hier in der Nordostecke des großen westgermanischen

Siedlungsgebietes geführt – eine Kulturblüte, die [...] nicht von großartigen Künstlern zeugt, wohl aber [...] schon für damalige Verhältnisse [für einen] ein wenig »die gute alte Zeit« verkörpernden Geschmack einer stark heimatgebundenen und bodenverwurzelten Bauernbevölkerung spricht« (Gau 1939, 45).

Verschiedene weitere Textpassagen aus der Dissertation von Heinz Gau lassen sich als Anklänge an die nationalsozialistische Vorstellung vom »Lebensraum im Osten« lesen:

»Die Möglichkeit einer starken westgermanischen Restbevölkerung im westlichen Hinterpommern soll damit nicht bestritten werden« (Gau 1939, 31 Anm. 35).

Damit wird der Anspruch auf ehemals germanisch besiedelte und zwischenzeitlich durch eine slawische Bevölkerung aufgesuchte Plätze oder Regionen mit einer niemals vollständig aufgegebenen, »starken« Besiedlung durch Germanen begründet. Aber auch in der »[...] Rückbesiedlung des deutschen Ostens [...]« (Gau 1939, 146) klingt die Wiederbesiedlung ehemals deutscher Gebiete Polens durch Deutsche nach 1939 bereits an (Brackmann/Birkenhauer 1988, 164). Neben einer wissenschaftlichen Sachlichkeit sind in der Dissertation von Heinz Gau somit auch Ausdrücke und sprachliche Stilikata vertreten, wie sie im »Dritten Reich« zur alltäglichen, durch die nationalsozialistische Propaganda geprägten Sprache gehörten. Augenscheinlich galt seine Aufmerksamkeit in erster Linie dem archäologischen Befund, daher hielt Gau sich offensichtlich mit rassistischen Aussagen zurück. Genauso offensichtlich weisen seine anhand des archäologischen Quellenmaterials getroffenen Interpretationen aber deutliche Anleihen der nationalsozialistischen Ideologie auf.

Zusammenfassung und Schlussbetrachtung

Es ist unzweifelhaft, dass Heinz Gau seit früher Jugend während seines, wenn auch nur verhältnismäßig kurzen Lebens verschiedenen zentralen Gliederung der NSDAP angehörte, darunter der Hitler-Jugend, später der SA, dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund und der NSDAP. Ebenso unzweifelhaft ist, dass sein privater und politischer Werdegang damit den Vorstellungen des NS-Regimes für die deutsche Bevölkerung insgesamt entsprach, die eine stets präsente und konsequente Gestaltung des einzelnen Lebenslaufes in all seinen Phasen durch ein Netz von Parteigliederungen vorsah. Zwar bestand von Seiten der Nationalsozialisten fraglos eine Reihe von Restriktionen, die einen Beitritt in eine der Parteigliederungen sinnvoll oder nötig erscheinen ließ, ein faktischer Zwang bestand jedoch zu keiner Zeit.

Die wenigen bekannten wissenschaftlichen Texte Gaus weisen zudem in Teilen sprachlich oder inhaltlich eine deutliche Nähe zum nationalsozialistischen Sprachstil und Vokabular auf, obwohl sie in ihrem Grundtenor durchaus den zum Zeitpunkt der Veröffentlichung üblichen wissenschaftlichen Gepflogenheiten entsprechen. In seiner Arbeit mit den archäologischen Quellen sehr wohl wissenschaftlich werturteilsfrei und exakt, greift er in seinen Interpretationen mitunter augenfällig auf nationalsozialistisches Gedankengut zurück.

Insgesamt wird anhand der ermittelten Fakten das Bild eines dem Nationalsozialismus und seiner Ideologie nahestehenden Menschen und Wissenschaftlers, wenn auch – soweit bekannt – einer im Sinne der Parteiideologie nicht aktiv und streng am politischen System teilnehmenden Person vermittelt. Ähnliche Untersuchungen zu weiteren Nachwuchswissenschaftlern im Dritten Reich könnten ein neues Licht auf die Umstände, Vorgänge und Entwicklungen der Prähistorischen Archäologie in der Zeit des nationalsozialistischen Deutschlands werfen.

Schriftenverzeichnis von Heinz Gau

- Eine Hirschgeweihaxt von Pütnitz. Mitt. Vorgesch. Seminar Univ. Greifswald 9, 1936, 18–19.
 Ein Nierenknaufschwert von Schmatzin, Kr. Greifswald. Mitt. Vorgesch. Seminar Univ. Greifswald 9, 1936, 20–23.
 Zusammen mit Wilhelm Baron von Krüdener, Ein jungsteinzeitliches Flachgrab in Ludwigsburg, Kreis Greifswald. In: Neue Funde der Stein- und Bronzezeit aus Pommern = Mitt. Vorgesch. Seminar Univ. Greifswald 10, 1937, 15–31.
 Ein Gräberfeld der frühen Völkerwanderungszeit bei Voigtsdorf, Krs. Grimmen. Mitt. Vorgesch. Seminar Univ. Greifswald 11/12 [Gedächtnisschrift W. Petzsch] 1940, 176–186.
 Zusammen mit Wilhelm Boege u. Heinz Hinz, Drei Latène-Neufunde aus Vor-, Mittel- und Ostpommern. Nachrbl. Dt. Vorzeit 16, 1940, Heft 8/9, 184–186.

Archive

- Bundesarchiv (BArch, ehem. BDC), SSO, Gau, Heinz, 27.12.1914.
 Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht (WAST), Gau, Heinz, geb. am 27.12.1914 in Vierow, Krs. Greifswald
 Universitätsarchiv Greifswald (UAG), Akten Gefallener Nr. 83.
 Universitätsarchiv Greifswald (UAG), Phil. Dissertationen Nr. 1039.
 Universitätsarchiv Tübingen (UAT), 364/7495.
 Muzeum Narodowe w Szczecinie, Akte Außendienststelle Greifswald.

Literatur

- Adam 1977: U. D. Adam, Hochschule und Nationalsozialismus. Die Universität Tübingen im Dritten Reich. Contubernium – Beitr. Gesch. Eberhard-Karls-Univ. Tübingen 23. Tübingen: Mohr 1977.
 Bautz 1990: F. W. Bautz, Stichwort ›Hauer‹. In: Ders./T. Bautz (Hrsg.), Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. 2. Hamm (Westf.): Bautz 1990, 593–594.
 Behrenbeck 1996: S. Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945. Kölner Beitr. Nationsforsch. 2. Vierow bei Greifswald: SH-Verlag 1996.
 Benz 1968: W. Benz, Vom freiwilligen Arbeitsdienst zur Arbeitsdienstpflicht. Vierteljahresh. Zeitgesch. 16, 1968, 317–346.
 Bertram 2004/05: M. Bertram, Wilhelm Unverzagt und das Staatliche Museum für Vor- und Frühgeschichte. Acta Praehist. et Arch. 36/37, 2004/05, 162–192.

- Besenfelder 2002: S. Besenfelder, »Staatsnotwendige Wissenschaft«. Die Tübinger Volkskunde in den 1930er und 1940er Jahren. Unters. Ludwig-Uhland-Institut Univ. Tübingen 94. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2002.
- Boedeker/Engel 1940: A. Boedeker/C. Engel, Das Einzelgrab von Dwasieden auf Rügen. Mitt. Vorgesch. Seminar Univ. Greifswald 11/12 [Gedächtnisschrift W. Petzsch] 1940, 70–76.
- Brackmann/Birkenhauer 1988: K.-H. Brackmann/R. Birkenhauer, NS-Deutsch. „Selbstverständliche“ Begriffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus. Glossar Europäisches Übersetzer-Kollegium 4. Straelen/Niederrhein: Straelener Manuskripte 1988.
- Brandenburg 1968: H.-Ch. Brandenburg, Die Geschichte der HJ. Wege und Irrwege einer Generation. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1968.
- Braun 2007: Chr. A. Braun, Nationalsozialistischer Sprachstil. Theoretischer Zugang und praktische Analysen auf der Grundlage einer pragmatisch-textlinguistisch orientierten Stilistik. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2007.
- Browning 2001: Ch. R. Browning, Judenmord. NS-Politik, Zwangsarbeit und das Verhalten der Täter. Frankfurt a.M.: Fischer 2001.
- Büttner 2006: U. Büttner, Urgeschichte und Ideologie im Geschichtsunterricht der NS-Zeit. Archäologische und zeitgeschichtliche Betrachtung eines Lehrmittelkoffers zur Steinzeit. Ungedruckte Magisterarbeit Universität Köln 2006.
- Deist 1979: W. Deist, Die Aufrüstung der Wehrmacht. In: W. Deist/M. Messerschmidt/H.-E. Volkmann/W. Wette (Hrsg.), Ursachen und Voraussetzungen der deutschen Kriegspolitik. Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg 1. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1979, 439–637.
- Doehle 1945: H. Doehle, Die Auszeichnungen des Großdeutschen Reiches. Orden, Ehrenzeichen, Abzeichen. Berlin: Erdmenger ⁵1945 [Erstausgabe: 1943].
- Dudek 1988: P. Dudek, Erziehung durch Arbeit. Arbeitslagerbewegung und freiwilliger Arbeitsdienst 1920–1935. Opladen: Westdeutscher Verlag 1988.
- Eickhoff u. a. 2013: M. Eickhoff/U. Halle/J.-P. Legendre/O. H. Urban, Die Fortsetzung der archäologischen Karrieren. In: Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz [anlässlich der Ausstellung »Graben für Germanien – Archäologie unterm Hakenkreuz«, Focke-Museum, Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, 10. März bis 8. September 2013]. Stuttgart: Theiss 2013, 164–171.
- Eggers 1960: H. J. Eggers, Pommern – Vorgeschichte, 1.4.1959–31.3.1960. Tätigkeitsbericht. Jahresbericht 1959/1960 der Gesellschaft für Pommersche Geschichte, Altertumskunde und Kunst e. V. Balt. Stud. N. F. 47, 1960, 162–163.
- Eggers 1961: Ders., Pommersche Vorgeschichtsforschung im Exil (1945–1960). Balt. Stud. N. F. 48, 1961, 75–104.
- Friedrich 1936: Oberfeldmeister Friedrich, Spaten und Ähre. Gedanken über den Reichsarbeitsdienst in Demmin. In: Festschrift zur 700-Jahrfeier der Stadt Demmin, 27. Juni bis 5. Juli 1936. Stralsund: Pommersche Zeitung 1936, 67–72.
- Frieser 1995: K.-H. Frieser, Blitzkrieg-Legende. Der Westfeldzug 1940. Operationen des Zweiten Weltkrieges 2. München: Oldenbourg 1995.
- Gau 1939: H. Gau, Die Westgermanen in Vorpommern zur ältesten Eisenzeit. Ungedruckte Dissertation Universität Greifswald 1939.
- Gau/von Krüdener 1937: H. Gau/W. Baron von Krüdener, Ein jungsteinzeitliches Flachgrab in Ludwigsburg, Kreis Greifswald. In: Neue Funde der Stein- und Bronzezeit aus Pommern = Mitt. Vorgesch. Seminar Univ. Greifswald 10, 1937, 15–31.
- Gerlach 1998: Ch. Gerlach, Krieg, Ernährung, Völkermord. Forschungen zur deutschen Vernichtungspolitik im Zweiten Weltkrieg. Hamburg: Hamburger Edition 1998.
- Gerlach 1999: Ders., Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944. Hamburg: Hamburger Edition 1999.
- Göserich 1984: G. Göserich, 100 Jahre Bund deutscher Bibelkreise – 100 Jahre evangelische Schülerarbeit. Christenlehre 37, 1984, 249–256.

- Götz von Olenhusen 1987: I. Götz von Olenhusen, Jugendreich, Gottesreich, Deutsches Reich. Junge Generation, Religion und Politik 1928–1933. Archiv Dt. Jugendbewegung 2. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1987.
- Grünert 2002: H. Grünert, Gustaf Kossinna (1858–1931). Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Vorgesch. Forsch. 22. Rahden/Westf.: Marie Leidorf 2002.
- Grüttner 1995: M. Grüttner, Studenten im Dritten Reich. Paderborn u. a.: Schöningh 1995.
- Haar 2009: I. Haar, Zur Sozialstruktur und Mitgliederentwicklung der NSDAP. In: W. Benz (Hrsg.), Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2009, 60–73.
- Halle 2001: U. Halle, »Der Reichsführer SS wird sich für positive Ergebnisse an den Externsteinen stark interessieren.« Die Mittelalterarchäologie im Spannungsfeld nationalsozialistischer Forschung und Propaganda. Mitt. Arbeitsgem. Arch. Mittelalter u. Neuzeit 12, 2001, 50–54.
- Halle 2002: Dies., »Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch!« Prähistorische Archäologie im Dritten Reich. Sonderveröff. Naturwiss. u. Hist. Ver. Lippe 68. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2002.
- Halle/Mahsarski 2013: U. Halle/D. Mahsarski, Forschungsstrukturen. In: Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz [anlässlich der Ausstellung »Graben für Germanien – Archäologie unterm Hakenkreuz«, Focke-Museum, Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, 10. März bis 8. September 2013]. Stuttgart: Theiss 2013, 57–64.
- Hartmann/Hürter/Jureit 2005: Ch. Hartmann/J. Hürter/U. Jureit, Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte. München: Beck 2005.
- Hassmann 2002: H. Hassmann, Archäologie und Jugend im »Dritten Reich«. Ur- und Frühgeschichte als Mittel der politisch-ideologischen Indoktrination von Kindern und Jugendlichen. In: A. Leube/M. Hegewisch (Hrsg.), Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945. Stud. Wiss. u. Universitätsgesch. 2. Heidelberg: Synchron 2002, 107–146.
- Hassmann/Jantzen 1994: H. Hassmann/D. Jantzen, »Die deutsche Vorgeschichte – eine nationale Wissenschaft.« Das Kieler Museum vorgeschichtlicher Altertümer im Dritten Reich. Offa 51, 1994, 9–23.
- von Hellfeld 1987: M. von Hellfeld, Bündische Jugend und Hitlerjugend. Zur Geschichte von Anpassung und Widerstand 1930–1939. Archiv Dt. Jugendbewegung 3. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1987.
- Hollnagel 1958: A. Hollnagel, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler und Funde des Kreises Neustrelitz. Vor- u. frühgesch. Denkmäler u. Funde Gebiet Deutschen Demokratischen Republik 1. Schwerin: Petermännken-Verlag 1958.
- Hoßfeld 2005: U. Hoßfeld, Geschichte der biologischen Anthropologie in Deutschland. Von den Anfängen bis in die Nachkriegszeit. Wissenschaftskultur um 1900 2. Stuttgart: Steiner 2005.
- Hubatsch 1975: W. Hubatsch, Kurzchronik. In: U. Smidt (Hrsg.), Dokumente Evangelischer Jugendbünde. Wandlungen zwischen zwei Weltkriegen. Stuttgart: Evangelisches Verlagswerk 1975, 13–14.
- Jacobsen 1982: H.-A. Jacobsen (Bearb.), Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab) 1940–1945. Band I: 1. August 1940 – 31. Dezember 1941. München: Pawlak 1982.
- Kaschuba 2002: W. Kaschuba, Am Ort der Geschichte. In: A. Leube/M. Hegewisch (Hrsg.), Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945. Stud. Wiss. u. Universitätsgesch. 2. Heidelberg: Synchron 2002, 13–16.

- Kaufmann/Kaufmann 2006: J. E. Kaufmann/H. W. Kaufmann, *Fortress France. The Maginot Line and French Defenses in World War II*. Westport, Connecticut u.a.: Praeger Security International 2006.
- Klemperer 1990: V. Klemperer, LTI. Notizbuch eines Philologen. Leipzig: Reclam ³1990 [Erstausgabe Berlin 1947].
- Klink 1983: E. Klink, Heer und Kriegsmarine. In: H. Boog/J. Förster/J. Hoffmann/E. Klink/R.-D. Müller/G. R. Ueberschär (Hrsg.), *Der Angriff auf die Sowjetunion. Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg 4*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1983, 451–652.
- Kneip 1974: R. Kneip, Jugend der Weimarer Zeit. Handbuch der Jugendverbände 1919–1938. Quellen u. Beitr. Gesch. Jugendbewegung 11. Frankfurt a.M.: Dipa-Verlag 1974.
- Krall 2005: K. Krall, *Prähistorie im Nationalsozialismus: Ein Vergleich der Schriften von Herbert Jankuhn und Hans Reinerth zwischen 1933 und 1939*. Unveröffentlichte Magisterarbeit Universität Konstanz 2005.
- Kunkel 1938a: O. Kunkel, Wilhelm Petzsch. Nachrbl. Dt. Vorzeit 14, 1938, 177–180.
- Kunkel 1938b: Ders., Bericht aus Pommern. Nachrbl. Dt. Vorzeit 14, 1938, 180–191.
- Kunkel 1938c: Ders., Urgeschichte. Zugleich Tätigkeitsbericht des Staatlichen Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer in Pommern. Balt. Stud. N. F. 40, 1938, 310–336.
- Kunkel 1939: Ders., Urgeschichte (Zugleich Bericht des Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer in Pommern). Balt. Stud. N. F. 41, 1939, 259–316.
- Kunkel 1940a: Ders., Bericht aus Pommern. Nachrbl. Dt. Vorzeit 16, 1940, 169–173.
- Kunkel 1940b: Ders., Allgemeines aus der Museumsarbeit (Zugleich Bericht des Museumspfleger für Pommern). Balt. Stud. N. F. 42, 1940, 274–278.
- Kunkel 1940c: Ders., Urgeschichte (Zugleich Bericht des Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer in Pommern). Balt. Stud. N. F. 42, 1940, 279–339.
- Kunkel 1940d: Ders., Wilhelm Petzsch zum Gedächtnis. Mitt. Vorgesch. Seminar Univ. Greifswald 11/12 [Gedächtnisschrift W. Petzsch], 1940, 15–22.
- Leube 1992: A. Leube, Wilhelm Petzsch – ein bedeutender Archäologe auf Rügen. Mitt. Ur- und Frühgesch. Ostmecklenburg u. Vorpommern 39, 1992, 4.
- Leube 2010: Ders., *Prähistorie zwischen Kaiserreich und wiedervereinigtem Deutschland. 100 Jahre Ur- und Frühgeschichte an der Berliner Universität Unter den Linden*. Stud. Arch. Europas 10. Bonn: Habelt 2010.
- Mangelsdorf 1997: G. Mangelsdorf, Ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik – Zum 50. Todestag von Prof. Dr. Carl Engel. In: G. Mangelsdorf (Hrsg.), *Tradition und Fortschritt archäologischer Forschung in Greifswald*. Greifswald. Mitt. 2. Frankfurt a.M. u.a.: Lang 1997, 9–24.
- Mangelsdorf 2007: Ders. (Hrsg.), *Zwischen Greifswald und Riga. Auszüge aus den Tagebüchern des Greifswalder Rektors und Professors der Ur- und Frühgeschichte, Dr. Carl Engel, vom 1. November 1938 bis 26. Juli 1945*. Beitr. Gesch. Univ. Greifswald 7. Stuttgart: Steiner 2007.
- Nolzen 2009: A. Nolzen, Vom »Jugendgenossen« zum »Parteigenossen«. Die Aufnahme von Angehörigen der Hitler-Jugend in die NSDAP. In: W. Benz (Hrsg.), *Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2009, 123–150.
- Oeckel 1936: F. Oeckel, Festschrift zur Feier des 375jährigen Bestehens des Gymnasiums zu Greifswald 1561–1936. Greifswald: Hartmann 1936.
- Pape 2002: W. Pape, Zur Entwicklung des Faches Ur- und Frühgeschichte in Deutschland bis 1945. In: A. Leube/M. Hegewisch (Hrsg.), *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945*. Stud. Wiss. u. Universitätsgesch. 2. Heidelberg: Synchron 2002, 163–226.
- Petzsch 1937: Ders., Aus der Arbeit des Vorgeschichtlichen Seminars der Universität Greifswald im Grenzkeise Bütow (Pommern): Steinhügelgräber bei Pyaschen. Mitt. Vorgesch. Seminar Univ. Greifswald 10, 1937, 35.

- Pohl 2005: D. Pohl, Die Kooperation zwischen Heer, SS und Polizei in den besetzten sowjetischen Gebieten. In: Ch. Hartmann/J. Hürter/U. Jureit (Hrsg.), Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte. München: Beck 2005, 107–116.
- Post 1995: W. Post, Unternehmen Barbarossa. Deutsche und sowjetische Angriffspläne 1940/41. Hamburg u. a.: Mittler 1995.
- Priepke 1960: M. Priepke, Die evangelische Jugend im Dritten Reich 1933–1936. Schriftenr. Inst. Wissensch. Politik Marburg/Lahn 7. Hannover u. a.: Goedel 1960.
- Schmidt 1987: A. Schmidt, Zur Geschichte der ATV Arminia zu Tübingen. In: Altherrenverband der ATV Arminia zu Tübingen (Hrsg.), 100 Jahre ATV Arminia zu Tübingen 1887–1987. Tübingen: Altherrenverband der ATV Arminia 1987, 18–27.
- Schnitzler/Legendre 2002: B. Schnitzler/J.-P. Legendre, Die Archäologie im Elsass und im Département Moselle zwischen 1940 und 1944. Versuch einer Bilanz. In: H.-P. Kuhnen (Hrsg.), Propaganda. Macht. Geschichte. Archäologie an Rhein und Mosel im Dienst des Nationalsozialismus. Schriftenr. Rhein. Landesmus. 24. Trier: Rheinisches Landesmuseum 2002, 47–56.
- Schönhagen 1991: B. Schönhagen, Tübingen unterm Hakenkreuz. Eine Universitätsstadt in der Zeit des Nationalsozialismus. Beitr. Tübinger Gesch. 4. Stuttgart: Theiss 1991.
- Terberger 1997: Th. Terberger, Verlust und Wiederkehr – die Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer in den Nachkriegswirren. In: G. Mangelsdorf (Hrsg.), Tradition und Fortschritt archäologischer Forschung in Greifswald. Greifswald. Mitt. 2. Frankfurt a. M. u. a.: Lang 1997, 25–32.
- Tessin 1973: G. Tessin, Die Landstreitkräfte 131–200. Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939–1945 7. Osnabrück: Biblio-Verlag 1973.
- Tessin 1974: Ders., Die Landstreitkräfte 281–370. Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939–1945 9. Osnabrück: Biblio-Verlag 1974.
- Tessin 1977: Ders., Die Waffengattungen: Gesamtübersicht. Verbände und Truppen der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS im Zweiten Weltkrieg 1939–1945 1. Osnabrück: Biblio-Verlag 1977.
- Umbreit 1979: H. Umbreit, Der Kampf um die Vormachtstellung in Westeuropa. In: H. Umbreit/K. A. Maier/H. Rohde/B. Stegemann (Hrsg.), Die Errichtung der Hegemonie auf dem europäischen Kontinent. Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg 2: Beiträge zur Militär- und Kriegsgeschichte. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1979, 235–327.
- Unruh 2002: F. Unruh, »Einsatzbereit und opferwillig«. Drei Wissenschaftler des Rheinischen Landesmuseums Trier im Dienst in den besetzten Westgebieten (Wolfgang Dehn, Wolfgang Kimmig, Harald Koethe). In: H.-P. Kuhnen (Hrsg.), Propaganda. Macht. Geschichte. Archäologie an Rhein und Mosel im Dienst des Nationalsozialismus. Schr. Rheinischen Landesmuseums Trier 24. Trier: Rheinisches Landesmuseum 2002, 151–188.
- Wagner 1977: E. Wagner, Johannes Gustav Riek 1900–1976. Fundber. Baden-Württemberg 3, 1977, 617–618.
- Wenzel 2009: M. Wenzel, Die NSDAP, ihre Gliederungen und angeschlossenen Verbände. Ein Überblick. In: W. Benz (Hrsg.), Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2009, 19–38.
- Werner 1964: A. Werner, SA und NSDAP. SA: »Wehrverband«, »Parteigruppe« oder »Revolutionsarmee«? Studien zur Geschichte der SA und der NSDAP 1920–1933 [Ungedr. Diss. Univ. Erlangen – Nürnberg 1964].

Björn Rauchfuß

Freie Universität Berlin, Institut für Prähistorische Archäologie,
 Fabekstraße 23–25, 14195 Berlin, Deutschland
 bjoern.rauchfuss@fu-berlin.de

Matthias Blessing

Risiko – Eine mögliche Ursache für Veränderungen innerhalb frühmesolithischer Mikrolithinventare

Zusammenfassung

Unter »Mikrolithisierung« wird gemeinhin die fortschreitende Verkleinerung der Silex-artefakte im frühen Holozän verstanden. Dieser Prozess wird in der deutschsprachigen Forschung zwar regelmäßig konstatiert, jedoch meist ohne etwaige Ursachen zu erwägen oder zu diskutieren. Im diesem Beitrag werden vier verschiedene Hypothesen vorgestellt, die sich mit Inventarveränderungen unter rezenten Jäger-/Sammlergruppen auseinandersetzen. Ein Vergleich dieser Hypothesen ergab, dass der Faktor »Risiko« wohl den größten Einfluss auf Veränderungen in den untersuchten Inventaren hat. Um die Hypothese auf archäologisches Material anwenden zu können, wurden die Maßeinheiten für Inventar-diversität und -komplexität im Sinne der Middle Range Theory angepasst. Getestet wurde die Risikohypothese an ausgewählten mesolithischen Inventaren aus Nord- und Süd-deutschland. Die Analysen des archäologischen Materials stimmten mit den Vorhersagen der Risikohypothese überein, weshalb die Mikrolithisierung als Reaktion auf ein gestiegenes Risiko, im Sinne des Auftretens von Versorgungsengpässen insbesondere während des Frühmesolithikums, interpretiert werden kann.

Schlüsselwörter: Inventarveränderung, Mesolithikum, Mikrolithisierung, Risiko, Subsistenzsystem

Risk – A Possible Reason for Changes in Early Mesolithic Microlith Assemblages

Abstract

»Microlithisation« is generally understood as the proceeding reduction of size of flint artefacts in the early Holocene. This process has been stated continuously in German research, but without considering or discussing possible causes. Four competing hypotheses that have been employed to changes among ethnographically described hunter-gatherer assemblages will be presented in this article. A comparative analysis of these hypotheses yielded that risk is the most important factor for changes in the analyzed hunter-gatherer assemblages. In order to make the hypothesis applicable to archaeological assemblages, the measures for complexity and diversity of toolkits have been adjusted in terms of the Middle Range Theory. Some Mesolithic assemblages of Northern and Southern Germany have been analyzed against the background of the risk hypothesis. The analyses of the archaeological material matched with the predictions of the risk hypothesis – this is why

»microlithisation« can be seen as reaction to an increasing risk in terms of resource failure, especially during the Early Mesolithic.

Keywords: Toolkit variation, microlithisation, Mesolithic, risk, subsistence

Einleitung

Der Begriff »Mikrolithisierung« existiert in der deutschen Mesolithikumsforschung nicht, sondern ist die wörtliche Übersetzung des englischen Begriffs *microlithisation*. In der englischsprachigen Diskussion versteht man darunter im Allgemeinen eine Tendenz zur Verkleinerung von Artefakten (Spikins 2008, 8; Pluciennik 2008, 337). Inwieweit diese Definition als ausreichend gelten kann, wird zu einem späteren Zeitpunkt diskutiert.

Da Technologie nicht als Selbstzweck, sondern nur im Kontext allgemeiner Verhaltensweisen verstanden werden kann, ist es notwendig Faktoren zu identifizieren, die Einfluss auf die Technologie ausüben. Die Mikrolithik ist untrennbar mit der Subsistenz mesolithischer Jäger und Sammler verknüpft, weshalb es unerlässlich ist, diese Technologie vor einem theoretischen Hintergrund des Subsistenzverhaltens wildbeuterischer Gesellschaften zu diskutieren. Grundlegend für das Verständnis der gängigen Theorien zur Subsistenz von Jägern und Sammlern ist die Kenntnis der Umweltfaktoren. Für späteiszeitliche Jäger und Sammler dürfte die fortschreitende Wiederbewaldung Mitteleuropas ein entscheidender Umweltfaktor gewesen sein, der Einfluss auf die Entwicklung der Technologie gehabt haben dürfte und sich damit im archäologischen Material manifestieren müsste.

In diesem Beitrag liegt der Fokus auf der Risikohypothese, wie sie von R. Torrence 1989 formuliert wurde. Um die Anwendbarkeit auf archäologisches Material zu überprüfen, wurden die Mikrolithen ausgewählter Fundstellen aus Nord- und Süddeutschland unter verschiedenen Aspekten analysiert. Als Arbeitshypothese diente dabei die Annahme, dass die ausgewählten Mikrolithinventare Veränderungen unterliegen, die durch ein steigendes Risiko während des Frühmesolithikums erklärt werden können. »Risiko« steht dabei für die Gefahr, eine angestrebte Nahrungsressource nicht vorzufinden.

Theoretische Grundlagen zur Subsistenz prähistorischer Jäger und Sammler

Es ist unabdingbar, den Blick auch hin zur sozio-ökonomischen Organisation von Jäger-/Sammlergesellschaften zu wenden, um den möglichen Ursachen der Entwicklung der mikrolithischen Technologie nachzugehen. Seit den 1990er Jahren ist eine gewisse Stagnation bezüglich neuer Theorien und Modelle zur Lebensweise von Jägern und Sammlern zu verzeichnen. Die in der deutschsprachigen Forschung übernommenen Theorien entstammen größtenteils der *New Archaeology* und wurden seither nicht grundlegend verändert. Dies allein wäre nicht kritisch, wenn zusätzlich neue

Theorien und Modelle entwickelt oder übernommen worden wären, doch passierte das in Deutschland nur vereinzelt. Die im Folgenden präsentierten Theorien stellen eine Auswahl dar und wurden deshalb gewählt, weil sie sich nach Ansicht des Autors, mit neueren Überlegungen zur Subsistenz prähistorischer Jäger-/Sammlergesellschaften verbinden lassen.

Wichtig für die Diskussion der Technologieentwicklung ist die *Middle Range Theory*, weil sie eine logische Verbindung zwischen empirischen Generalisierungen und abstrakten Theorien herzustellen vermag (Raab/Goodyear 1984, 257). Dabei werden Technologie, Subsistenz und Siedlungsstrukturen mit in die Untersuchung einbezogen (Bettinger 1991, 64). Erklärtes Ziel aller *Middle-Range*-Untersuchungen ist es, von statischen archäologischen Hinterlassenschaften auf dynamische Prozesse rückzuschließen, die zum Zustandekommen der Fundsituation geführt haben (Kind 2003, 13). Um die dynamischen Prozesse der Vergangenheit zu identifizieren, müssen die Triebkräfte, die die archäologische Überlieferung verursacht haben, verstanden werden, da das Verständnis dieser Kräfte hilft, die Überlieferung zu interpretieren (Bettinger 1991, 73). In der Paläolithforschung wird gemeinhin die Umwelt als stärkster Einflussfaktor auf Jäger und Sammler gesehen. Sie begrenzt die Verfügbarkeit der natürlichen Ressourcen und nimmt dadurch direkt Einfluss auf die sozialen und ökonomischen Verhältnisse der Siedlungsstrukturen (ebd. 77). Dabei bewegt sich das Verhalten von Jägern und Sammlern zwischen den zwei Extremen der *foragers* und der *collectors* (Binford 1980, 5; Bettinger 1991, 64 f.).

Die Unterscheidung von *foragers* und *collectors* basiert im Wesentlichen auf den Thesen von L. R. Binford, der in seinem Aufsatz »*Willow Smoke and Dogs' Tails*« (1980) verschiedene Untersuchungen rezenter Jäger/Sammler-Gruppen zusammentrug und aus diesen Daten Modelle zur Lebensweise mobiler Gesellschaften entwickelte. Auf der Basis dieser Modelle leitete er Thesen zur Auffindungswahrscheinlichkeit und Interpretation von Fundstellen prähistorischer Jäger und Sammler ab. Die erste grobe Unterscheidung gliedert Jäger- und Sammlergesellschaften bzw. deren Subsistenzsysteme in *foraging* und *collecting* (ebd. 5). Dass diese Einteilung, wie jede Kategorisierung in der Archäologie, nicht den tatsächlichen Zustand widerspiegeln kann, sondern dass es sich um zwei Extreme handelt, zwischen denen ein Kontinuum existiert, liegt auf der Hand (ebd. 19; Kind 2003, 13). Das auffallendste Charakteristikum der als *foragers* bezeichneten Gruppen ist, dass sie keine bzw. keine nennenswerte Vorratshaltung betreiben und die daraus resultierende hohe Wohnplatz-Mobilität (engl. *residential mobility*). Diese Art der Mobilität beschreibt die Praxis, den Standort des *residential camp* (Basislager) häufig zu verlegen. Aufgrund der mit dieser Lebensweise verbundenen Aktivitäten, ergeben sich für Archäologen Möglichkeiten, aus der statischen Fundsituation Rückschlüsse auf die dynamischen Prozesse, die zu der angetroffenen Situation geführt haben, zu ziehen. Die nicht-vorratshaltende Lebensweise macht aufgrund der meist inhomogenen Verteilung von Ressourcen in der Natur einen relativ häufigen Wohnplatzwechsel notwendig. Binford bezeichnet diese Verteilung verschiedener Ressourcen in der Natur als *patches* (Binford 1980, 5). Diese *patches* von sich regenerierenden Ressourcen führen zu einer häufigen Wiederkehr an einen bestimmten Ort, was den ephemeren Charakter der Basislager ausgleicht. Die archäologischen Hinterlassenschaften werden auf diese Weise nicht durch lange kontinuierliche Nutzungsdauer eines Platzes,

sondern durch häufige Wiederbenutzung eines Platzes generiert (ebd. 7). Damit steigen gleichzeitig die Chancen, ein solches Basislager überhaupt aufzufinden. Anders verhält es sich bei der zweiten Kategorie von durch *foragers* genutzten Plätzen, den sogenannten *locations*. So bezeichnet Binford Plätze, die nur äußerst kurz für spezifische Tätigkeiten genutzt wurden. Der geringen und einmaligen Nutzungsdauer solcher Plätze ist es geschuldet, dass diese archäologisch kaum aufzufinden sind, da der Einsatz, der Verschleiß und damit auch das Zurücklassen oder Verlieren von Werkzeugen in so geringem Maße stattfindet, dass sich keine als Fundplatz identifizierbare Artefaktkonzentration ergibt (ebd. 9). Der Archäologe hat also faktisch gesehen nur die Möglichkeit, die *residential camps* zu identifizieren, da die *locations* im archäologischen Alltag in der Regel nicht als Fundplatz im engeren Sinne identifiziert werden können (ebd. 10). Aus der beschriebenen Lebensweise und den Überlieferungsumständen ergeben sich aber dennoch Möglichkeiten der weiterführenden Interpretation von Fundplätzen hochmobiler Gruppen. So kann die Variabilität zwischen einzelnen, als *residential camps* identifizierten Fundplätzen, auf saisonal begrenzte Aktivitäten zurückgeführt werden und somit unterschiedliche Belegungszeiträume widerspiegeln (ebd. 9 f.).

Kennzeichen der als *collectors* bezeichneten Gruppen ist im Gegensatz zu den *foragers* das Anlegen von Vorräten, also eine logistisch organisierte Subsistenzstrategie. Dies bedeutet, im Gegensatz zur hochmobilen Lebensweise der *foragers*, dass die Mobilität im Wesentlichen auf einzelne kleine und spezialisierte Gruppen beschränkt ist, die das nur wenig mobile Basislager versorgen. Diese *task groups* operieren im weiteren Umfeld des Hauptlagers und errichten dort Satellitenstationen, auch *field camps* genannt (ebd. 10). Diese Stationen werden von den *task groups* als kurzfristige Wohnplätze genutzt, wo diese schlafen, essen und Werkzeuge instand halten. Da sie immer wieder frequentiert werden, sind die *field camps* archäologisch relativ gut erkennbar, auch wenn das Artefaktaufkommen vergleichsweise gering ist. *Collectors* nutzen neben dieser Kategorie von Fundplatz nach Binford noch zwei weitere: die *stations* und die *caches*. Als *stations* bezeichnet er Plätze, die dem Sammeln von Informationen, beispielsweise über Wildbewegungen, dienen. Von solchen Plätzen aus werden Jagdzüge geplant, aber nicht unbedingt auch ausgeführt. *Caches* bezeichnet eine Art von Platz, an dem kurzfristig Vorräte außerhalb der Basis gelagert werden. Beiden Fundplatztypen ist zu eigen, dass sie aufgrund der geringen Verwendung von Werkzeugen und der nur kurzfristigen Nutzung archäologisch kaum zu identifizieren sind (ebd. 12).

Aus den vorangegangenen Ausführungen zu Binfords Kategorisierung von Jägern und Sammlern geht hervor, dass es dem Archäologen möglich sein sollte, anhand der inneren Struktur eines Fundplatzes in gewissem Maße Rückschlüsse auf das Subsistenzsystem der Gruppe, die den Platz genutzt hat, zu ziehen. Im Besonderen spielen hierbei *field camps* eine Rolle, da sie aus archäologischer Sicht das Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen *foragers* und *collectors* darstellen. Kann man eine archäologische Fundstelle als *field camp* identifizieren, so ergibt sich daraus, dass die ehemaligen Nutzer tendenziell eine logistisch organisierte Subsistenzstrategie verfolgten – tendenziell deshalb, weil zwischen *foragers* und *collectors* eine ganze Serie von Subsistenzsystemen denkbar sein kann, die nicht ausschließlich dem einen oder dem anderen Extrem zuzuordnen ist.

Hypothesen zu Ursachen von Veränderungen in Werkzeuginventaren bei Jägern und Sammlern

In einem Aufsatz aus dem Jahr 2005 überprüften M. Collard u. a. vier Hypothesen, die als Ursachen für Inventarveränderungen in Jäger- und Sammlergesellschaften diskutiert werden. Dabei ging es darum, welche dieser Hypothesen die Veränderung eines Inventars zur Nahrungsbeschaffung am besten erklären kann. Als mögliche Ursachen wurden dabei die Variabilitäten der Eigenschaften der Nahrungsquelle(n), des Risikos eines Ressourcenversagens, der Wohnplatz-Mobilität und der Bevölkerungsgröße untersucht (Collard u. a. 2005, 1). Mittels einer multiplen Regressionsanalyse versuchten sie herauszufinden, welcher dieser Faktoren den größten Einfluss auf die Zusammensetzung von Werkzeuginventaren hat. Der Terminus Werkzeuginventar bezieht sich in diesem Zusammenhang jedoch nur auf die Teile eines Inventars, die zur Nahrungsbeschaffung genutzt werden.

Die Klassifizierung und Quantifizierung der Inventare erfolgte auf der Basis einer von W. H. Oswalt 1976 durchgeführten Studie, die die Grundlage fast aller getesteten Hypothesen darstellt. Oswalt definierte drei Typen von Werkzeugen, aus denen ein wildbeuterisches Inventar zur Nahrungsbeschaffung besteht. Als »*instruments*« werden Werkzeuge zur Nahrungsbeschaffung bezeichnet, die für die Ausbeutung von Nahrungsquellen genutzt werden, die nicht zu nennenswerter Mobilität fähig sind (Oswalt 1976, 64). Den zweiten Typ nennt er »*weapons*« und definiert ihn als Gerät, das während des Gebrauchs von Menschen geführt wird und dem Zweck der Verwundung oder Tötung von Beutetieren dient (ebd. 79). Den dritten Typ nennt er »*facility*«, und charakterisiert ihn folgendermaßen: Eine Installation, die die Bewegung von einzelnen Tieren oder Herden kontrolliert oder zumindest zum Vorteil des Menschen beeinflusst. Eine permanente Überwachung der Installation durch den Menschen ist dabei nicht vonnöten.¹ (ebd. 105).

Weiterhin unterscheidet er zwischen »*simple subsistants*« und »*complex subsistants*«, wobei *subsistant* ein Begriff ist, den er selbst erfunden hat und der für Werkzeuge benutzt werden soll, die ausschließlich mit der Nahrungsbeschaffung in Verbindung stehen. Ein »*simple subsistant*« behält seine Erscheinungsform vor, während und nach dem Gebrauch bei, während ein »*complex subsistant*« immer aus mehr als einer Komponente besteht, die ihr physisches Verhältnis zueinander während des Gebrauchs verändern (ebd. 27 f.). Um eine transkulturelle Vergleichbarkeit herzustellen, entwickelte Oswalt verschiedene Maße für die Diversität und Komplexität von Inventaren. Als Maß für die Diversität dient ihm dabei die Anzahl an Werkzeugen eines Inventars. Für die Komplexität definiert er als Maße, die Anzahl technologischer Einheiten im Inventar und die durchschnittliche Anzahl technologischer Einheiten pro Werkzeug (ebd. 38). Eine technologische Einheit meint in diesem Zusammenhang die einzelnen Bestandteile aus denen ein Werkzeug hergestellt ist. Zum Beispiel besteht ein Pfeil aus einem Schaft, einer Fiederung, einer Geschossspitze und gegebenenfalls seitlichen Einsätzen, wobei jedes einzelne dieser Teile eine technologische Einheit darstellt. Im Folgenden sollen die

1 Gemeint sind beispielsweise Fallen oder künstliche Hindernisse.

einzelnen von Collard u.a. (2005) überprüften Thesen vorgestellt werden, bevor das Ergebnis der Regressionsanalyse näher beleuchtet wird.

Die Eigenschaften der Nahrungsquelle

Die von W. Oswalt (1976) aufgestellte These besagt, dass ein Zusammenhang zwischen der Abhängigkeit einer Gesellschaft von mobilen Ressourcen und der Komplexität der von der Gesellschaft genutzten Inventare besteht. Um die These zu überprüfen, untersuchte er die Zusammensetzung der Ernährung und der Geräteinventare von 20 rezenten Jäger-/Sammlergesellschaften. Die Analyse ergab, dass es eine Beziehung zwischen dem Grad der Abhängigkeit einer Gesellschaft von mobilen Ressourcen, also Tieren, und der Komplexität ihres Werkzeuginventars gibt. Als Erklärung für diesen Sachverhalt nahm er an, dass die Ausbeutung mobiler Ressourcen schwieriger ist als die nicht mobiler und somit ein komplexeres Inventar erfordere (Collard u.a. 2005, 2 f.). Auf dieser Basis wurde die These 1999 von A. J. Osborn erweitert, der postulierte, dass aquatische Ressourcen noch mobiler und somit noch schwerer auszubeuten seien als terrestrische und dass daraus folge, dass das Jagdinventar einer wildbeuterischen Gesellschaft umso komplexer sei, je höher deren Abhängigkeit von aquatischen Ressourcen sei.

Risiko² und Inventarveränderung

Die These, dass das Risiko, eine Ressource nicht anzutreffen, Einfluss auf die Zusammensetzung und gegebenenfalls Veränderung eines Inventars hatte, wurde von R. Torrence untersucht (Torrence 1983; 1989). Ihre Hypothese lautet, dass man von Jäger-/Sammlergesellschaften eine steigende Spezialisierung des Werkzeuginventars erwarten könne, je größer der zeitliche Stress³ sei. Als Proxy für zeitlichen Stress bestimmte sie den Breitengrad, da unter der Bedingung ansonsten gleicher Parameter (Höhe ü. NN, Niederschlag etc.) mit zunehmendem Breitengrad die Wachstumsphasen der Pflanzen kürzer würden. Anders ausgedrückt bedeutet dies, dass mit zunehmendem Breitengrad die Anzahl essbarer Pflanzen abnimmt und somit die Abhängigkeit von tierischer Nahrung steigt. Die Hypothese wurde anhand derselben Populationen und Messdaten überprüft, die schon von Oswalt genutzt wurden. Die Analyse erbrachte eine positive und signifikante Korrelation zwischen Breitengrad und Inventardiversität und -komplexität für alle 20 Populationen, d.h. je höher der Breitengrad, desto höher die Diversität und Komplexität eines Inventars (Collard u. a. 2005, 4). Torrence erweiterte diese Hypothese dann um den Risikofaktor, eine Ressource nicht anzutreffen und den damit verbundenen Konsequenzen (Torrence 1989; 2000). Sie argumentierte, dass stärker spezialisierte Werkzeuge das Risiko eines Ressourcenversagens minderten und somit Gesellschaften,

2 Risiko ist in diesem Zusammenhang als äquivalent zur Wahrscheinlichkeit, eine anvisierte Beute nicht zu fangen oder zu töten, zu verstehen (Torrence 1989, 59).

3 Als zeitlicher Stress wird in diesem Zusammenhang die Limitierung der für die Nahrungsbeschaffung zur Verfügung stehenden Zeit bezeichnet. Limitierende Faktoren sind zum einen die Länge der Wachstumsaison in einem Habitat, zum anderen die Länge der Tage oder der zeitliche Aufwand bei der Beschaffung tierischer oder pflanzlicher Nahrung (Torrence 1983, 12).

die eher mit einem solchen Risiko konfrontiert werden, auch in stärkerem Maße spezialisierte Inventare hervorbringen. Unterschieden wird dabei zwischen einem lang- und einem kurzfristigen Risiko. Unter langfristigem Risiko versteht sie die Verfügbarkeit von Nahrung auf einen Jahreszyklus gesehen, also die Länge der Wachstumsaison. Kurzfristiges Risiko meint den unmittelbaren Misserfolg bei der Jagd oder generell bei der Nahrungsbeschaffung, sozusagen das Risiko auf der täglichen Ebene. Zur Überprüfung dieser These kombinierte Torrence ihre eigene oben erwähnte These mit der von Oswalt. Als Proxys für das Risiko können ihrer Meinung nach sowohl die Entfernung vom Äquator als auch die Mobilität der Beute gelten, da mit dem höheren Breitengrad die globale Verfügbarkeit von Biomasse abnehme und durch die höhere Mobilität der Beute das Risiko steige, diese nicht anzutreffen. Dass die beiden bereits durchgeführten Analysen eine positive Korrelation zwischen Inventardiversität und -komplexität und den Proxys für Risiko erbrachten, sieht sie als Beleg dafür, dass Inventarveränderung als Risikomanagement dient (Torrence 2000, 77 ff.).

Wohnplatz-Mobilität und Inventarveränderung

Die Hypothese, dass die Wohnplatz-Mobilität Einfluss auf die Struktur eines Werkzeuginventars hat, geht auf M. Shott (1986) zurück. Er begründet die Annahme einer Korrelation zwischen Mobilität und Inventarkomplexität mit dem logistischen Aufwand. Zur Überprüfung dieser These verglich er Werkzeuganzahl und Anzahl technologischer Einheiten pro Werkzeug mit der Anzahl der Wohnplatzwechsel pro Jahr, der dadurch jährlich zurückgelegten Distanz, der durchschnittlich zurückgelegten Distanz jedes Wohnplatzwechsels in Kilometern und dem damit abgedeckten Areal in Quadratkilometern bei 14 historisch überlieferten Jäger-/Sammlerpopulationen. Zusätzlich analysierte er die Verbindung zwischen technologischen Variablen, effektiver Temperatur und der primären Umweltproduktivität, da diese Variablen direkten Einfluss auf die Mobilität von Jägern und Sammlern hätten. Das Ergebnis seiner Analyse ist bestenfalls als nicht eindeutig zu bezeichnen. Eine positive Korrelation ergab sich bei der Untersuchung von Inventardiversität und der Frequenz der Wohnplatzwechsel. Hier gilt: Je höher die Mobilität, desto niedriger die Inventardiversität. Eine negative Korrelation ergab sich bei der Analyse von Inventardiversität und der zurückgelegten Distanz, zwischen Inventarkomplexität und Frequenz der Wohnplatzwechsel oder der dabei durchschnittlich zurückgelegten Distanz sowie zwischen Inventardiversität und -komplexität und dem abgedeckten Areal. Die Beziehung zwischen den technologischen Variablen und effektiver Temperatur bzw. primärer Umweltproduktivität war dagegen nicht signifikant (Collard u. a. 2005, 5).

Populationsgröße und Inventarveränderung

Die Hypothese einer Beziehung zwischen der Größe einer Population und der Veränderung eines Werkzeuginventars stammt aus einem Modell zur kulturellen Evolution von S. Shennan (2001). Zur Überprüfung seiner These bediente er sich eines Modells aus dem Bereich der Genetik von Peck u. a. (1997), demzufolge eine Mutation entweder förderlich oder schädlich sein kann und dass es eine Korrelation zwischen der Tauglichkeit eines Allels⁴ vor und nach der Mutation gibt. Shennan modifizierte das Modell auf zwei verschiedene Weisen zur Überprüfung seiner These. Zunächst geht er davon aus, dass eine Weitergabe von erlernbaren Fähigkeiten nur von einem »kulturellen Elternteil« an einen »kulturellen Nachkommen« stattfindet. Die zweite Modifikation beinhaltet die Möglichkeit der Weitergabe zwischen Angehörigen zweier Generationen, wobei das ältere Individuum biologisch nicht mit dem jüngeren verwandt sein muss. Dabei fand er heraus, dass die durchschnittliche Überlebenschance einer Population steigt, wenn die effektive Populationsgröße steigt (Shennan 2001, 13). Dies bedeutet, dass der Nutzen für die Gesellschaft umso größer ist, je mehr Kommunikation zwischen biologisch nicht verwandten Angehörigen unterschiedlicher Generationen stattfindet. Dadurch hätten allgemein größere Populationen bezogen auf kulturelle Innovationen einen Vorteil gegenüber kleinen (Collard u. a. 2005, 7). Da jede einzelne technologische Einheit eine Innovation darstellt, ist also von größeren Populationen eine höhere Inventarkomplexität zu erwarten, was eine signifikante Korrelation zwischen Populationsgröße und Inventardiversität und -komplexität bedeuten würde (ebd. 6).

Die Regressionsanalyse und ihr Ergebnis

Für den Test der vier bereits erläuterten Hypothesen wurde eine multiple lineare Regressionsanalyse durchgeführt. Verglichen wurden die von Oswalt definierten Werkzeugtypen mit den Einflussfaktoren aus allen vier Hypothesen. Collard u. a. (2005, 11) führten insgesamt zwei Analysen durch, wobei bei der zweiten der Typ der »*facilities*« eliminiert wurde um der These von Shott entgegenzukommen, da dieser Werkzeugtyp üblicherweise nicht transportiert wurde. Beide Analysen dienten zur Überprüfung der Regression der Maßeinheiten für Inventardiversität und -komplexität gegen die Einflussfaktoren. Effektive Temperatur und die primäre Umweltproduktivität konnten als größte Einflussfaktoren auf die Inventarzusammensetzung erkannt werden. Somit wird die Risikohypothese von Torrence gestützt, da diese beiden Faktoren als Proxys für das Risiko des Ressourcenversagens gelten (ebd. 11 f.).

Allerdings weisen schon die Autoren selbst darauf hin, dass dieses Ergebnis nicht als Beweis für die uneingeschränkte Richtigkeit der Risikohypothese gelten kann. Das Ergebnis sei mehr ein Richtungsanzeiger für künftige Untersuchungen zur Veränderung von Inventaren von Jägern und Sammlern. Sie weisen darauf hin, dass die effektive Temperatur und die primäre Umweltproduktivität als Proxys für Risiko im Sinne von Torrence unzureichend sind, weil diese sich auf die primäre Umweltproduktivität

4 Ein Allel bezeichnet eine mögliche Zustandsform eines Gens (ausführlich z. B. Peck u. a. 1997).

beziehen, für viele Jäger und Sammler aber die sekundäre Umweltproduktivität entscheidender sein dürfte (Keeley 1988, 379). In anderen Worten: Für viele Jäger- und Sammlergruppen dürfte die Verfügbarkeit von tierischen Ressourcen entscheidender gewesen sein als die Verfügbarkeit pflanzlicher Ressourcen. Schon Collard u.a. wendeten aber selbst ein, dass dies nicht für alle Jäger-/Sammlergruppen gilt. Sie schlagen deshalb vor, als nächsten Schritt den Einfluss der sekundären Umweltproduktivität zu untersuchen und diesen mit der effektiven Temperatur und der primären Umweltproduktivität zu vergleichen (Collard u.a. 2005, 13). Der zweite Kritikpunkt an der Analyse betrifft die mangelnde Repräsentativität der Studie, in der nur 20 Jäger-/Sammler-Gruppen untersucht wurden, wovon die Hälfte wiederum in Nordamerika beheimatet ist. Hinzu kommt, dass die meisten der untersuchten Gruppen in Küstengebieten leben und nur die wenigsten im Binnenland. Aus den genannten Gründen liefert das Ergebnis der Studie keine Hypothese, die globale Gültigkeit beanspruchen könne (ebd. 14). Nichtsdestotrotz lässt sie sich als Arbeitshypothese verwenden, unter deren Gesichtspunkten die Entwicklung mesolithischer Jagdinventare untersucht werden kann. Es gilt jedoch, gerade bei Modellen und Theorien, die Studien an rezenten Jägern und Sammlern entlehnt sind, eine gewisse Vorsicht walten zu lassen, da eine kongruente Übertragung eben jener Modelle auf prähistorische Gesellschaften nicht ohne Einschränkungen möglich ist (z.B. Kind 2003, 13). In besonderem Maße gilt dies für die mesolithischen Jäger und Sammler in Mitteleuropa, da heute kein Ökotope mehr besteht, welches mit der borealen Umwelt der damaligen Jäger und Sammler vergleichbar wäre.

Schon allein deshalb ist es notwendig für Untersuchungen an archäologischem Material Anpassungen vorzunehmen, wofür sich die *Middle Range Theory* gut eignet. Die archäologischen Inventare lassen sich in der Dynamik ihres Einsatzes nicht mehr beobachten, sondern stehen nur noch als statische Fundsituation zur Verfügung. Um die Risikohypothese dennoch an archäologischem Material überprüfen zu können, schlug schon Torrence selbst Anpassungen in der Quantifizierung der Daten vor. Ihrer Ansicht nach, repräsentiert die Anzahl verschiedener Typen sowie der Anteil von Jagdwerkzeugen im Gesamtinventar die Diversität und Komplexität eines Inventars (Torrence 1989, 61). Dadurch wird eine Verbindung geschaffen, die die direkt beobachteten Inventare der Studie mit den archäologischen Inventaren verbindet und die sich weiterhin archäologisch relativ leicht erfassen lassen. Um dem kurzfristigen Risiko besser begegnen zu können, ließe sich hinzufügen, dass die Geräte umso kleiner werden müssten, je höher das tägliche Risiko.

Datengrundlage

Für eine Untersuchung der Risikohypothese an archäologischem Material eignen sich Mikrolithen am besten, da sie unzweifelhaft mit der Nahrungsbeschaffung in Verbindung stehen. Um festzustellen, was die Ursachen der »Mikrolithisierung« sein könnten, ist es unumgänglich, die Mikrolithen selbst zu untersuchen. Dafür habe ich einige Fundstellen aus Nord- und Süddeutschland ausgewählt und deren Mikrolithinventare zur Analyse herangezogen. Das Ziel war dabei, die Inventarveränderungen innerhalb einer Region zu untersuchen, aber auch eventuelle Unterschiede zwischen Nord- und

Süddeutschland herauszuarbeiten. Die Auswahl der Fundstellen erfolgte entsprechend der Publikationslage, die leider, bezogen auf die Fragestellung, nicht immer optimal war. Teilweise fehlten Angaben zur Gesamtanzahl von Mikrolithen oder modifizierten Geräten. Da jede Analyse in dieser Arbeit einen Bezug zur Zeit herstellt, konnten außerdem nur datierte Fundplätze Berücksichtigung finden.

Die Auswahl der Fundstellen erfolgte letztlich anhand dreier Kriterien. Das erste Kriterium war, dass es sich um einen gegrabenen Fundplatz handelte. Dadurch sollte sichergestellt werden, dass das Mikrolithinventar zumindest im archäologischen Sinne als repräsentativ gelten kann. Da kein unpubliziertes Material zur Verfügung stand, wurde als zweites Kriterium eine ausreichend gute Publikationslage festgelegt. Dies bezog sich im Besonderen auf die Mikrolithen und das Silexinventar eines Fundplatzes. Um alle Angaben in eine zeitliche Relation zu setzen, war es außerdem nötig, dass die Inventare ^{14}C -datiert waren. Nach den genannten Kriterien wurden für Norddeutschland die Wohnplätze 1, 2, 6, 8, 9 und 13 im Duvenseer Moor⁵ und der Fundplatz Wehlendorf 6 (Gerken 1994) ausgewählt. Für Süddeutschland wurden die Siedlungsplätze, Sarching 89/90 (Heinen 2005), Henauhof-Nordwest (Jochim 1993), Siebenlinden 1–5 (Kieselbach u. a. 2000; Kind 2003; Kind u. a. 2012) und das Abri Galgenberg bei Beratzhausen (Heinen 2001), die Fundstelle Malerfels 1 sowie die Schichten 8 und 13 der Jägerhaushöhle (Hahn 1984) ausgewählt (Abb. 1). Andere gegrabene Fundstellen beider Regionen wurden aufgrund der unzureichenden Publikationslage nicht miteinbezogen. Der frühmesolithische Werkplatz von Sarching '83 konnte nicht verwendet werden, da von hier kein ^{14}C -Datum vorliegt. Die Schichten 5 und 6 der Fundstelle Henauhof Nordwest wurden aufgrund der zu geringen Anzahl an Artefakten aus den Analysen ausgeschlossen. Die Fundstelle Friesack 4 wäre wegen der feinen stratigraphischen Auflösung und der Menge an Mikrolithen ideal für diese Arbeit gewesen (Gramsch 2000, 66 ff.; Drafehn u. a. 2003, 40), konnte aber aufgrund der großen Datenmengen und einer noch nicht abgeschlossen Gesamtpublikation nicht mit einbezogen werden.

Um die erfassten Daten anschaulich umsetzen zu können, wurden die kalibrierten ^{14}C -Daten gemittelt, damit es möglich wurde, einzelne Punkte in einem Schaubild zu generieren (Tab. 1).⁶ Um der Frage nach den Ursachen der Mikrolithisierung auf den Grund zu gehen, wurden vom Verfasser drei statistische Analysen durchgeführt. Als erstes erfolgte ein Vergleich der gemittelten Längen und Breiten der Mikrolithen von den ausgewählten Fundstellen. Diese wurden auf eine Zeitachse projiziert um eventuelle Veränderungen der Mikrolithgröße im Lauf der Zeit feststellen zu können. Die zweite Analyse diente der Untersuchung von Veränderungen des Mikrolithanteils im Gerätespektrum der verschiedenen Fundplätze. In der dritten Analyse wurden die Mikrolithspektren der Fundplätze miteinander verglichen, wieder mit dem Ziel eventuelle Veränderungen festzustellen.

5 Schwantes u. a. 1925; Bokelmann 1971; 1991; Bokelmann u. a. 1981; 1985; Holst 2010.

6 Die Daten wurden mithilfe des Programms CalPal gemittelt. Prof. Bernhard Weninger sei an dieser Stelle für die Bereitstellung des Programms und den zugehörigen Datenbanken sowie für hilfreiche Tipps zum Thema meiner Bachelorarbeit (Blessing 2014) herzlichst gedankt.

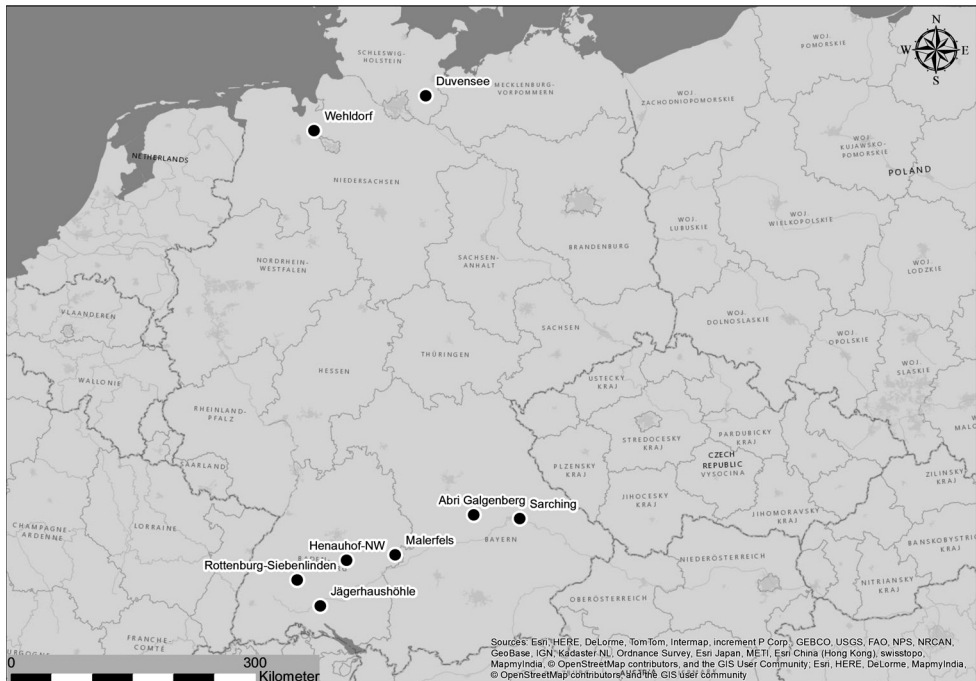


Abb. 1: Kartierung der ausgewählten Fundstellen (© Klaus Cappenberg mit ArcGIS™).

Tab. 1: Übersicht über die C14-Daten mit Anzahl der gemittelten Einzeldatierungen (Eigene Darstellung erstellt mit Microsoft Excel 2007).

Fundstelle	Datierung	Datenanzahl
Du1	8450±115	2
Du13	7828±45	11
Du2	8086±78	5
Du6	8213±114	3
Du8	8853±110	4
Du9	9503±43	4
Ga	7716±107	4
HeNW3	6100±62	5
HeNW4	7117±128	3
Jä13	8980±170	1
Jä8	7108±90	4
Ma1	8317±156	3
Sa83	7063±45	3
Sa89/90	8460±90	1
Si1	7715±60	4
Si2	6803±77	3
Si3-5II	6135±25	10
Si3-5III	7205±25	21
Si3-5IV	7871±53	6
We6	6970±128	5

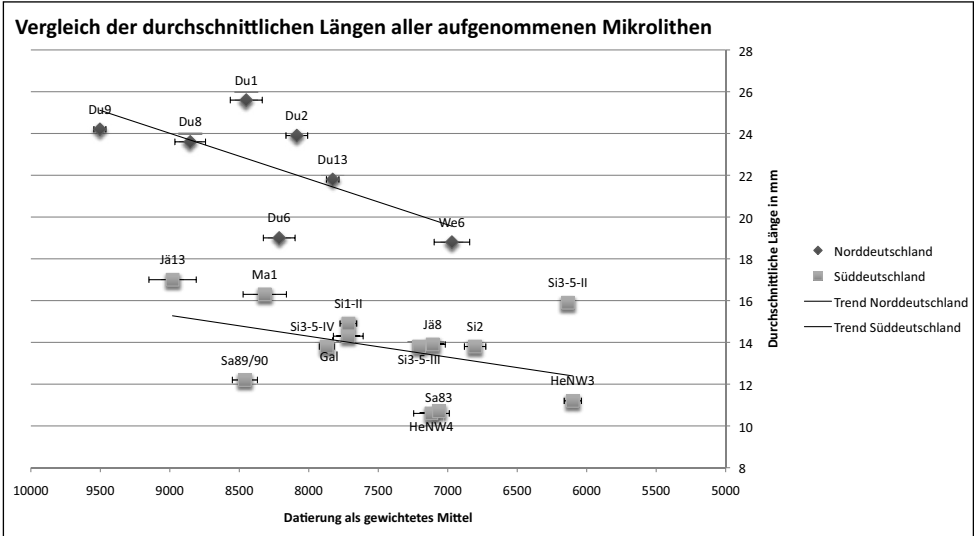


Abb. 2: Vergleich der Längen aller aufgenommenen Mikrolithen aus Nord- und Süddeutschland (Verf., erstellt mit Microsoft Excel 2007).

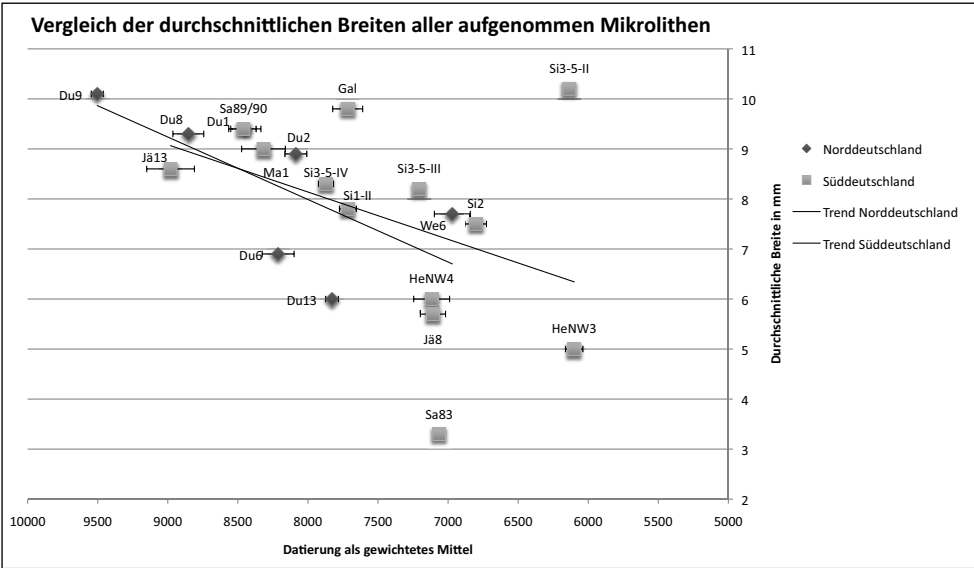


Abb. 3: Vergleich der Breiten aller aufgenommenen Mikrolithen aus Nord- und Süddeutschland (Verf., erstellt mit Microsoft Excel 2007).

Vergleichsanalyse der Längen und Breiten der Mikrolithen

Der Vergleich der mittleren Längen aller in diesem Beitrag berücksichtigten Mikrolithen zeigt, dass es einen Längenunterschied zwischen Nord- und Süddeutschland gibt. Im Norden sind die Mikrolithen etwas länger als im Süden, worauf auch schon M. Heinen (2012, 599) hingewiesen hat.

Allerdings lassen sich noch weitere interessante Tendenzen ablesen (Abb. 2). So zeigen die beiden Trendlinien, dass die Länge der Mikrolithen sowohl im Norden als auch im Süden im Verlauf des Frühmesolithikums abnimmt. Es fällt weiterhin auf, dass die süddeutschen Siedlungsfundstellen durch die Trendlinie, die gleichzeitig den Mittelwert aller Punkte angibt, geteilt werden. Unterhalb der Trendlinie liegen ausschließlich mesolithische Siedlungsfundstellen aus Bayern, während die Punkte oberhalb der Trendlinie verschiedene Schichten der baden-württembergischen Fundstelle Rottenburg-Siebenlinden repräsentieren. Das Abri am Galgenberg liegt zwar in Bayern, seine Lage oberhalb der Trendlinie kann jedoch mit der Klassifikation des Fundplatzes als Jagdstation begründet werden (Heinen 2001, 573). Bedingt durch die kurze Aufenthaltsdauer an solchen Stationen, kann hier eine spezialisiertere, aber gegenüber Siedlungsfundstellen etwas weniger feine Mikrolithik erwartet werden (ebd. 573 f.).

Ob sich hier ein West-Ost-Gefälle der Mikrolithgrößen in Süddeutschland andeutet, muss aber zunächst offen gelassen werden. Hierzu müssten mehr Inventare in die Untersuchung miteinbezogen werden. Die Ursache für die Trennung in Ost und West könnte auch in mikroregionalen Unterschieden in der unmittelbar umliegenden Umwelt der jeweiligen Fundplätze liegen.

Die mittleren Breiten der Fundstellen ergeben im Vergleich ein völlig anderes Bild (Abb. 3). Hier zeigt sich, dass Breiten in Nord- und Süddeutschland relativ gleich verteilt sind. In beiden Regionen lässt sich aber eine Verschlinkung der Mikrolithen mit fortschreitender Zeit erkennen. Interessant ist, dass sich beide Trendlinien einem Wert von 6 mm annähern. Der Eindruck, dass die Verschlinkung im Norden schneller abläuft, entsteht durch die relativ jungen Datierungen des Horizonts II von Siebenlinden 3–5 und der Schicht 3 von Henauhof Nordwest. Diese Datierungen verzerren die Trendlinie ein wenig, weshalb nicht davon auszugehen ist, dass die Verschlinkung im Norden tatsächlich schneller ablief.

Analyse der Mikrolithanteile im Gerätespektrum im südlichen Arbeitsgebiet

In einer zweiten Analyse wurden die prozentualen Anteile der Mikrolithen in den Inventaren Süddeutschlands in eine zeitliche Reihenfolge gesetzt (Abb. 4). Das Diagramm zeigt deutlich, dass der Anteil an Mikrolithen mit der Zeit zunimmt. Diese Beobachtung könnte Grundlage für ein neues beziehungsweise erweitertes Verständnis des Begriffs »Mikrolithisierung« sein.

Wie in jeder Statistik gibt es auch hier Ausreißer, die nach einer Erklärung verlangen. Im Falle des Horizonts IV von Siebenlinden liegt die Erklärung vermutlich in der allgemein geringen Anzahl an Mikrolithen (Kind u. a. 2012, 405 f.). Ebenso könnte es

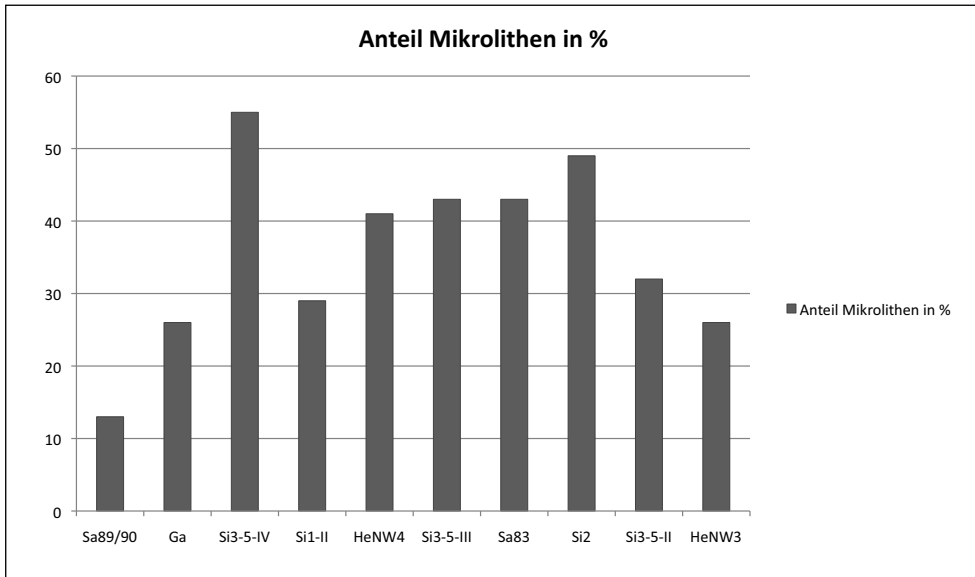


Abb. 4: Anteil an Mikrolithen im Gerätespektrum der aufgenommenen Fundstellen aus Süddeutschland (Verf., erstellt mit Microsoft Excel 2007).

sich mit der Schicht 3 aus Henauhof Nordwest verhalten, allerdings bietet die Zahl der Mikrolithen im Fall des Horizontes II der Fundstelle Siebenlinden 3–5 keine ausreichende Erklärung. Vielmehr scheinen hier stratigraphische Unsicherheiten und die damit verbundene unklare Zuordnung von Mikrolithen die wahrscheinlichste Erklärung für den statistischen Ausreißer zu sein (ebd. 29 ff.). Alle anderen Fundstellen fügen sich gut in einen Trend hin zur Vergrößerung der Mikrolithanteile im Gerätespektrum ein.

Zusammensetzung der Mikrolithinventare in Nord- und Süddeutschland

In der dritten Analyse wurden die Zusammensetzungen der Mikrolithinventare in beiden Regionen untersucht (Abb. 5 und 6). Einzeln aufgeführt wurden nur Mikrospitzen, Dreiecksmikrolithen und Trapeze. Rückenmesser und Segmente sind insgesamt zu wenig vorhanden, um einzeln aufgeführt zu werden und wurden deshalb gemeinsam mit unbestimmbaren Mikrolithfragmenten in der Kategorie »Sonstiges« zusammengefasst.

Auffällig am ganzen Schaubild für Süddeutschland ist die heterogene Verteilung der Typen. Es lässt sich kein klarer Veränderungstrend ablesen. Das fast vollständige Fehlen von Trapezen ist mit der Datierung der meisten Fundplätze zu begründen. Bis auf Horizont II von Siebenlinden 3–5 und Schicht 3 von Henauhof Nordwest datieren alle ausgewählten Fundstellen ins Frühmesolithikum, wo Trapezspitzen noch nicht so häufig vorkommen (Heinen 2012, 610). Das ausschließliche Vorkommen von Trapezspitzen in Si3–5–II lässt sich dagegen nur teilweise mit der Datierung ins Spätmesolithikum erklären. Das Fehlen anderer Typen ist wohl auch mit der Unvollständigkeit des Inventars, bedingt durch eine Fehleinschätzung der Grabungssituation, zu begründen (Kind

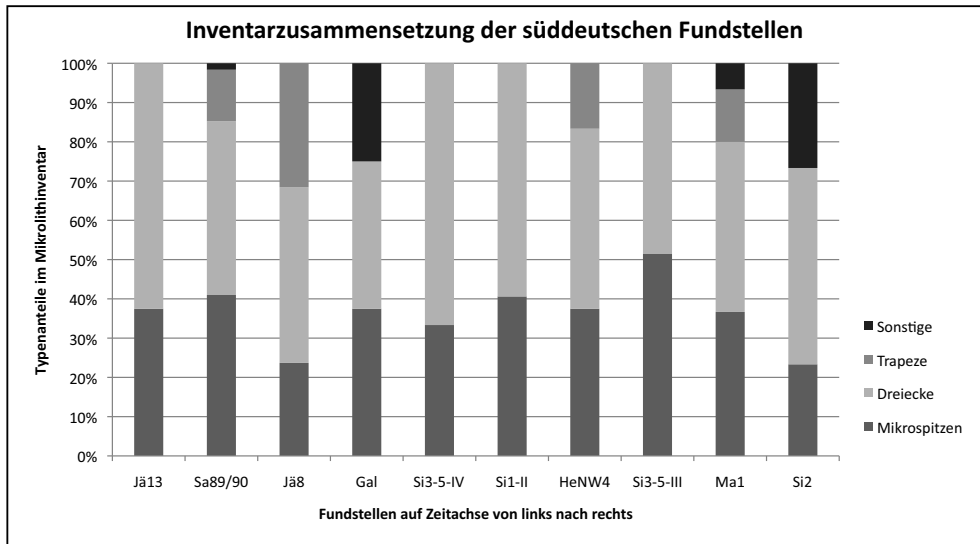


Abb. 5: Zusammensetzung der Mikrolithinventare der aufgenommenen Fundstellen aus Süddeutschland (Verf., erstellt mit Microsoft Excel 2007).

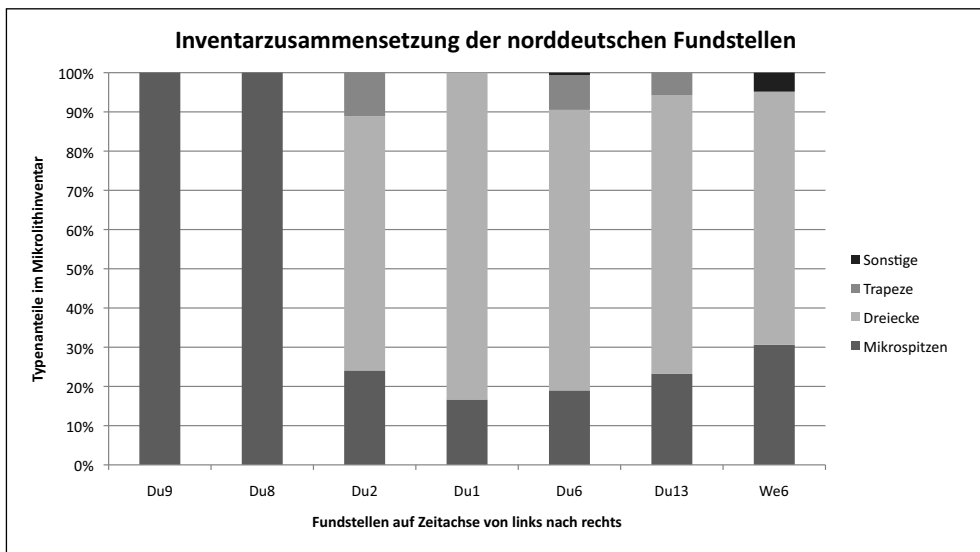


Abb. 6: Zusammensetzung der Mikrolithinventare der aufgenommenen Fundstellen aus Norddeutschland (Verf., erstellt mit Microsoft Excel 2007).

u. a. 2012, 39). Das Fehlen spätmesolithischer Typen in Schicht 3 von Henauhof Nord-west lässt sich dagegen kaum erklären. Eine Ursache ist sicher die geringe Anzahl an Mikrolithen, doch wird man dies schwerlich als einzige Erklärung akzeptieren können. Auf den übrigen Fundplätzen zeigt sich eine auffällige relative Gleichverteilung von Mikrospitzen und Dreiecksmikrolithen.

Dagegen steht eine klare Verteilung der norddeutschen Fundstellen, was die Anteile von Mikrospitzen und Dreiecksmikrolithen angeht. Ausgenommen hiervon sind die Fundplätze Duvensee 8 und 9, wo ausschließlich Mikrospitzen vorkommen. Als Ursache hierfür kommt am ehesten die Datierung in Frage, da sich die Ausbreitung der Dreiecksmikrolithik erst im Laufe des Frühmesolithikums vollzieht (Heinen 2012, 609). Das regelhafte Auftreten von Trapezen ist nicht weiter überraschend, da Trapeze aus unregelmäßiger Klinge durchaus aus frühmesolithischen Kontexten bekannt sind (ebd. 611 f.). Im Vergleich beider Regionen fällt zuerst auf, dass das Mikrolithspektrum im Süden deutlich heterogener verteilt ist als im Norden. Die Erklärung hierfür ist am ehesten mit dem Charakter der ausgewählten Fundstellen zu erklären. Die süddeutschen Fundplätze sind, mit Ausnahme des Abris am Galgenberg, als Siedlungsfundstellen anzusprechen. Allen Fundplätzen ist aber gemein, dass sie wahrscheinlich über einen längeren Zeitraum immer wieder aufgesucht wurden.⁷ Bei den Duvenseer Wohnplätzen ist die Situation eine andere. Ihnen wird ein eher ephemerer Charakter zugesprochen, mit einem Belegungszeitraum von nicht mehr als zwei Monaten im Jahr. Diese Charakterisierung basiert auf dem massiven Auftreten von Haselnüssen und Röststellen zu deren Weiterverarbeitung, was zur Vermutung führt, dass diese Plätze nur zur Zeit der Haselnussreife im August/September aufgesucht wurden (Bokelmann u. a. 1985, 13; Holst 2010, 2872 f.). Die Unterscheidung zwischen Fundstellen mit dem Charakter eines Basislagers und spezialisierten Sammlerlagern ist die wahrscheinlichste Erklärung für die so unterschiedliche Zusammensetzung der Mikrolithinventare. Hier bietet sich die Möglichkeit, das oben vorgestellte Modell Binfords mit der Analyse von Inventaren zu verbinden. Die Klassifikation der Duvenseer Fundstellen als spezialisierte Sammlerlager steht aber nicht in Widerspruch zur Risikohypothese, da sich die Vorhersagen der These dennoch im Material widerspiegeln, wie im Folgenden argumentiert wird.

Diskussion

Aus den obigen Analysen geht hervor, dass die frühmesolithischen Mikrolithinventare Veränderungen unterliegen. Die vorgestellte Analyse von Collard u. a. (2005), nach der Risiko den größten Einflussfaktor auf Werkzeuginventare von Jäger/Sammlern darstellt, kann als Ausgangspunkt für die Deutung der Veränderungen genommen werden. Da die Risikohypothese anhand ethnographisch untersuchter Gesellschaften erarbeitet wurde, müssen zur Anwendung der These auf archäologisches Material Anpassungen im Sinne der *Middle Range Theory* vorgenommen werden, da prähistorische Inventare nicht direkt beobachtet werden können. Als Maß für die Diversität eines Inventars dient dabei die Anzahl verschiedener Werkzeuge (Torrence 1989, 61). Zusätzlich dazu müsste die Größe der Werkzeuge abnehmen, weil dadurch die Möglichkeit zum gleichzeitigen Mitführen vieler Werkzeuge geschaffen und die Wahrscheinlichkeit eines Jagderfolgs erhöht wird. Die Komplexität eines archäologischen Inventars ist, Torrence

7 Kind 2003, 275 ff; Kind u. a. 2012, 463 ff.; Heinen 2001, 573 f.; Heinen 2005, 338 ff.; Heinen 2005, 476 ff.; Jochim 1993, 135 ff.

zufolge, durch die Anzahl an technologischen Einheiten⁸ repräsentiert. Im Sinne der Fragestellung dieses Beitrags, ist damit die Anzahl verschiedener Mikrolithtypen zu verstehen. Die gegenwärtigen Mikrolithtypen sind anhand ästhetischer Merkmale definiert, wodurch man ihnen eine Multifunktionalität unterstellen darf. Dadurch wäre ein Anstieg verschiedener Typen innerhalb eines Inventars als steigende Komplexität zu deuten.

Die Verkleinerung der Mikrolithen während des Frühmesolithikums geht aus der ersten Analyse klar hervor (vgl. Abb. 2 und 3). Parallel dazu darf angenommen werden, dass auch die Anzahl der Werkzeuge zur Nahrungsbeschaffung in frühmesolithischen Inventaren steigt, was durch den steigenden Mikrolithanteil gestützt wird (Abb. 4). Daraus lässt sich ableiten, dass die Diversität der frühmesolithischen Inventare ansteigt. Gleiches gilt für die Komplexität der untersuchten Inventare. Am deutlichsten wird dies bei den untersuchten Inventaren aus Norddeutschland, wo zunächst nur Mikrospitzen verwendet werden. Während des Boreals treten diese dann hinter Dreiecksmikrolithen zurück und es kommen vereinzelt Trapezmikrolithen hinzu.⁹ Die Entwicklung der Mikrolithtechnik kann somit als Reaktion auf ein steigendes Risiko gesehen werden, da sowohl die Komplexität als auch die Diversität der Inventare steigen. Dies zeigt sich besonders gut, wenn man Inventare der Ahrensburger Kultur in die Überlegungen miteinbezieht. Auch hier tauchen Mikrolithen vereinzelt auf, spielen jedoch im Vergleich zu den typischen Stielspitzen kaum eine Rolle. Auch dies passt zu den Vorhersagen der Risikohypothese, nach der das Risiko mit steigender Heterogenität der Nahrungsquellen ebenfalls ansteigt. In der spätglazialen Umwelt mit riesigen Rentierherden war eine solche Heterogenität nicht gegeben (Müller-Karpe 1966, 77 f.; ausführlicher Baales 1996), weshalb auch zumindest das kurzfristige Risiko eher niedrig einzuschätzen ist. Die flächendeckende Ausbreitung der Mikrolithen erfolgt dagegen erst im Frühmesolithikum und lässt sich dadurch mit der flächendeckenden Wiederbewaldung Mitteleuropas parallelisieren. Die Wiederbewaldung Mitteleuropas hat eine Umverteilung von Ressourcen zur Folge, was eine Steigerung des Risikos im Sinne von Torrence beinhaltet. Die auszubeutenden Ressourcen sind nicht mehr in einer einzigen Fläche konzentriert, wie dies noch bei großen Herden der Fall war. Die Anzahl nutzbarer Ressourcen steigt während des Frühmesolithikums zwar an, diese sind jedoch ungleicher in der Umwelt verteilt und deshalb schlechter vorhersagbar. Der Risikohypothese folgend, hätte dies einen Anstieg von Diversität und Komplexität der Jagdinventare zur Folge, was mit den obigen Untersuchungen übereinstimmt.

Damit kann festgehalten werden, dass die »Mikrolithisierung« als adaptiver Prozess verstanden werden kann, der sich als Reaktion auf ein steigendes Risiko interpretieren lassen kann. »Mikrolithisierung« meint hierbei aber nicht nur die tendenzielle Verkleinerung von Mikrolithen, wie sie traditionell verstanden wird, sondern auch einen Anstieg des Mikrolithanteils innerhalb eines Werkzeuginventars (Abb. 4).

Die Veränderung von Werkzeugen ist aber nicht der einzige Weg auf ein steigendes Risiko zu reagieren. P. Wiessner (1982) benennt mehrere Möglichkeiten, wie Jäger und

8 Eine technologische Einheit meint in diesem Zusammenhang ein integriertes physisches Element, in einer bestimmten Konfiguration, das zur Form des kompletten Werkzeugs beiträgt (Oswalt 1976, 38).

9 Dieser Prozess ist als boreale Sukzession bekannt (Bokelmann 1991, 91 ff.)

Sammler Risiko begegnen können. Diese Strategien können gleichzeitig oder zu unterschiedlichen Jahreszeiten angewendet werden. Neben die Veränderung von Artefakten treten noch die Vorratshaltung und die Verlagerung des Risikos innerhalb einer Gruppe und zwischen verschiedenen Gruppen (ebd. 172 f.). Kenntnisse zur Haltbarmachung von Nahrung sind zumindest für die Duvenseer Fundplätze belegt, wo sich in größerer Zahl Haselnussröststellen nachweisen ließen (Holst 2010, 2872 f.). Für das gesamte Mesolithikum darf Vorratshaltung angenommen werden, da auf die unterschiedliche Verfügbarkeit von Ressourcen zu unterschiedlichen Jahreszeiten reagiert werden musste. Ein indirekter Beleg für die Vorratshaltung ist in der jahreszeitlichen Einordnung der mesolithischen Fundstellen, insbesondere in Süddeutschland, erkennbar. Es sind ausschließlich Siedlungen bekannt, die in die wärmeren Monate des Jahres eingeordnet wurden. Hierin ist meines Erachtens weniger eine Forschungslücke zu sehen, sondern vielmehr ein Beleg dafür, dass Nahrung haltbar gemacht und mitgeführt werden konnte, was zu einer Verzerrung des Belegungszeitraums der Fundstellen führte. Mit der Vorratshaltung und der Veränderung der Artefakte konnten damit schon zwei der vier Strategien, die Wiessner beobachten konnte, identifiziert werden. Die übrigen beiden stellen soziale Interaktionen dar, durch die das Risiko einer Unterversorgung beispielsweise durch den Austausch von Gütern unter benachbarten Gruppen minimiert wird. Wiessner (1982, 172 f.) nennt weiterhin den Austausch zwischen sozialen Einheiten innerhalb einer Gruppe als mögliche Strategie, dem Risiko eines Versorgungsengpasses zu begegnen. Derartige Interaktionen sind archäologisch aber kaum überprüfbar und müssen daher vorerst ausgeklammert werden.

Die Interpretation der Veränderungen in Jagdinventaren als Reaktion auf die Umweltveränderungen während des Frühmesolithikums und dem damit einhergehenden Anstieg des Risikos soll jedoch nicht als die *ultima ratio* verstanden werden. Alle von Collard u. a. untersuchten Hypothesen erfahren für sich genommen empirische Unterstützung, weshalb sie nicht einfach als unerheblich abgetan werden können. Dennoch zeigt die Übereinstimmung der Vorhersagen der Risikohypothese und den Beobachtungen am archäologischen Material, dass mit dem Risikomanagement zumindest ein Faktor identifiziert werden konnte, der die Entwicklung mesolithischer Inventare maßgeblich beeinflusst hat. Welche anderen Faktoren zusätzlich eine Rolle gespielt haben, werden künftige Forschungen auf diesem Gebiet zeigen. Hierzu ist jedoch ein massiver Ausbau des bestehenden Theoriegebäudes in der deutschen Mesolithikumsforschung vonnöten.

Literatur

- Baales 1996: M. Baales, Umwelt und Jagdökonomie der Ahrensburger Rentierjäger im Mittelgebirge. Monogr. RGZM 38. Bonn: Habelt 1996.
- Bettinger 1991: R. L. Bettinger, Hunter-Gatherers. Archaeological and Evolutionary Theory. New York/London: Springer 1991.
- Binford 1980: L. R. Binford, Willow Smoke and Dogs' Tails. Am. Ant. 45/1, 1980, 4–20.
- Blessing 2014: M. Blessing, Ursachen die Mikrolithisierung im Spät- und frühen Postglazial Mitteleuropas. Unpubl. Bachelorarbeit Univ. Leipzig.

- Bokelmann 1971: K. Bokelmann, Duvensee, ein Wohnplatz des Mesolithikums in Schleswig-Holstein, und die Duvenseeegruppe. *Offa* 28, 1971, 5–26.
- Bokelmann 1991: K. Bokelmann, Duvensee, Wohnplatz 9. Ein präborealzeitlicher Lagerplatz in Schleswig-Holstein. *Offa* 48, 1991, 75–114.
- Bokelmann u. a. 1981: K. Bokelmann/F.-R. Averdick/H. Willkomm, Duvensee, Wohnplatz 8. Neue Aspekte zur Sammelwirtschaft im frühen Mesolithikum. *Offa* 38, 1981, 21–40.
- Bokelmann u. a. 1985: K. Bokelmann/F.-R. Averdick/H. Willkomm, Duvensee, Wohnplatz 13. *Offa* 42, 1985, 13–34.
- Collard u. a. 2005: M. Collard/M. Kemery/S. Banks, Causes of Toolkit Variation Among Hunter-Gatherers: A Test of Four Competing Hypotheses. *Canadian Journal Arch.* 29, 2005, 1–19.
- Draefhn u. a. 2003: A. Draefhn/A.-L. Fischer/T. Frank/B. Gehlen/L. Giels/D. Holst/D. Schimmelpfennig/J. Skaltz, Zum Stand der Mittelsteinzeit-Forschung in Deutschland – Erste Ergebnisse einer umfassenden Untersuchung. *Arch. Inf.* 26, 2003, 33–62.
- Gerken 1994: K. Gerken, Wehldorf 6, Ldkr. Rotenburg/W. Eine mesolithische Station am Übergang vom Boreal zum Atlantikum. *Kunde N. F.* 45, 1994, 19–33.
- Gramsch 2000: B. Gramsch, Friesack: Letzte Jäger und Sammler in Brandenburg. *Jahrb. RGZM* 47, 2000, 51–96.
- Hahn 1984: J. Hahn, Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tals bei Heidenheim (Schwäbische Alb). Stuttgart: Theiss 1984.
- Heinen 2001: M. Heinen, Die frühmesolithische Abristation »Am Galgenberg« bei Beratzhausen (Ldkr. Regensburg). In: B. Gehlen/M. Heinen/A. Tillmann (Hrsg.), *Zeiträume 2. Gedenkschrift für Wolfgang Taute*. *Arch. Ber.* 14. Bonn: Habelt 2001, 553–575.
- Heinen 2005: M. Heinen, Sarching '83 und '89/90. Untersuchungen zum Spätpaläolithikum und Frühmesolithikum in Südostdeutschland. *Edition Mesolithikum 1*. Kerpen-Loogh: Welt und Erde Verlag 2005.
- Heinen 2012: M. Heinen, Mikrolithen. In: H. Floss (Hrsg.), *Steinartefakte vom Altpaläolithikum bis in die Neuzeit*. Tübingen Publ. Prehist. Tübingen: Kerns 2012, 599–620.
- Holst 2010: D. Holst, Hazelnut Economy of Early Holocene Hunter-Gatherers: a Case Study from Mesolithic Duvensee, Northern Germany. *Journal Arch. Scien.* 37, 2010, 2871–2880.
- Jochim 1993: M. Jochim, Henauhof-Nordwest – Ein mittelsteinzeitlicher Lagerplatz am Federsee. *Materialh. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 19*. Stuttgart: Theiss 1993.
- Keeley 1988: L. H. Keeley, Hunter-Gatherer Economic Complexity and »Population Pressure«: A Cross-Cultural Analysis. *Journal Anthr. Scien.* 7, 1988, 373–411.
- Kieselbach 2000: P. Kieselbach, Silexartefakte. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.), *Siebenlinden 2. Ein mesolithischer Lagerplatz bei Rottenburg am Neckar*, Kreis Tübingen. *Materialh. Arch. Baden-Württemberg 51*. Stuttgart: Theiss 2000, 75–164.
- Kind 2003: C.-J. Kind, Das Mesolithikum in der Talaue des Neckars 1. Die Fundstellen von Rottenburg-Siebenlinden 1 und 3. *Forsch. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 88*. Stuttgart: Theiss 2003.
- Kind u. a. 2012: C.-J. Kind/T. Beutelspacher/E. David/E. Stephan, Das Mesolithikum in der Talaue des Neckars 2. Die Fundstreuungen von Siebenlinden 3, 4 und 5. *Forsch. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 125*. Stuttgart: Theiss 2012.
- Müller-Karpe 1966: H. Müller-Karpe, *Handbuch der Vorgeschichte 1, Altsteinzeit*. München: Beck 1966.
- Osborn 1999: A. J. Osborn, From Global Models to Regional Patterns: Possible Determinants of Folsom Hunting Weapon Design Diversity and Complexity. In: D. S. Amick (Hrsg.), *Folsom Lithic Technology, Explorations in Structure and Variations*. *Arch. Ser. 12*. Ann Arbor: International Monographs in Prehistory 1999, 188–213.
- Oswalt 1976: W. H. Oswalt, *An Anthropological Analysis of Food-Getting Technology*. New York: John Wiley & Sons Inc. 1976.
- Peck u. a. 1997: J. R. Peck/G. Barreau/S. C. Heath, Imperfect Genes, Fisherian Mutation and the Evolution of Sex. *Genetics* 145, 1997, 1171–1199.

- Pluciennik 2008: M. Pluciennik, The Coastal Mesolithic of the European Mediterranean. In: G. Bailey/P. Spikins, *Mesolithic Europe*. Cambridge: Cambridge University Press 2008, 332–360.
- Raab/Goodyear 1984: L. M. Raab/A. C. Goodyear, Middle-Range Theory in Archaeology: A Critical Review of Origins and Applications. *Am. Ant.* 19, 1984, 255–268.
- Schwantes u.a. 1925: G. Schwantes/K. Gripp/M. Beyle, Der frühmesolithische Wohnplatz in Duvensee. *Prähist. Zeitschr.* 16, 1925, 173–177.
- Shennan 2001: S. J. Shennan, Demography and Cultural Innovation: A Model and Some Implications for the Emerge of Modern Human Culture. *Cambridge Arch. Journal* 11, 2001, 5–16.
- Shott 1986: M. Shott, Technological Organization and Settlement Mobility: An Ethnographic Examination. *Journal Anthr. Research* 42, 1986, 15–51.
- Spikins 2008: P. Spikins, *Mesolithic Europe: Glimpses of Another World*. In: G. Bailey/P. Spikins, *Mesolithic Europe*. Cambridge: Cambridge University Press 2008, 1–17.
- Torrence 1983: R. Torrence, Time Budgeting and Hunter-Gatherer Technology. In: G. Bailey (Hrsg.), *Hunter-Gatherer Economy in Prehistory. New Directions in Archaeology*. Cambridge: Cambridge University Press 1983, 11–22.
- Torrence 1989: R. Torrence, *Re-Tooling: Towards a Behavioral Theory of Stone Tools*. Cambridge: Cambridge University Press 1989, 57–66.
- Torrence 2000: R. Torrence, Hunter-Gatherer Technology: Macro- and Microscale Approaches. In: C. Panter-Brick/R. H. Layton/P. Rowley-Conwy (Hrsg.), *Hunter-Gatherers. An Interdisciplinary Perspective*. Cambridge: Cambridge University Press 2000, 99–143.
- Wiessner 1982: P. Wiessner, Beyond Willow Smoke and Dogs' Tails: A Comment on Binford's Analysis of Hunter-Gatherer Settlement Systems. *Am. Ant.* 47/1, 1982, 171–178.

Matthias Blessing

Olgastraße 5, 72074 Tübingen, Deutschland
matthiasblessing@gmx.de

Maria Kohle

Schuhgefäße der Bronze- und Eisenzeit – Überlegungen zur Funktion und Bedeutung

Zusammenfassung

Schuhgefäße zeichnen sich in erster Linie durch ihre eigenwillige Gestalt aus. Es ist bemerkenswert, dass durch sie ein einfaches Kleidungsstück als Motiv in das bildliche Schaffen der prähistorischen Menschen aufgenommen wird. In der frühen und mittleren Bronzezeit beschränken sich entsprechende Funde auf wenige Exemplare des östlichen Karpatenraums. Ihre Verbreitungsschwerpunkte bilden die Spätlausitzer Kulturen Ostmitteleuropas und die Villanovakultur in Ober- und Mittelitalien. Seit den ersten Entdeckungen am Ende des 19. Jh. faszinierten die Schuhgefäße die archäologische Fachwelt. Aufgrund ihres auffälligen Aussehens und ihres regelhaften Vorkommens in Gräbern konzentrierten sich Deutungen lange Zeit auf die Vorstellungen, die sich möglicherweise hinter den Schuhgefäßen verbergen. Dass uns Schuhgefäße Einblicke in die Vorstellungswelt der Bronze- und Eisenzeit liefern, ist anzunehmen. Eindeutige Erkenntnisse dazu sind jedoch auch durch systematische Analysen nur schwer zu gewinnen. Vielversprechender erweisen sich dagegen Überlegungen zur Funktion der Schuhgefäße. Spezifische Formmerkmale lassen vermuten, dass sie als Spende- und Ausgussgefäße dienten. Schuhgefäße sind daher wahrscheinlich im Kontext von Handlungen zu interpretieren, bei denen das Vergießen von Flüssigkeiten eine bedeutende Rolle spielte und die als Libationen oder Trankzeremonien bezeichnet werden.

Schlüsselwörter: Schuhgefäß, Stiefelgefäß, Bildmotiv, Libation, Bronzezeit, Eisenzeit

Shoe-Shaped Vessels in Bronze and Iron Age – Considerations of their Function and Meaning

Abstract

The primary distinguishing feature of shoe-shaped vessels is their peculiar design. They integrate a simple clothing item into the prehistoric motive pool. The earliest finds stem from the Early and Middle Bronze Ages in the eastern Carpathians. The nucleus of their distribution, however, is in the late Lausatian Cultures [Spätlausitzer Kulturen] of eastern Central Europe and in the Villanova Culture of Upper and Middle Italy. Since the first discoveries at the close of the 19th century the shoe-shaped vessels have puzzled archaeologists. Due to their peculiar appearance and their frequent occurrence in graves most attempts at interpretation have focused on the ideas that may have been behind their design. It is to be assumed that shoe-shaped vessels can indeed give us glimpses into the mentalities of Bronze and Iron Age people. Unfortunately, even with the help of systematic analyses it

is hard to come to secure conclusions. Questions concerning the function of these vessels, however, can be answered more easily. Specific features imply that the shoe-shaped vessels were used for offerings and libations where the pouring of liquids from the shoes played an important role.

Keywords: shoe-shaped vessel, boot-shaped vessel, libation, Bronze Age, Iron Age

Ein Schuh ist ein Schuh ist ein Schuh?¹

Schuhe dienen in erster Linie dem Schutz der Füße. Ein Schuh ist aber nicht immer nur ein Schuh im Sinne eines rein funktionalen Kleidungsstücks. Schuhe können auch modisches Accessoire, Ausdrucksmittel sozialer Schichten oder ein Erkennungsmerkmal von Berufsgruppen sein. An vielen Beispielen in der Menschheitsgeschichte zeigt sich, dass Schuhe ein Merkmal von Gruppenzugehörigkeit oder Statusanzeiger waren – seien es die Sandalen der Pharaonen und hohen Priester im alten Ägypten, die Verzierungen an den Schuhen der römischen Senatoren oder die roten Absätze des Adels im Zeitalter des Barock. In Märchen und Erzählungen sind Schuhe gelegentlich magische Objekte und nehmen eine Schlüsselrolle ein.² Schuhe erfüllen also nicht nur eine praktische Funktion als Schutzbekleidung, sie können mit speziellen Bedeutungen aufgeladen sein. Das trifft nicht nur auf den Gegenstand als solchen zu, sondern auch auf dessen Abbildung. In der Heraldik steht das Schuhmotiv beispielsweise für den Familiennamen, den Beruf oder einen stetigen Wohnortwechsel.

Mit den bronze- und eisenzeitlichen Schuhgefäßen liegen archäologische Funde vor, die vermuten lassen, dass auch in der Urgeschichte hinter der Darstellung von Schuhen mehr als die Abbildung eines funktionalen Gebrauchsgegenstandes steht. Schuhe werden nämlich als eigenständiges Bildmotiv und nicht als Kleidungsbestandteil anthropomorpher Darstellungen abgebildet. In bisherigen Publikationen zu den Schuhgefäßen lag der Fokus häufig auf der Deutung des Schuhmotivs und der Frage nach den Vorstellungen, die die Menschen mit den Schuhgefäßen verbanden. Bildmotiven wird abseits ihrer dekorativen Funktion eine religiöse, soziale oder kommunikative Bedeutung zugesprochen. In diesem Zusammenhang gelten sie als Träger von Informationen und Botschaften, als Kommunikationsmittel prähistorischer Gesellschaften, die »einen unmittelbaren Zugang zu urgeschichtlichen Vorstellungswelten« (Huth 2010, 128) ermöglichen. Das narrative Potenzial von Bildern wird in der archäologischen Fachwelt rege diskutiert und zweifelsohne bereitet es Schwierigkeiten, als Außenstehende und damit nicht Eingeweihte die individuellen und gesellschaftlichen Bedeutungen, Informationen und Botschaften der Bilder und Bildmotive zu ergründen.

Um das Phänomen zu verstehen, bedarf es einer systematischen Untersuchung, die sich neben der Bedeutung der außergewöhnlich geformten Gefäße und des durch sie transportierten Bildmotivs vor allem auch ihrer Funktion und ihrem Zweck widmet. Es gilt daher die zeitliche und räumliche Verbreitung, den Kontext sowie die Form und

1 Titel eines Artikels von Jennifer Bagley (Bagley 2009).

2 Die Siebenmeilenstiefel verleihen ihren Trägern beispielsweise unnatürliche Schnelligkeit, und in der Erzählung »Der Zauberer von Oz« sind es die Schuhe der jungen Protagonistin Dorothy, die ihr die lang ersehnte Rückkehr aus der Zauberwelt nach Hause ermöglichen.

Verzierung der Schuhgefäße zu analysieren. Die Basis dazu bildet eine möglichst vollständige und überregionale Aufnahme der bekannten prähistorischen Exemplare Mitteleuropas.³ Außerdem fließen Interpretationen zu Schuhgefäßen der mykenischen Zeit, des antiken Griechenlands und des Alten Orients sowie Erörterungen zu anderen Trägerobjekten des Schuhmotivs mit in den Diskurs ein.

Grundlegendes

Als Schuhgefäße lassen sich die Objekte klassifizieren, bei denen die Darstellung des Schuhmotivs im Vordergrund steht und ein Hohlkörper vorhanden ist (Abb. 1a). Daher werden in dieser Untersuchung bestimmte Funde, die in anderen Veröffentlichungen zum Komplex der Schuhgefäße gezählt wurden, ausgeschlossen. Dies sind in erster Linie Gefäße wie das Exemplar aus Iváncsa (Fejér, Ungarn), dessen Formmerkmale (»menschliche« Standfüße und »Armfortsätze«) Aspekt der Anthropomorphisierung von Gegenständen in den Fokus rücken (Abb. 1b).

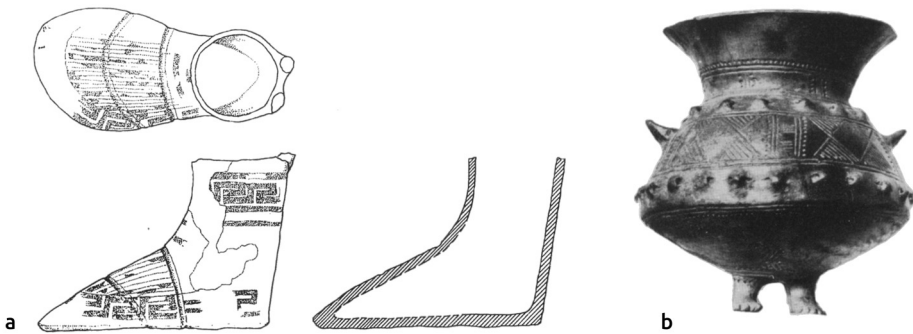


Abb. 1: Definitionskriterien.

a Schuhgefäß aus Bologna, Via Savena, Grab 153, Italien (Drago 1981, Abb. 5);

b anthropomorphes Gefäß aus Iváncsa, Ungarn (von Tompa 1934, Taf. 25,3).

Ein Großteil der bekannten Schuhgefäße wurde vor der Mitte des 20. Jh. und somit zu einer Zeit geborgen, als die Dokumentationspraxis noch nicht heutigen Standards entsprach. Die ersten Exemplare entdeckte man bereits am Ende des 19. Jh. im Rahmen der Ausgrabungen der eisenzeitlichen Nekropolen Ober- und Mittelitaliens (Soranzo 1885; Falchi 1894; Montelius 1895). Bald darauf folgten Funde nördlich der Alpen (Reuß 1907).⁴ In diesen frühen sowie in jüngeren Veröffentlichungen fehlen nicht nur Definitionskriterien, sondern oftmals auch Angaben zu Fundort, -zeitpunkt und -kontext oder die Nennung der primären Literatur. Die daraus resultierende,

3 Der vorliegende Artikel beruht auf meiner im Frühjahr 2014 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg eingereichten Masterarbeit: Die Stiefelgefäße der späten Bronze- und frühen Eisenzeit (unpubl.). Ausgehend von Literaturrecherchen wurden 163 Funde zusammentragen.

4 Grundlegend zum Thema: Girke 1922; Sprockhoff 1925; Kostrzewski 1928; Forrer 1942; Gediga 1970; De Min 1978; Camporeale 1981; Drago 1981; Kalicz-Schreiber 1991; Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997; Jankovits 2006; Kalicz-Schreiber 2010.

als problematisch zu bezeichnende Quellenlage spiegelt sich unter anderem in bereits vorgelegten Bestandsaufnahmen zum Thema (zum Beispiel: Kossack 1954, 32–33, 33 Anm. 1). Auffällig sind außerdem die sehr unterschiedlichen und inkonsequent verwendeten Bezeichnungen für Schuhgefäße.⁵ Die Termini *Schuhgefäß* und *Stiefelgefäß* haben sich erst etwa seit den 1970er Jahren, ohne weitere Erklärung seitens der Autoren, durchgesetzt. Da in Klassifikationsmodellen zur menschlichen Fußbekleidung das Wort Schuh für gewöhnlich als Synonym und Sammelbegriff eingesetzt wird, eignet sich die Bezeichnung *Schuhgefäß* als Oberbegriff für die gesamte archäologische Fundgruppe. Der Begriff *Stiefelgefäß* bietet sich hingegen für die Beschreibung von Gefäßen mit hohem Schaft abbilden, spricht für eine Untergruppe bzw. einen bestimmten Typ der Schuhgefäße.

Verbreitung

Schuhgefäße gehören nicht in allen Teilen Europas zu den Hinterlassenschaften prähistorischer Gesellschaften. Weder aus Nord- und Westeuropa noch aus dem westlichen Südeuropa sind prähistorische Exemplare bekannt. Demgegenüber zeichnet sich eine deutliche Konzentration von Funden im nördlichen Südeuropa und in Ostmitteleuropa ab. Verbreitungsschwerpunkte sind in der Po-Ebene sowie im Raum um Budapest, der kleinen Ungarischen Tiefebene, dem Wiener Becken und der March-Ebene auszumachen. In der Lausitz und dem unmittelbar östlich angrenzenden Gebiet sowie in Mähren verdichten sich die Fundpunkte in geringem Maße. Dieses auffällige Verbreitungsbild beschrieb bereits Robert Forrer 1942 in seinem Werk »Archäologisches zur Geschichte des Schuhs aller Zeiten« (Forrer 1942, 50).

Im Gebiet des heutigen Rumäniens finden sich die ältesten Schuhgefäße Europas, die in den Zeitraum vom 19. bis zum 16. Jh. v. Chr. datiert werden. Nach E. Comşa sind diese Funde den regionalen Gruppen der frühen, mittleren und späten Bronzezeit (Glina III, Monteoru, Otomani, Igrita und Noua) zuzuordnen (Comşa 1995). Der Großteil der bekannten Schuhgefäße ist jedoch den spätbronze- und früheisenzeitlichen Kulturen Mitteleuropas zuzuordnen. Schuhgefäße finden sich in den regionalen Ausprägungsformen der Urnenfelderkultur, vor allem im Karpatenbecken und der March-Ebene sowie in den nachfolgenden früheisenzeitlichen Hallstattkulturen. Die Exemplare der ostmitteleuropäischen Lausitzer Kultur wurden von Boguslaw Gediga untersucht (Gediga 1970). Südlich der Alpen werden Schuhgefäße im Kontext der früheisenzeitlichen Villanovakultur und der Periode des Orientalizzante gefunden.⁶ Während der späten Eisenzeit treten Schuhgefäße nur noch vereinzelt im Gebiet der Latènekultur auf. Das jüngste prähistorische Exemplar wurde über Beifunde in das 1. Jh. v. Chr. datiert und in Westhofen (Lkr. Alzey-Worms, Rheinland-Pfalz, Deutschland) gefunden (Forrer 1942, 56).

5 Unter anderem: Tonschuhe, Stiefelpokale, Fußgefäße, Schuhmodelle, Schuhurnen oder tönerner Schuhnachbildungen.

6 Die italienischen Schuhgefäße wurden vorgelegt von u.a.: De Min 1978; 1978; Camporeale 1981; Drago 1981; Jankovits 2006; Weidig 2013.

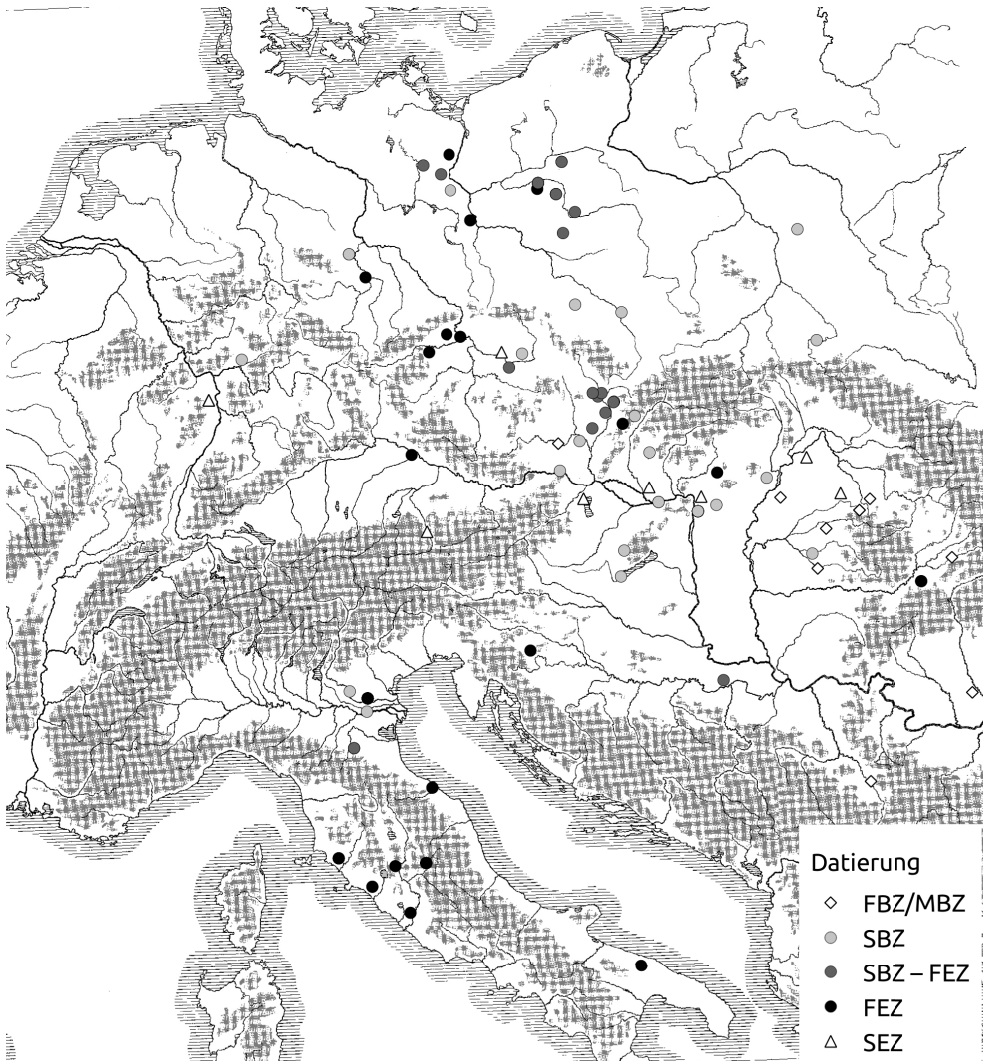


Abb. 2: Verbreitungskarte der bronze- und eisenzeitlichen Schuhgefäße.

FBZ/MBZ = frühe/mittlere Bronzezeit (Bz A–C); SBZ = späte Bronzezeit (Bz D–Ha B); SBZ–FEZ = späte Bronzezeit – frühe Eisenzeit (Bz D–Ha D); FEZ = frühe Eisenzeit (Ha C–D); SEZ = späte Eisenzeit (Lt A–Lt D).

Auf der Verbreitungskarte (Abb. 2) der bronze- und eisenzeitlichen Schuhgefäße sind nicht nur die unterschiedlichen räumlichen Verdichtungen deutlich zu erkennen, es deutet sich auch eine zeitliche Abfolge der Ausbreitung der Schuhgefäße an. Es scheint so, als würden sich die Fundstellen der Schuhgefäße von der frühen Bronze- bis zur frühen Eisenzeit von Osten (Karpattenraum) nach Westen (Lausitz, Oberitalien) verlagern. Diese Beobachtung untermauert die von Robert Forrer aufgestellte und von vielen Autoren befürwortete These, dass der Ausgangspunkt der Verbreitung der Schuhgefäße im Karpattenraum zu suchen sei und sich die Gefäßform von dort in Richtung der

Apenninhalbinsel ausgebreitet habe.⁷ Fraglich ist, ob der Ursprung der bronze- und eisenzeitlichen Schuhgefäße Mitteleuropas noch weiter im Osten, im vorderasiatischen Raum zu suchen ist. Aus Zentralanatolien sind beispielsweise Schuhgefäße bekannt, die in das beginnende 2. Jt. v. Chr. datiert wurden (Herbordt/Seidl 2009–2011, 288). Auffällig ist das ähnliche Erscheinungsbild der jüngeren vorderasiatischen Exemplare aus dem 11. bis 7. Jh. v. Chr., der bronze- und eisenzeitlichen Schuhgefäße Mitteleuropas und der griechischen Schuhgefäße aus mykenischer Zeit (siehe Abb. 3a). Es ist aber ebenso gut vorstellbar, dass sich die mitteleuropäischen Schuhgefäße unabhängig vom Vorderen Orient entwickelten und von regionalen Traditionen ableiten lassen.

Die Praxis, Gefäßen eine figürliche Form zu verleihen, reicht im Donau-Karpaten-Raum bis in die Jungsteinzeit zurück. So liegen beispielsweise aus Kontexten der mährisch-östösterreichischen Bemaltkeramik und der zeitgleichen Kulturen Kroatiens, Rumäniens und Griechenlands schuh- und fußförmige Gefäße vor.⁸ Des Weiteren treten im Karpatenraum ab der Mitte des 4. Jt. v. Chr. im Zusammenhang mit der Badener Kultur Keramikartefakte auf, die die Gestalt eines Wagens besitzen und in der Forschung als Gefäße interpretiert werden (Kalicz 1976; Vosteen 1999, 161; 171; Horváth/Virág 2003, 126–127). Aufgrund der großen zeitlichen Diskrepanz sollen diese Beispiele nicht mit in die Überlegungen über Bedeutung und Funktion der Schuhgefäße einfließen.

An dieser Stelle bleibt zu betonen, dass mit der Verbreitung der Schuhgefäße ein weiterer Beleg für die enge Verbindung zwischen den Regionen südlich und östlich der Alpen vorliegt. Darüber hinaus spiegelt sich in den Schuhgefäßen die Verknüpfung zwischen den spätbronze- und früheisenzeitlichen Kulturen. Sie tragen somit zu einer Revision der Vorstellungen von strikten Brüchen zwischen archäologischen Perioden bei.

Kontext

Weitestgehend unabhängig von der geographischen und chronologischen Verbreitung finden sich Schuhgefäße regelhaft im Zusammenhang mit Bestattungen, dagegen nur selten in Siedlungskontexten.⁹ Ausnahmen bilden die früh- und mittelbronzezeitlichen Exemplare aus den südosteuropäischen Gebieten, die bisher nicht in Grabkontexten dokumentiert wurden. Vereinzelt befanden sich Schuhgefäße in außergewöhnlichen Fundkontexten. Dazu zählen bis zu vier Schuhgefäße aus Spoleto (Perugia, Italien), die möglicherweise Bestandteil einer Votivgrube waren.¹⁰ Das Schuhgefäß aus Topolčany (Nitriansky kraj, Slowakei) wurde zusammen mit Tier- und Menschenknochen, Frag-

7 Forrer 1942, 55; Camporeale 1981, 383; Drago 1981, 68; Jankovits 2006, 315.

8 Podborský 1985, 113–114, Taf. 119–120; Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997, 365–366; Stadler u.a. 2006; Ramsl 2011, 182.

9 Das Gleiche gilt für die vorderasiatischen Schuhgefäße und die Exemplare aus mykenischer Zeit (Cultraro/Torelli 2009; Azarpay 1964).

10 Die Auswertung des Gräberfeldes Spoleto Piazza d'Armi (Perugia, Italien) ist noch nicht abgeschlossen, weswegen einige Fundkontexte noch ungeklärt sind. Nach einer persönlichen Mitteilung des Ausgräbers Joachim Weidig im November 2013 ist das Schuhgefäß entweder einem als Votivgrube interpretierten Befund oder Grab 16 (anthropologische Bestimmung: Infans, weiblich) zuzuordnen.

menten von Bronzegegenständen und Keramik, darunter ein zoomorphes Gefäß, in einer isolierten Grube mit einer Ascheschicht gefunden (Veliacik 1983; Furmánek/Vladár 1996). Ebenfalls im Kontext von Ascheschichten und in Vergesellschaftung mit weiteren Keramikgefäßen wurde das Schuhgefäß aus Bărboasa (Bacău, Rumänien) in einem sogenannten *zoł'niki* Komplex entdeckt (Comşa 1995, 88). Die Funktion und Bedeutung dieser auch als Aschehügel bezeichneten, in weiten Gebieten der eurasischen Steppenlandschaft verbreiteten Befunde ist umstritten. Einerseits werden sie als die materiellen Hinterlassenschaften alltäglicher Handlungen im Siedlungskontext interpretiert, andererseits als Reste besonderer sozialer Aktivitäten (Dietrich 2012, 208 ff.; 215–216; Sava 2005). Schließlich existiert noch ein als Schuhgefäß gedeutetes Keramikfragment, das vielleicht aus dem Reitia-Heiligtum von Este (Padua, Italien) stammt. Seine Herkunft gilt jedoch als ungesichert (Meffert 1998, 289–290; 304).

Aufgrund der unzureichenden Quellenlage können ausgehend von den Siedlungskontexten keine Rückschlüsse auf die Bedeutung und Funktion von Schuhgefäßen gezogen werden. Bis auf die Angabe, dass sich das Gefäß in einer Siedlungsgrube befand, fehlen meistens weitere Informationen zum Fundkontext.

Anders verhält es sich mit den Schuhgefäßen aus Grabkontexten: Die deutliche Mehrheit der bisher bekannten Schuhgefäße wurde in Urnen- oder Brandschüttungsgräbern gefunden. Diese Dominanz der Urnen- und Brandschüttungsgräber lässt sich einfach mit der Omnipräsenz der Totenverbrennung in der späten Bronzezeit erklären. Lediglich neun Schuhgefäße wurden in Körpergräbern entdeckt. Diese werden alle in die Eisenzeit datiert und stammen aus dem italischen Raum. Sie passen daher gut in das Bild der eisenzeitlichen Kulturen der Apenninhalbinsel, die am Übergang von der Villanovazeit in die Periode des Orientalizzante wieder vermehrt dazu übergehen ihre Toten unverbrannt zu bestatten. Es ist demnach nicht von einem Zusammenhang zwischen der Schuhgefäßbeigabe und der Art und Weise der Bestattung auszugehen. Die Gräber mit Schuhgefäßen fügen sich vielmehr in die regionalen und zeitlichen Gebräuche der Menschen ein.

Auffällig einheitlich ist die Anzahl an Schuhgefäßen pro Grab. In fast allen Gräbern treten die Schuhgefäße als Einzelstücke auf. Sehr selten wurden mehrere Schuhgefäße, entweder zwei oder vier Exemplare, in einem Grab gefunden.¹¹ Weniger homogen präsentiert sich die übrige Grabausstattung. In den spätbronzezeitlichen Gräbern befinden sich außer den Schuhgefäßen vor allem andere Keramikgefäße, nicht näher bestimmbare Bronze fragments sowie Flussmuscheln, vereinzelt auch Nadeln oder Geräte zur Textilherstellung. Die früheisenzeitlichen Bestattungen zeichnen sich dagegen über die Beigabe von Fibeln, Arm-, Bein- und Halsschmuck sowie bronzenen Anhängern, Knöpfen oder Ringen aus. Der Großteil der Daten zum Grabkontext beruht einerseits auf dem spätbronzezeitlichen Gräberfeld von Budapest-Békásmegyer (Budapest, Ungarn), andererseits auf den früheisenzeitlichen Nekropolen Italiens. Diese Beigabemuster sind

11 Verfasserin sind folgende Fälle bekannt: Wartosław (Szamotulski, Polen), Budapest-Békásmegyer, Grab 202 (Budapest, Ungarn), Este Morlungo, Grab 3 und Este Rabato, Grab 178 (Padua, Italien), Spoleto Piazza d'Armi, Grab 11 und 17 (Perugia, Italien), Vulci (Viterbo, Italien), Staßfurt-Galgenberg, Grab 10 (Salzlandkreis, Deutschland) und Vetulonia, tomba del Figulo (Grosseto, Italien). Letzteres wird als Mehrfachbestattung interpretiert, weswegen sich die Schuhgefäße auf zwei Bestattungen verteilen könnten (Falchi 1894; Montelius 1910; Levi 1932; Camporeale 1981).

daher eher als Merkmale einzelner Gräberfelder bzw. Regionen zu verstehen und stehen weniger in Verbindung mit der Schuhgefäßbeigabe. Soweit auf der Basis der vorhandenen Quellenlage beurteilbar, fügen sich die Gräber mit Schuhgefäßen in die typischen Ausstattungsmuster ihrer räumlichen und zeitlichen Umgebung ein. Vergleichbares äußerte Maurizia De Min im Rahmen ihrer Untersuchungen zu den Schuhgefäß-Gräbern von Este, die ihrer Meinung nach eine typische Beigabenausstattung der Periode Este II zeigen (De Min 1978, 63). Im Fall von Budapest-Békásmegyer stellten Rösza Kalicz-Schreiber und Nándor Kalicz fest, dass sich die Bestattungen mit Schuhgefäßen über ihre Anzahl an Beigabengefäßen nicht von den anderen Bestattungen abheben. Es zeigten sich auch keine Regelmäßigkeiten bezüglich der Platzierung der Schuhgefäße innerhalb der Gräber oder deren Lage auf dem Gräberfeld. Betont wird jedoch die in Budapest-Békásmegyer oft dokumentierte Vergesellschaftung der Schuhgefäße mit anderen außergewöhnlichen Beigaben (Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997, 353 ff.; Kalicz-Schreiber 2010, 290–293). Dazu zählen sechs mit Bronzenieten bestückte Harzkugeln und eine scheibenförmige Bernsteinperle, die neben zwei Keramikgefäßen, zwei Flussmuscheln und einem bronzenen Knopf in Grab 51 gefunden wurden. Ebenso erwähnenswert sind eine Eierschale, eine Bernsteinscheibe und eine Glaspastenperle aus Grab 292 sowie die Sauggefäße aus den Gräbern 17 und 58.

Besondere, da selten dokumentierte Beigaben finden sich auch im Kontext der früh-eisenzeitlichen Schuhgefäße. Das Grab 83 der Nekropole von Servici in Novilara (Pesaro e Urbino, Italien) enthielt eine weibliche Figurine, das Grab 11 von Spoleto eine plastische Pferdedarstellung (Montelius 1895–1910; Weidig 2013). Mehrere figürliche Balsamarien u. a. in Gestalt eines Hasen, einer nackten Frau und eines Pferdekopfes befanden sich in der tomba del Figulo aus Vetulonia (Grosseto, Italien; Montelius 1895–1910). Bemerkenswert ist weiterhin die Ausstattung des späteisenzeitlichen Grabes 4 von Mannersdorf (Bruck an der Leitha, Österreich). Es handelt sich um eine Kinderbestattung, die neben einem Schuhgefäß auch eine Halskette, bestehend aus Bronzeringchen, Bernstein- und Glasperlen und einem Bärenzahnanhänger, mehrere Fibeln, je einen bronzenen Arm-, Bein- und Fingerring sowie als Miniaturen angesprochene Keramikgefäße enthielt (Ramsl 2011).

Schuhgefäße sind also nicht Teil eines regelhaften Ausstattungsmusters, zeichnen sich jedoch über ihre häufige Vergesellschaftung mit anderen besonderen Beigaben aus. Dabei handelt es sich um spezielle Materialien wie Bernstein, Harz, Glas oder Elfenbein sowie um außerordentliche Formen, beispielsweise anthropomorphe oder zoomorphe Darstellungen.

Zu Alter und Geschlecht der Verstorbenen, die ein Schuhgefäß als Grabbeigabe erhielten, liegen nur wenige Informationen vor. Vor dem Hintergrund der geringen Datengrundlage zeichnet sich die Tendenz ab, dass die Schuhgefäßbeigabe möglicherweise an Alter und Geschlecht der Bestatteten gebunden war. Unter neunzehn Altersbestimmungen befinden sich zwölf Kindergräber der Altersstufen Infans I und II, vier davon sind weibliche Individuen. Des Weiteren liegen je fünf Frauen- und Männergräber ohne Altersbestimmung vor. Die Identifizierung des Geschlechts der Verstorbenen beruhte in der Regel auf der Prämisse, dass bestimmte Grabbeigaben geschlechtstypisch sind. Im vorliegenden Fall beziehen sich die Untersuchungen vor allem auf die Ausstattung der früheisenzeitlichen Gräber des italischen Raums. Dort sind Schuhgefäße

häufig mit Nadeln, einfachen Bogenfibeln, Sanguisuga-Fibeln, Fibeln mit großen Bernsteinapplikationen oder Spindeln vergesellschaftet – Objekten, die als weiblich konnotiert gelten.¹² In wie weit moderne Assoziationen von Geschlechterrollen diese Konnotationen beeinflussen, ist zu hinterfragen. Darüber hinaus gilt es zu beachten, dass das durch anthropologische Untersuchungen am Skelett bestimmbare, biologische Geschlecht oder Alter eines Verstorbenen nicht mit den archäologisch identifizierten Geschlechts- und Altersbestimmungen übereinstimmen muss, die sich vielmehr auf das soziale Geschlecht und Alter eines Menschen beziehen.

Dennoch bleibt festzuhalten, dass die Schuhgefäße häufig in Kindergräbern dokumentiert werden und teilweise mit Frauen bzw. weiblich konnotierten Kontexten verknüpft sind.

Form und Verzierung

Künstlerische Freiheit

Die Schuhgefäße besitzen ein sehr variables Erscheinungsbild (Abb. 3). Das zeigt sich in der Ausformung der Schuhspitze, der Länge und Neigung des Schuhrückens, dem Winkel zwischen Schuhrücken und Schaft sowie der Höhe und Form des Schafts. Dieser ist teilweise schlicht zylindrisch, jedoch auch trichterförmig oder rundlich gewölbt. Letzteres erinnert an eine menschliche Wade und findet sich bei den meisten Schuhgefäßen aus Este. Der Schaft und die Mündungspartie der Schuhgefäße sind gelegentlich schüssel-, schalen- oder tassenförmig. Sie tragen also die Gestalt eigenständiger Gefäßformen. Diese wurden in den Gräbern von Budapest-Békásmegyer auch losgelöst von den Schuhgefäßen als typgleiche Beigabengefäße dokumentiert (Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997, 358; Kalicz-Schreiber 2010, 350 Taf. I,2). Auch die Größe der Schuhgefäße variiert und reicht von Exemplaren von nur wenigen Zentimetern Höhe und Länge bis hin zu Ausmaßen von über zwanzig Zentimetern. Auffällig kleine Schuhgefäße, wie die Exemplare von Nagyberki-Szalacska (Somogy, Ungarn), Bologna, Benacci Grab 704 (Bologna, Italien), Trzciniec (Lubartowski, Polen) und Alba Iulia (Alba, Rumänien) werden in der Literatur als Miniaturen angesprochen (De Min 1978; Kovács 1981, 73). Über die Deutung dieser und anderer miniaturisierter Artefakte ist sich die Fachwelt nicht einig. Vor dem Hintergrund des Schuhgefäßes von Bologna spricht sich Christina Morigi Govi gegen eine Interpretation als Kinderspielzeug aus. Sie stellt Miniaturen in einem sakralen Kontext und deutet sie als Bestandteil damit verbundener Opferhandlungen (Morigi Govi 2009, 69).

Die Verzierung der Schuhgefäße ist ebenfalls vielfältig. In der Regel handelt es sich um geometrische Elemente, die in den Ton eingedrückt wurden (Bagley 2009, 228). Diese Rillen, Linien, Punkte, Kreise und Dreiecke sind häufig gebündelt oder zu Reihen und Bändern angeordnet und bilden dadurch Wellen- oder Zickzacklinien. Die Muster befinden sich auf dem Innen- und Außenrist, am Knöchel, an der Ferse oder auf dem Schaft bzw. verlaufen quer, schräg oder längs über den Schuhrücken. Verzierungen auf der Sohle sind sehr selten zu beobachten. Auf einzelnen Schuhgefäßen wurden

12 De Min 1978, 63; Drago 1981; Capuis/Chieco Bianchi 2006, 66; Morigi Govi 2009, 64–65.

Reste von Bemalung, Inkrustierung sowie Graphitierung nachgewiesen. Hervorzuheben ist auch, dass auf wenigen Schuhgefäßen (Este, Morlungo Grab 3 sowie Budapest-Békásmegyer Grab 47 und 51) Metalldekor in Form von Bronzenieten angebracht wurde. Abgesehen vom Gräberfeld Budapest-Békásmegyer ist diese Art der Verzierung von Keramikgefäßen im spätbronzezeitlichen Fundmaterial nördlich und östlich der Alpen selten vorzufinden (Kalicz-Schreiber 1991, 175; Kalicz-Schreiber 2010, 263). Südlich der Alpen ist sie für die Periode Este II (8. und 7. Jh. v. Chr.) charakteristisch, wobei das älteste Beispiel in das 9. Jh. v. Chr. datiert wird (MorigiGovi/Tovoli 1994, 52; Meffert 1998, 299–307; Jankovits 2006, 315). Im Bereich des Knöchels weist ein Großteil der Schuhgefäße rundliche Knubben oder Warzen sowie vereinzelt auch Ösen, Bronzenieten oder ein eingedrücktes Spiralmuster auf. Diese kleinen, als Knöchelimitation interpretierbaren Verzierungsdetails verleihen den Schuhgefäßen ein naturalistisches Erscheinungsbild.

Durch die Heterogenität des untersuchten Materials ist es nicht möglich, Merkmale herauszuarbeiten, auf deren Grundlage einzelne Schuhgefäßtypen klassifiziert werden könnten. Gemeinsamkeiten im Erscheinungsbild ermöglichen es jedoch, regional und zeitlich begrenzte Gruppen zu umreißen. So weisen mehrere spätbronze- und früheisenzeitliche Schuhgefäße aus der Tiefebene um die heutige Stadt Poznań (Polen) einen von Quer- und Längsrillen überzogenen kurzen und steilen Schuhrücken auf. Es handelt sich um das Schuhgefäß aus Biernatki (Śrem, Polen), die Exemplare aus Wilanowice (Chodzieski, Polen) sowie zwei der Funde aus Cerekwica (Poznański, Polen). Die früheisenzeitlichen Exemplare aus Veio (Rom, Italien), Vetulonia (Grosseto, Italien) und Vulci (Viterbo, Italien), alle südwestlich des Apennins gelegen, besitzen hingegen einen langen, flachen Schuhrücken und einen hohen, zylindrischen Schaft sowie teilweise ähnliche Verzierungen. Eine kleine bikonische Schale mit Kegelhals und ausladendem Rand sowie ein naturalistisch geformtes Gefäßunterteil weisen die in der Großen Ungarischen Tiefebene gefundenen, späteisenzeitlichen Gefäße aus Kosd (Pest, Ungarn) und Curtuişeni (Bihor, Rumänien) auf. Des Weiteren haben das Fragment aus Bărboasa und zwei der drei Schuhgefäße aus Bogdăneşti (Suceava, Rumänien) ein vergleichbares Erscheinungsbild: einen zylindrischen Schaft, einen steilen Schuhrücken, eine flache Sohle sowie Linien, die am Übergang vom Schuhrücken zum Schaft verlaufen. Alle drei Fundorte liegen in der Tiefebene östlich des Karpatenbogens und werden in die frühe bis späte Bronzezeit datiert.

Dass Schuhgefäße eines Fundortes bzw. eines Gräberfeldes dieselben charakteristischen Merkmale aufweisen und somit eine Gruppe bilden, zeigen vor allem die 22 Exemplare von Budapest-Békásmegyer sowie die 18 Schuhgefäße aus den eisenzeitlichen Nekropolen von Este. In Este stellen sich die Gemeinsamkeiten sowohl in einem ausladenden, hohen Schaft und einem naturalistisch geformten Gefäßunterteil als auch in den angebrachten Mustern dar. An der Mündungspartie der Gefäße finden sich fast immer gebündelte Zickzacklinien oder linear verlaufende Bänder sowie geometrische Mäander. Diese treten ausschließlich auf den Exemplaren von Este auf und wirken wie ein am Schaft angebrachter Saum. Ähnliche geometrische Muster laufen zudem häufig längs über den Schuhrücken und senkrecht über den Schaft der Gefäße.

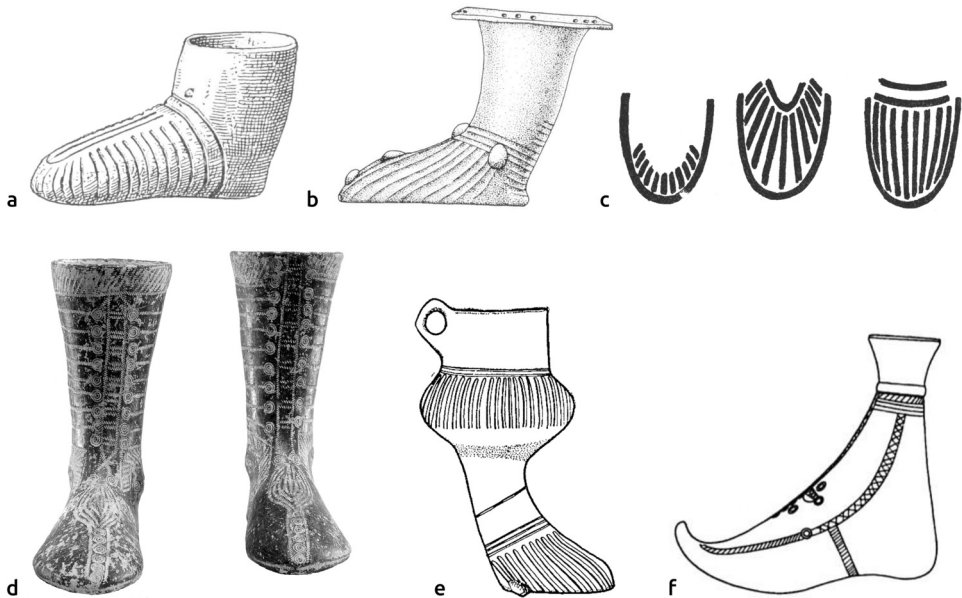


Abb. 3: Form und Verzierung.

a Schuhgefäß aus Wriezen, Deutschland (Behrens 1936, 72 Abb. 10,3); **b** Schuhgefäß aus Budapest-Békásmegyer, Grab 47, Ungarn (Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997, Abb. 5,1); **c** Faltenwürfe von Bund-, Riemen- und Faltenschuh (Kern 1926, 25 Abb. 2); **d** Schuhgefäße aus Vulci, Italien (Ortiz 1996, Katalognr. 182); **e** Schuhgefäß aus Wilanowice Chodzież, Polen (Gediga 1970, 101 Abb. 29b); **f** Schuhgefäß aus Jíkev, Tschechische Republik (Bagley 2009, 227 Abb. 4,4).

Selten gleichen sich einzelne Schuhgefäße derart, dass angenommen werden kann, dass sie von ein und derselben Person hergestellt wurden. Teilweise befinden sich diese Exemplare innerhalb eines Grabes, beispielsweise in Grab 11 von Spoleto oder Grab 202 von Budapest-Békásmegyer. Es existieren jedoch auch fast identische Schuhgefäße, die in verschiedenen Gräbern eines Gräberfeldes (Budapest-Békásmegyer Grab 80 und Grab 165) bzw. an Orten gefunden wurden, die über dreißig Kilometer voneinander entfernt sind (je ein Schuhgefäß aus Cerekwica und Wartosław, Szamotulski, Polen). Es stellt sich die Frage, ob nur bestimmte Personen für die Herstellung der Schuhgefäße zuständig waren bzw. die Fähigkeiten und Möglichkeiten dafür besaßen und die Erzeugnisse daher über ein großes Gebiet getauscht wurden.

Die Quelle der Inspiration

Einzelne Form- und Verzierungsmerkmale zeigen, dass sich die bronze- und eisenzeitlichen Menschen bei der Gestaltung der Schuhgefäße von den damals getragenen Schuhen inspirieren ließen. Eine frappierende Ähnlichkeit ist beispielsweise zwischen den auf den tönernen Schuhrücken angebrachten Rillenmustern und den charakteristischen Faltenwürfen lederner Bund-, Riemen- oder Faltenschuhe erkennbar (Abb. 3c). Dass diese Schuhformen bereits in der Urgeschichte existierten, belegen Funde aus den

bronze- und eisenzeitlichen Salzbergwerken von Hallstatt (Gmunden, Österreich) und vom Dürrnberg (Hallein, Österreich). An eine Imitation von Schuhen und Stiefeln mit Schnürverschlüssen erinnern die Verzierungen der Stiefelgefäße von Vulci (Abb. 3d) und Vetulonia. Dargestellt ist eine Kombination aus konzentrischen Kreisen, die in Reihen senkrecht über den Stiefelschaft verlaufen und als Knöpfe oder Ösen interpretiert werden (Lage 1999, 56; Ramsel 2011, 183) und Linien, die sich waagrecht um den Stiefelschaft wickeln. Diese und vergleichbare Verzierungen erscheinen ausschließlich auf Schuhgefäßen der frühen und späten Eisenzeit. Waren Schnürschuhe in der Bronzezeit also vielleicht nicht bekannt? Das Stiefelgefäß von Jíkev (Nymburk, Tschechische Republik) verdeutlicht, dass Schnabelschuhe ebenfalls als Vorlage für Schuhgefäße dienten (Abb. 3f). Diese seit der späten Hallstattzeit in Mitteleuropa verbreitete Schuhform findet sich beispielsweise an den Füßen des in Hochdorf bestatteten Mannes wieder. Wenn zeitgleich getragene Schuhe als Quelle der Inspiration für die Schuhgefäße gedient haben sollen, zeigt das vielfältige Erscheinungsbild der bronze- und eisenzeitlichen Schuhgefäße, dass die urgeschichtliche Schuhmode abwechslungsreicher war, als die wenigen prähistorischen Schuhfunde vermuten lassen.

Die Funktion der Schuhgefäße

Formmerkmale und ihre Parallelen

Zweifelsohne waren die mitteleuropäischen Schuhgefäße aber nicht einfach tönernen Modelle der damals getragenen Schuhe. Folglich stellt sich die Frage, welchen Zweck diese außergewöhnlichen Artefakte erfüllten und welche Rolle sie im Leben der Menschen spielten.

Hierfür ist es naheliegend den Blick auf die spezifische Form der Schuhgefäße zu richten. Erstens ist aufgrund des oftmals L-förmigen Querschnitts ihres Hohlkörpers davon auszugehen, dass die Schuhgefäße primär zur Aufnahme von Materialien dienten, die wieder aus ihnen heraus fließen oder rieseln konnten. Zweitens haben etwa dreißig der aufgenommenen Schuhgefäße ein bereits bei der Herstellung in die Schuhspitze angebrachtes Loch, wie es auch die mykenischen und vorderasiatischen Exemplare aufweisen, die den mitteleuropäischen Schuhgefäßen darüber hinaus auch in ihrer Gestalt deutlich ähneln (Abb. 4).¹³ Es ist also wahrscheinlich, dass nicht die Aufbewahrung von Flüssigkeiten von Bedeutung war, sondern Handlungen, die mit den Schuhgefäßen und deren flüssigem Inhalt ausgeführt werden konnten.

Schuhgefäße finden Parallelen in Gefäßtypen des antiken Griechenlands und des Alten Orients, deren Funktion durch schriftliche und bildliche Quellen überliefert ist. Gemeint sind spezielle Ausguss- und Spendegefäße, sogenannte *rhyta* und *askoi*, aus denen bei Opferhandlungen Wasser, Milch, Honig oder alkoholische Getränke vergossen

13 Die Anzahl bezieht sich lediglich auf die Schuhgefäße, deren Abbildung eine durchlochte Schuhspitze zeigt oder deren Dokumentation diese nennt. Es ist jedoch anzunehmen, dass mehr Schuhgefäßen dieses Merkmal besitzen. So erwähnen einerseits erst jüngere Publikationen eine durchlochte Schuhspitze, andererseits gibt es Exemplare, bei denen das Loch im Zuge einer Restaurierung geschlossen und erst später wieder entdeckt wurde (Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997, 358).

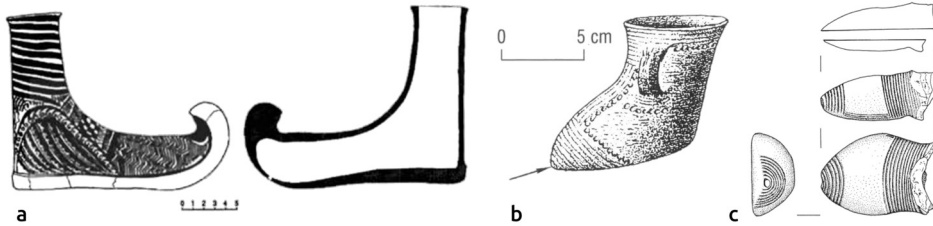


Abb. 4: Formmerkmale.

a mykenisches Exemplar aus Alyki-Glyphada, Griechenland (Cultraro/Torelli 2009, 183);

b Schuhgefäß aus Chotin II, Grab 9, Slowakei (Górka 2000, 239 Abb. 1,c);

c Schuhgefäßfragment vom Glauberg, Deutschland (Baitinger 2007, Abb. 4).

wurden (Heimpel u.a. 1987–1990, 6; Haase/Renger 2002). Ein kleines Loch zum Abfließen und Abtropfen von Flüssigkeiten ist ein charakteristisches Element eines *rhytons*, wohingegen die flache Standfläche und der schlauchförmige Gefäßkörper der Schuhgefäße der Gestalt eines *askos* ähnelt. In der Literatur wurden Schuhgefäße bereits gelegentlich mit *rhyta* oder *askoi* verglichen.¹⁴ Eine generelle Übertragung der Begriffe auf die Schuhgefäße erscheint jedoch unpassend, da sich das übrige Erscheinungsbild dieser Gefäßtypen deutlich von dem der Schuhgefäße unterscheidet. So haben *askoi* per Definition einen Bügelhenkel und eine Ausgusstülle (Scheibler/Nissen 2001, Sp. 1010–1011; Scheibler 1997, Sp. 100–101). Einzig die Exemplare aus Spoleto gleichen in ihrem Aussehen einem *askos* so sehr, dass es plausibel erscheint sie als Stiefelaskoi zu bezeichnen (Abb. 5b; Weidig 2013).¹⁵

Die aufgezeigten Formmerkmale und die Parallelen zu den *rhyta* und *askoi* lassen vermuten, dass der Großteil der Schuhgefäße ebenfalls bei Opferhandlungen als Ausguss- und Spendegefäße fungierte, aus denen Flüssigkeiten vergossen wurden.

Libationen

Diese speziell mit Flüssigkeiten verknüpften Opferhandlungen werden als Libationen bezeichnet und als »das Ausgießen einer Flüssigkeit, um der Gottheit Ehre zu erweisen« (Heimpel u.a. 1987–1990, 5) bzw. als »das rituelle Ausgießen von Flüssigkeiten« (Haase/Renger 2002, Sp. 752) definiert. Im deutschen Sprachgebrauch sind Libationen auch als Trankopfer bekannt. Wie viele andere individuelle oder gesellschaftliche Handlungen hinterlassen Libationen kaum archäologisch fassbare Spuren. Aus schriftlichen und bildlichen Quellen der Antike und des Alten Orients geht hervor, dass eine Libation Bestandteil von umfangreichen Zeremonien sein konnte, bei denen auch Tieropfer oder Beweihräucherungen eine Rolle spielten. Das Libieren von Flüssigkeiten wurde

14 Zu den mitteleuropäischen Schuhgefäßen: Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997, 368; Jankovits 2006, 313; Lascu 2007, 71; Kalicz-Schreiber 2010, 295; zu den vorderasiatischen: Azarpay 1964, 69; Gall 1980, Kapitel 6.76; zu den mykenischen: Cultraro/Torelli 2009, 180–181.

15 Joachim Weidig schließt aufgrund ihres stark durchlochten Gefäßkörpers jedoch aus, dass die Exemplare aus Spoleto im Kontext von Flüssigkeiten verwendet wurden und interpretiert sie als Räuchergefäße (Weidig 2013).

dabei sowohl zu Beginn als auch zum Abschluss der Opferhandlungen durchgeführt. So ist auf griechischen und römischen Darstellungen das Löschen des Altarfeuers mit einer Libation abgebildet (Graf 1980; Haase/Renger 2002). Darüber hinaus werden Libationen bei Vertragsabschlüssen oder Abschieden erwähnt sowie in Zusammenhang mit der Ankunft von Personen und mit Gastmahlen. Hethitische Bildquellen zeigen das Libieren von Flüssigkeiten vor Götterbildern (Heimpel u.a. 1987–1990, 10–12). Im Rahmen des Totenkultes konnten Verstorbene und Ahnen die Adressaten der Spende sein.

Für den mitteleuropäischen Raum liegen keine Quellen vor, die uns über den Ablauf, die Adressaten oder die Ausführenden der Libationen informieren, und die aus einem anderen kulturellen Kontext entstammenden Quellen lassen sich nicht einfach auf das bronze- und eisenzeitliche Mitteleuropa übertragen. Folglich sind die Umstände, bei denen aus Schuhgefäßen libiert wurde, unbekannt. Ihr regelhaftes Auftreten in Gräbern mag als Indiz verstanden werden, dass das Libieren aus Schuhgefäßen im Kontext von Bestattungen stattfand. Eine andere Erklärung könnte jedoch sein, dass die mit einem Schuhgefäß bestatteten Menschen zu Lebzeiten die Libationen ausführten und ihnen aus diesem Grund die besonderen Gefäße als Beigabe mit in das Grab gelegt wurden.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, warum gerade Schuhgefäße als Libationsgefäße dienten und welche Assoziationen die Menschen mit Schuhen verbanden, so dass sie gerade diese außergewöhnliche Form für ihre Ausguss- und Spendegefäße wählten.

Das Schuhmotiv

Trägerobjekte

Ein bemerkenswerter Aspekt der Schuhgefäße ist, dass sie Schuhe losgelöst von ihrer primären Funktion als Kleidungsstück darstellen und somit einen Alltagsgegenstand zu einem eigenständigen Motiv im urgeschichtlichen Bildrepertoire machen. Der Bedeutung des Schuhmotivs widmete sich Jennifer Bagley in dem eingangs zitierten Artikel »Ein Schuh ist ein Schuh ist ein Schuh?«. Neben den von ihr aufgezählten Schuhgefäßen und eisenzeitlichen Schuhanhängern (Bagley 2009, 226 Abb. 2) sowie Schuhfibeln (Bagley 2009, 226 Abb. 3) zählen zu den prähistorischen Schuhdarstellungen im weiteren Sinne ebenso bronzezeitliche Felsbilder, die zwar keine vollständigen Schuhe abbilden, aber deren Umrisse zeigen. Diese Darstellungen als eingeritzte Schuhabdrücke zu interpretieren machen Details, wie die Gliederung der Sohle in Absatz und Ballenfläche sowie ihr meist paarweise und in natürlicher Größe vorkommendes Auftreten plausibel. Daneben finden sich auch Abbildungen von unbedeckten Füßen. In der älteren Forschungstradition wurden die Schuhdarstellungen als Schuh- bzw. Fußspuren einer transzendenten Macht und daher als ein göttliches Symbol gedeutet. Die Frage ist, in wie weit Motive aus rezenten religiösen Narrativen diese Auslegung beeinflusst haben.¹⁶

16 In diesem Zusammenhang sei auf die Verehrung von Fußabdrücken verwiesen, die Buddha zugeschrieben werden oder an die von Jesus Christus bei seiner Himmelfahrt zurückgelassenen Fußabdrücke.

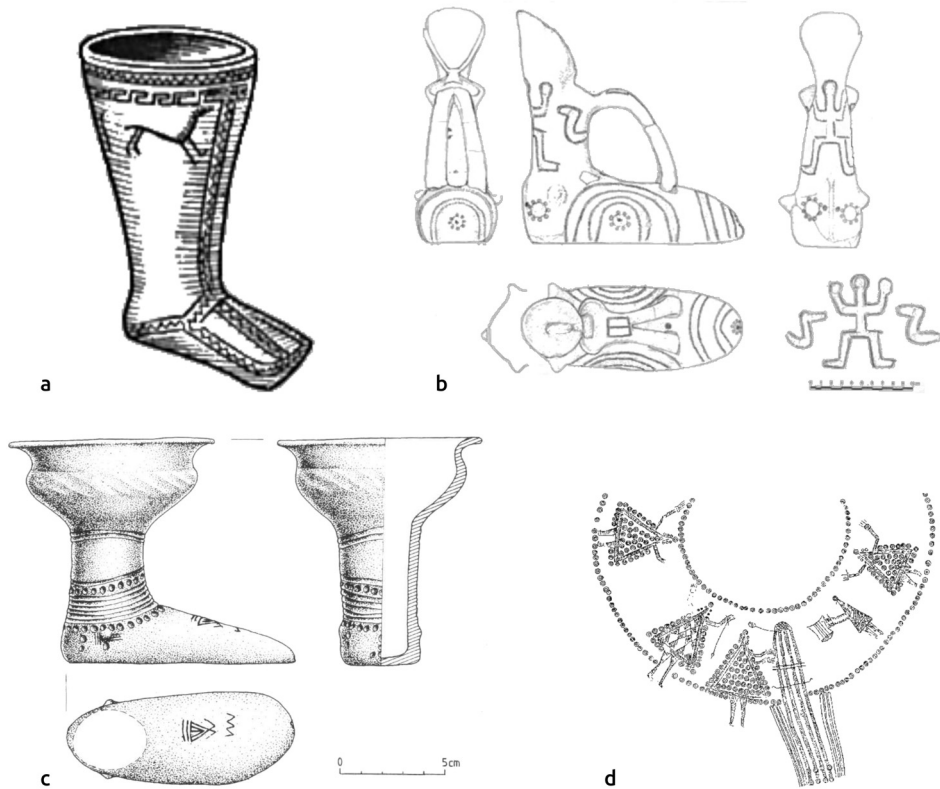


Abb. 5: Motivkombinationen.

a Schuhgefäß aus Este, Nazari, *tomba ad arca*, Italien (Forrer 1942, Taf. IV,6);

b Schuhgefäß aus Spoleto, Grab 11, Italien (Weidig 2013, 57);

c Schuhgefäß aus Budapest-Békásmegyer, Grab 58, Ungarn (Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997, Abb. 4,1);

d Keramikverzierung der Urne aus Grab 27 von Sopron-Burgstall, Ungarn (Zsolt 2003, 189 Abb. 23).

Heutzutage werden die Fuß- und Schuhmotive in einem sozialen Kontext gedeutet. Als Teil von Initiationsriten könnten sie beispielsweise als ein Symbol für den neu erlangten Status und das damit verbundene Wissen fungiert haben. Grundlage hierfür ist die Annahme, dass die abgebildeten Schuhe und Füße zu spezifischen Personen oder Personengruppen gehören und das Ergebnis von Studien, die die Länge der Schuh- und Fußdarstellungen mit modernen Schuhgrößen vergleichen. Demnach entsprechen die eingeritzten Schuhe und Füße Größen, die von Kindern, Jugendlichen oder Frauen getragen werden (Coles 2005, 51–52, Abb. 74; 75; Goldhahn/Ling 2013, 286).

Auffällig ist, dass abgesehen von den Felsbildern die Trägerobjekte des Schuhmotive hauptsächlich aus Grabkontexten stammen. So befanden sich zehn der vierzehn nördlich der Alpen dokumentierten Schuhanhänger in Gräbern, von denen zwei als Kinderbestattungen gelten. Vier weitere werden aufgrund ihrer Ausstattung weiblichen Verstorbenen zugeschrieben. Jennifer Bagley verweist darauf, dass Amulette im Allgemeinen häufig mit Kinder- und Frauenbestattungen korrelieren und sieht daher in den Schuhanhängern besonders deutlich »die geschlechtsspezifische Nutzung eines

Trägerobjektes« (Bagley 2009, 229). Den anderen Bildträgern will sie infolge der Datengrundlage keine auf Alter oder Geschlecht bezogene Differenzierung zuschreiben (Bagley 2009, 228–229). Mit der vorliegenden Untersuchung konnte diese Vermutung jedoch für die Schuhgefäße revidiert werden. Demnach war das Schuhmotiv als Grabbeigabe sowohl in Form von Schuhanhängern als auch in Form von Schuhgefäßen tendenziell an Kinder und vielleicht auch an Frauen bzw. als weiblich assoziierte Kontexte gebunden. Indes sollte das Schuhmotiv davon ausgehend nicht allgemein mit der weiblichen Fruchtbarkeit oder der weiblichen Sphäre verknüpft werden, wie es im Fall der Schuhgefäße formuliert wurde.¹⁷ Zu undifferenziert erscheint auch die Deutung des Schuhmotivs als ein Symbol für das Ankommen bzw. Gehen. Diese Interpretation spielte bei der bisherigen Suche nach der Bedeutung der Schuhgefäße eine Rolle und verleitete beispielsweise dazu, die Schuhgefäße als Talisman für eine gute Reise ins Jenseits zu sehen (Furmánek/Pieta 1985, 40; Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997, 368). Dass die Schuhanhänger, wie viele andere Anhänger, eine Art von Talisman oder Amulett waren, ist durchaus vorstellbar. Sie schlicht als Bannmittel oder Glücksbringer zu betrachten, wäre jedoch zu kurz gefasst, da ethnologische Quellen zeigen, dass Anhänger häufig eine hochgradig individuelle Bedeutung besitzen (Kossack 1954; Bagley 2014, 94–96).

Erwähnenswert ist auch die Verbreitung des Schuhmotivs. Zum einen zeichnen sich verschiedene Schwerpunkte ab. So finden sich die Schuhgefäße, wie beschrieben, regelmäßig im östlichen Mitteleuropa und nördlichen Südeuropa. Die Schuhanhänger konzentrieren sich auf den Alpenraum, die Po-Ebene und Südwestdeutschland, die Felsbilder auf Alpentäler wie das Valcamonica (Lombardei, Italien) und den skandinavischen Raum. Schuhfibeln sind lediglich im östlichen Gebiet der Latènekultur dokumentiert (Bagley 2009, 225–227; 228 Abb. 5). Zum anderen ist das Schuhmotiv in Westeuropa für keinen der prähistorischen Bildträger überliefert.

Motivkombinationen

Gelegentlich tritt das Schuhmotiv in Kombination mit anderen figürlichen Verzierungen auf. Die Schuhfibeln aus einem nicht näher bestimmbar Grab aus Hallstatt und die aus Grab 147 vom Dürrnberg zeigen reliefierte Kopfdarstellungen, letztere eine Maske mit spitzen Ohren (Bagley 2009, 226 Abb. 3,5; 3,6). Vorbilder dieses Motivs sieht Jennifer Bagley im mediterranen Raum – in den als Waldgeister im Gefolge des Dionysos interpretierten Satyrdarstellungen (Bagley 2014, 109). Ebenfalls ein Ursprung im mediterranen Raum wird den Raubvogeldarstellungen zugeschrieben, die sich auf den Schuhfibeln aus den Gräbern 49 und 205/1 vom Dürrnberg wiederfinden (Bagley 2009, 226 Abb. 3,7; 3,8; Bagley 2014, 187).

Auf dem Schaft des Stiefelgefäßes der *tomba ad arca* aus Este ist ein Pferd eingeritzt (Abb. 5a). Joachim Meffert schreibt Pferden in der Este-Kultur eine prestigeträchtige und religiöse Bedeutung zu. Er stützt seine Vermutung auf schriftliche Quellen, die von Pferdeopferungen berichten, auf Pferdebestattungen sowie auf Pferdedarstellungen, die

17 De Min 1978, 63; Pauli 1980, 236; Furmánek/Pieta 1985, 40; Baitinger 2007, 56.

hauptsächlich in Grabkontexten und im Kontext des Reitia-Heiligtums gefunden werden (Meffert 1998, 290–291).¹⁸

Eine von zwei Wasservögeln flankierte anthropomorphe Figur mit erhobenen Händen findet sich in Spoleto auf den vier Schuhgefäßen aus Grab 11 sowie auf den zwei bis vier Exemplaren aus Grab 16 bzw. der Votivgrube (Abb. 5b).¹⁹ Aufgrund der Komposition der Bildelemente – eine von antithetisch angeordneten Tieren oder Mischwesen flankierte menschliche Gestalt – kann diese stark stilisierte Darstellung als das Motiv der *potnia* bzw. des *despotes theron* (Herrin bzw. Herr der [wilden] Tiere) identifiziert werden. In der Regel wird dieses Motiv als das Abbild einer konkreten, meist göttlichen Person gedeutet. Es gibt jedoch keine allgemeingültige Identifizierung, da mit dem Motiv in unterschiedlichen Zeiten und Regionen wohl verschiedene Gottheiten assoziiert wurden (Bagley 2014, 232–234; Schuhmann 2009, 81–95). In den Darstellungen der *potnia theron* aus der Zeit der Schuhgefäße von Spoleto (2. Hälfte des 7. Jh. v. Chr.) wird häufig Artemis gesehen.²⁰ Jennifer Bagley spricht sich dafür aus, dass es sich bei dem Motiv auch »um eine Chiffre für bestimmte Eigenschaften« (Bagley 2014, 234) handeln könnte, die Göttern oder Heroen zugeschrieben wurden. In jedem Fall wird das Motiv der *potnia* bzw. des *despotes theron* in einem religiösen oder in gewisser Weise Prestige verleihenden Kontext interpretiert. Eine bemerkenswerte Verknüpfung zwischen dem Motiv der *potnia theron* und den Schuhgefäßen begegnet uns auch auf vier in Montebelluna (Venetien, Italien) gefundenen Bronzescheiben (Gerhardinger 1991, 113–121). Abgebildet ist eine als personifizierte Gottheit gedeutete mit Mantel und Rock bekleidete Frau, die einen Schlüssel in der Hand hält und von Tieren bzw. Pflanzen flankiert wird. Die von ihr getragenen Schuhe erinnern auf verblüffende Weise an die Schuhgefäße aus Este. Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Schuhdarstellungen zeigen sich in dem weit ausladenden, die Waden betonenden Schaft sowie den Knöchelimitationen.

Außerdem erwähnenswert sind die fast identischen Ritzungen auf den Rücken der Schuhgefäße aus den Gräbern 58 und 124 von Budapest-Békásmegyer. Sie zeigen ein mit Schraffur gefülltes Dreieck, das an einer Spitze angewinkelte Linien aufweist (Abb. 5c). Auf hallstattzeitlicher Keramik aus Bayern, Schlesien und Mähren finden sich vergleichbare Motive in einer großen Variationsbreite wieder (Eibner 1997, 130 Abb. 47; Dobiat 1982, 297 Abb. 13), die teilweise als anthropomorphe Darstellungen gedeutet werden (Dobiat 1982, 303–308; Eibner 1997, 129–132; Brosseder 2004, 349), da Dreiecke ein gängiges Darstellungsprinzip von Menschenbildern sind (Abb. 5d). Wenn dem Motiv wie auf den Schuhgefäßen Bildelemente fehlen, die als Details eines menschlichen Körpers gelten, beispielsweise Kreise als Kopf oder Linien als Beine, ist für Alexandrine Eibner »eine Trennung zwischen symbolhaft abstrakter Wiedergabe

18 Eine vergleichbare Rolle nehmen Pferde wohl ebenfalls in anderen archäologischen Kulturen ein, beispielsweise in den skythischen Gesellschaften (Kemenczei 2003, 179–183; Parzinger 2009).

19 Interessanterweise wurde dem Mädchen aus Grab 11 neben den Schuhgefäßen auch eine kleine Pferdeplastik mit in das Grab gelegt (Weidig 2013, 57). Die Kombination zwischen Schuh- und Pferdemitiv begegnet uns hier also erneut, auch wenn die beiden nicht auf einem einzigen Trägerobjekt abgebildet sind.

20 Artemis gilt als die Herrscherin über Leben und Tod der Tier- und Pflanzenwelt, manchmal auch als Geburtsgöttin. Daher steht sie im Kontext von Fruchtbarkeit sowie dem Schutz von Kindern und Frauen (dazu ausführlicher: Graf/Ley 1997).

und reiner Ornamentik kaum mehr möglich« (Eibner 1997, 129–132). Dagegen sieht Claus Dobiát in allen Motiven, »die als Grundmotiv ein Dreieck zeigen und an der Spitze oder an den Basisecken durch spiralförmige, haken- oder fahnenförmige Ansätze verziert sind, [...] überaus stark abstrahierte anthropomorphe Darstellungen« (Dobiát 1982, 309). Es stellt sich also die Frage, ob die Schuhgefäße von Budapest-Békásmegyer eine der seltenen Menschendarstellung der späten Bronzezeit zeigen, das Bildmotiv etwas anderes, beispielsweise eine Behausung darstellt oder ein rein ornamentales Verzierungselement vorliegt.

Deutungsversuche

Ebenso schwierig wie die Deutung des Bildmotivs auf den Schuhgefäßen von Budapest-Békásmegyer ist auch die des Schuhmotivs selbst. Aufgrund der deutlichen Bindung an Grabkontexte und weil viele der mit dem Schuhmotiv kombinierten Bildmotive in einen religiösen Zusammenhang gestellt werden, könnte auch seine Bedeutung in den religiösen Vorstellungswelten der bronze- und eisenzeitlichen Menschen zu suchen sein. Durch die geschlechts- und altersspezifische Grabbeigabe von Schuhgefäßen und Schuhanhängern zeigen sich wiederum soziale Aspekte. Außerdem spiegelt sich in der Diversität der Bildträger und deren Verbreitungsschwerpunkten möglicherweise eine unterschiedliche Verwendung des Schuhmotivs. Es bleibt demnach die Möglichkeit, dass die Bedeutung des Schuhmotivs je nach Bildträger, Zeit und Region variierte.

Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wie differenziert die Bedeutung eines Motivs sein kann, verweist Jennifer Bagley auf die variable Bedeutung des Schuhmotivs im mykenischen bis spätantiken Griechenland, die sich je nach Kontext ändern könne (Bagley 2009, 230). Beispielsweise wird eine homogene Gruppe von keramischen Schuhdarstellungen, die im attischen Raum in Gräbern der geometrischen Zeit (Mitte des 11. bis Ende des 8. Jh. v. Chr.) häufig in doppelter oder vierfacher Ausführung gefunden werden, mit sogenannten *nymphides* identifiziert. Dabei handelt es sich um Schuhe, die schriftlichen Quellen zufolge nur verheirateten Frauen zustanden. Die Beigabe der Schuhdarstellung in Kindergräbern wird als symbolische Heirat verstanden, wodurch unverheiratet verstorbene Mädchen zumindest im Tod oder Jenseits den sozialen Status einer verheirateten Frau erlangen konnten.²¹ Schuhdarstellungen der Vasenmalerei werden hingegen mit Werten in Verbindung gebracht, die sich in der Welt des athletischen Wettkampfes wiederfinden. Abgebildet sind in der Regel Sandalen, die von Athleten vor einem Wettkampf abgelegt werden oder die den Siegpriis eines solchen sportlichen Ereignisses darstellen.

Fazit

Viele Aspekte weisen darauf hin, dass die Bedeutung der Schuhgefäße in den religiösen Vorstellungen und sozialen Gegebenheiten der prähistorischen Gemeinschaften zu suchen ist. Das zeigt sich in der Verknüpfung der Schuhgefäße mit anderen Bildmotiven

²¹ Bagley 2009, 230; Cultraro/Torelli 2009, 183–184; Haentjens 2002, 182–183; Weiß 1995, 35.

wie der *potnia theron*, in der Dominanz der Schuhgefäße sowie der Trägerobjekte des Schuhmotivs in einem sepulkralen Fundkontext, in der tendenziell geschlechts- und altersspezifischen Schuhgefäßbeigabe in Gräbern sowie in der Vergesellschaftung der Schuhgefäße mit außergewöhnlichen Artefakten – sei es im Grabkontext oder in anderen Befundkontexten – und der daraus resultierenden Abhebung von durchschnittlichen Bestattungen eines Gräberfeldes bzw. von gewöhnlichen Siedlungsgruben. Der Sinngehalt, den die Menschen mit den Schuhgefäßen verbanden, bleibt uns jedoch verborgen.

Gleichwohl bereichert die Erkenntnis, dass die Schuhgefäße als Ausguss- und Spendegefäße bei Libationen verwendet wurden, unser Wissen über die bronze- und eisenzeitlichen Gesellschaften Mitteleuropas. Entsprechend der schriftlichen und bildlichen Quellen der Antike und des Alten Orients ermöglichen sie letztendlich die Rekonstruktion spezifischer Handlungen, die im Kontext von Bestattungen, Opferungen oder anderer besonderer Situationen vollzogen wurden und bei denen Flüssigkeiten eine ganz bedeutende Rolle spielten.

Literatur

- Azarpay 1964: G. Azarpay, Two Urartian Boot-Shaped Vessels. *Artibus Asiae* 27 1/2, 1964, 61–71.
- Bagley 2009: J. Bagley, Ein Schuh ist ein Schuh ist ein Schuh? Überlegungen zur Interpretierbarkeit späthallstatt- und frühlatènezeitlicher Schuhdarstellungen nördlich der Alpen. In: J. Bagley (Hrsg.), *Alpen, Kult und Eisenzeit* [Festschrift für Amei Lang zum 65. Geburtstag]. Rahden/Westf.: Leidorf 2009, 221–235.
- Bagley 2014: J. Bagley, Zwischen Kommunikation und Distinktion: Ansätze zur Rekonstruktion frühlatènezeitlicher Bildpraxis. *Vorgesch. Forsch.* 25. Rahden/Westf.: Leidorf 2014.
- Baitinger 2007: H. Baitinger, Ein Schuhgefäß der Urnenfelderzeit vom Glauberg, Wetteraukreis (Hessen). *Germania* 85/1, 2007, 47–59.
- Behrens 1936: G. Behrens, Jahresbericht des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz für die Zeit vom 1. April 1935 bis 31. März 1936. *Mainzer Zeitschr.* XXXI, 1936, 67–79.
- Brosseder 2004: U. Brosseder, Studien zur Ornamentik hallstattzeitlicher Keramik zwischen Rhôneal und Karpatenbecken. *Universitätsforsch. Prähist. Arch.* 106. Bonn: Habelt 2004.
- Camporeale 1981: G. Camporeale, Nuovi dati sull'attività produttiva e sugli scambi di Vetulonia dal villanoviano all'arcaismo. In: *L'Etruria mineraria. Atti del XII Convegno di studi etruschi e italici*. Firenze – Populonia – Piombino. 16–20 giugno 1979. Firenze: Olschki 1981, 377–397.
- Capuis/Chieco Bianchi 2006: L. Capuis/A.M. Chieco Bianchi, Este. La necropoli di villa Benvenuti. *Monumenti antichi. Serie monografica* (7). Rom: Bretschneider 2006.
- Coles 2005: J. Coles, *Shadows of a northern past. Rock Carvings of Bohuslän and Østfold*. Oxford: Oxbow Books 2005.
- Comşa 1995: E. Comşa, Quelques données concernant les chaussures de l'âge de Bronze sur le territoire de la Roumanie. *Thraco-Dacica* XVI/1-2, 1995, 87–91.
- Cultraro/Torelli 2009: M. Cultraro/M. Torelli, Status Femminile e Calzature. *Ostraka: rivista di antichità*. XVIII/1, 2009, 175–192.
- Dietrich 2012: L. Dietrich, Was sind die »Aschehügel« der Noua-Kultur? Das Beispiel aus Rotbav (Südostsiebenbürgen). In: I. Heske/B. Horejs (Hrsg.), *Bronzezeitliche Identitäten und Objekte*. [Beiträge aus den Sitzungen der AG Bronzezeit auf der 80. Tagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Nürnberg 2010 und dem 7.

- Deutschen Archäologiekongress in Bremen 2011]. Universitätsforsch. Prähist. Arch. 221 Bonn: Habelt 2012, 207–217.
- Dobiat 1982: C. Dobiat, Menschendarstellungen auf ostalpinen Hallstattkeramik. Eine Bestandsaufnahme. *Acta Arch. Acad. Scien. Hungaricae* 34, 1982, 279–322.
- Drago 1981: L. Drago, Un vaso a steivaletto di impasto da Veio. Considerazioni sui rapporti tra Veio e Bologna nell'VIII secolo A.C. *Archaeologia Classica* 33, 1981, 55 – 77.
- Eibner 1997: A. Eibner, Die »Große Göttin« und andere Vorstellungsinhalte der östlichen Hallstattkultur. In: L. Nebelsick (Hrsg.), *Hallstattkultur im Osten Österreichs*. Forschungsber. Ur- u. Frühgesch. 18. St. Pölten: NP-Buchverlag 1997, 129–165.
- Falchi 1894 : I. Falchi, Scavi nella necropoli vetuloniese durante l'anno 1893. *Notizie degli scavi di antichità* 1894, 335–360.
- Forrer 1942 : R. Forrer, *Archäologisches zur Geschichte des Schuhs aller Zeiten*. Schönenwerd: Bally-Schuhmuseum 1942.
- Furmánek/Pieta 1985: V. Furmánek/K. Pieta, *Počiatky odievania na Slovensku*. Bratislava: Tatran 1985.
- Furmánek/Vladár 1996: V. Furmánek/J. Vladár, Kultstätten und Votivdeponierungen in der Bronzezeit der Slowakei. In: *Archäologische Forschungen zum Kultgeschehen in der jüngeren Bronzezeit und frühen Eisenzeit Alteuropas* [Ergebnisse eines Kolloquiums in Regensburg, 4.–7. Oktober 1999]. *Regensburger Beitr. Prähist. Arch.* 2. Regensburg u. a.: Universitäts-Verlag 1996, 497–516.
- Gall 1980: G. Gall, *Deutsches Schuhmuseum. Bestandskatalog. Deutsches Ledermuseum mit Deutsches Schuhmuseum (Offenbach am Main) Heft 6*. Offenbach am Main: Würzburg Universitätsdruckerei 1980.
- Gediga 1970 : B. Gediga, *Motywy figuralne w sztuce Ludności kultury Łużyckiej*. Wrocław u. a.: Zakład Narodowy im. Ossolińskich 1970.
- Girke 1922: G. Girke, *Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit*. *Mannusbibl.* 23/24. Leipzig: Verlag von Curt Kabitzsch 1922.
- Goldhahn/Ling 2013: J. Goldhahn/J. Ling, Bronze Age Rock Art in Northern Europe: Contexts and Interpretations. In: H. Fokkens/A. Harding (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the European Bronze Age*. Oxford: University Press 2013, 270–290.
- Górka 2000: S. Górka, *Naczynia w kształcie buta jako przykład figuralnej plastyki kultowej*. In: B. Gediga/D. Piotrowska (Hrsg.), *Kultura symboliczna kręgu pól popielnicowych epoki brązu i wczesnej epoki żelaza w Europie środkowej*. *Prace Komisji Archeologicznej/Polska Akademia Nauk* 13. Warszawa u. a.: State Archaeological Museum 2000, 237–258.
- Graf 1980: F. Graf, Milch, Honig und Wein: zum Verständnis der Libation im griechischen Ritual. In: C.J. Bleeker/U. Bianchi/J.N. Bremmer (Hrsg.), *Perennitas. Studi in onore di Angelo Brelich*. Rom: Edizioni dell'Areneo 1980, 209–223.
- Graf/Ley 1997: F. Graf/A. Ley, *Artemis, Der Neue Pauly Band 2*, Stuttgart u. a.: Metzler 1997, 53–59.
- Haase/Renger 2002 : M. Haase/J. Renger, Stichwort »Trankopfer«. In: H. Cancik/H. Schneider (Hrsg.), *Der Neue Pauly Band 12,1*. Stuttgart u. a.: Metzler 2002, 751–753.
- Haentjens 2002: A. Haentjens, *Ritual shoes in early greek female graves*. *L'Antiquité Classique* 71, 2002, 171–184.
- Heimpel u. a. 1987–1990: W. Heimpel/G. Frantz-Szabó/D. Homés-Fredericq/D. Rittig, Stichwort »Libation«. In: M. Streck (Hrsg.), *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie Band 7*. Berlin u. a.: de Gruyter 1987–1990, 1–12.
- Herbordt/Seidl 2009–2011: S. Herbordt/U. Seidl, Stichwort »Schuhgefäß«. In: M. Streck (Hrsg.), *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie 12*. Berlin u. a.: de Gruyter 2009–2011, 288.
- Huth 2010: C. Huth, Früheisenzeitliche Bildwelten – Eigenschaften und Aussagewert einer archäologischen Quellengattung. In: C. Juwig/C. Kost (Hrsg.), *Bilder in der Archäologie – eine Archäologie der Bilder?* *Tübinger Arch. Taschenbücher* 8. Münster u. a.: Waxmann 2010, 127–154.

- Jankovits 2006: K. Jankovits, Nuovi dati sui rapporti tra i vasi a forma stivale dell'area danubiana e quelli Veneti tra la tarda età del bronzo e l'inizio dell'età del ferro. In: Studi di proto-storia in onore di Renato Peroni. Borgo san Lorenzo: Edizioni all'Insegna del Giglio 2006, 313–316.
- Kalicz 1976: N. Kalicz, Ein neues kupferzeitliches Wagenmodell aus der Umgebung von Budapest. In: H. Mitscha-Märheim/H. Friesinger/H. Kerchler (Hrsg.), Festschrift für Richard Pittioni zum siebzigsten Geburtstag. 1. Urgeschichte. Arch. Austriaca Beih. 13. Wien: Deuticke 1976, 188–202.
- Kalicz-Schreiber 1991: R. Kalicz-Schreiber, Das spätbronzezeitliche Gräberfeld von Budapest (Ungarn). Prähist. Zeitschr. 66, 1991, 161–196.
- Kalicz-Schreiber 2010: R. Kalicz-Schreiber, Ein Gräberfeld der Spätbronzezeit von Budapest-Békásmegyér. Budapest: L'Harmattan 2010.
- Kalicz-Schreiber/Kalicz 1997: R. Kalicz-Schreiber/N. Kalicz, Die Stiefelgefäße des spätbronzezeitlichen Gräberfeldes von Budapest-Békásmegyér. In: C. Becker/M.-L. Dunkelman/C. Metzner-Nebelsick/H. Peter-Röcher/M. Roeder/B. Terzan (Hrsg.), Chronos: Beiträge zur prähistorischen Archäologie zwischen Nord- und Südosteuropa [Festschrift für Bernhard Hänsel]. Studia honoraria 1. Espelkamp: Leidorf 1997, 353–371.
- Kemenczei 2003: T. Kemenczei, The middle Iron Age: Scythians in the Tisza region. In: V. Zsolt (Hrsg.), Hungarian Archaeology at the turn of the Millennium. Budapest: Szekszárdi Nyomda 2003, 179–183.
- Kern 1926: J. Kern, Schuh und Schuhverschluß in der Früheisenzeit Nordwestböhmens. Sudeta 2/1–4, 1926, 22–29.
- Kossack 1954: G. Kossack, Studien zum Symbolgut der Urnenfelder- und Hallstattzeit Mitteleuropas. Röm.-Germ. Forsch. 20. Berlin: de Gruyter 1954.
- Kostrzewski 1928: J. Kostrzewski, Stichwort »Stiefelgefäß«. In: M. Ebert (Hrsg.), Reallexikon der Vorgeschichte 12. Berlin: de Gruyter 1928, 437–438.
- Kovács 1981: T. Kovács, Bronzezeitliche Traditionen in der hallstattzeitlichen Kunst Transdanubiens. In: C. Eibner (Red.), Die Hallstattkultur [Bericht über d. Symposium in Steyr 1980 aus Anlass d. internat. Ausstellung d. Landes Oberösterreich]. Linz: Oberösterreichischer Landesverlag 1981, 65–78.
- Lage 1999: M. Lage, Schuhbesatzfunde von Bescheid »Bei den Hübeln«, Kr. Trier-Saarburg. Zum Schuhwerk der Späthallstatt- und Frühlatènezeit. Trierer Zeitschr. 62, 1999, 37–82.
- Lascu 2007: I. Lascu, Picioare de vas de tipul »Stiefelgefäße« descoperite la Alba Iulia-Dealul Furcilor-Monolit. Apulum. Acta Musei Apulensis XLIV, 2007, 67–72.
- Levi 1932: D. Levi, Corpus vasorum antiquorum – Italia. Regio Museo Archeologico di Firenze 1. Milano: Bestetti e Tumminelli 1932.
- Meffert 1998: J. Meffert, Die paläovenetische Votivkeramik aus dem Reitia-Heiligtum von Este-Baratella. (Online-Publikation) <http://kups.ub.uni-koeln.de/1148/> (letzter Stand: 02.09.2015)
- De Min 1978: M. De Min, Il vaso in forma di stivale nella cultura atestina. In: A. Aspes (Red.), L'arte preistorica nell'Italia settentrionale. [Katalog]. Verona 1978, 61–65.
- Montelius 1895-1910: O. Montelius, La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. Stockholm: Imprimerie Royale 1895–1910.
- Morigi Govi 2009: C. Morigi Govi, Guide to the Museo Civico Archeologico of Bologna. Bologna: Editrice Compositori 2009.
- Morigi Govi/Tovoli 1994: C. Morigi Govi/S. Tovoli, La cultura Villanoviana a Bologna (IX–prima metà del VI sec a. C.). In: La Pianura Bolognese nel Villanoviano. Insediamenti della prima età del Ferro. Firenze: All'Insegna del Giglio 1994, 46–62.
- Ortiz 1996: G. Ortiz, Faszination der Antike: The George Ortiz Collection [Katalog erscheint anlässlich der Sonderausstellung Faszination der Antike – The Georg Ortiz Collection; Altes Museum, Berlin]. Bern: Benteli 1996.
- Parzinger 2009: H. Parzinger, Die Skythen. München: Beck 2009.

- Pauli 1980: L. Pauli, Die Kelten in Mitteleuropa: Kultur, Kunst, Wirtschaft; Salzburger Landesausstellung 1. Mai – 30. Sept. 1980 im Keltenmuseum Hallein Oesterreich. Salzburg: Amt der Salzburger Landesregierung, Kulturabteilung 1980.
- Podborský 1985: V. Podborský, Těšetice-Kyjovice. 2, Figurální plastika lidu s moravskou malovanou keramikou. Opera Universitatis Purkynianae Brunensis, Facultas philosophica 262. Brně: Universita J.E. Purkyně, 1985.
- Ramsl 2011: P. Ramsl, Das latènezeitliche Gräberfeld von Mannersdorf am Leithagebirge, Flur Reinthal Süd, Niederösterreich. Mitt. Prähist. Komm. Österr. Akad. 74. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2011.
- Reuß 1907: K. Reuß, Straßfurter Gräberfunde. Jahresschr. Vorgesch. Sächs.- Thüring. Länder 6, 1907, 93–112.
- Sava 2005: E. Sava, Die spätbronzezeitlichen Aschehügel (»Zol'niki«) – ein Erklärungsmodell und einige historisch-wirtschaftliche Aspekte. Prähist. Zeitschr. 80/1, 2005, 65–109.
- Scheibler 1997 : I. Scheibler, Stichwort »Askos«. In: H. Cancik/H. Schneider (Hrsg.), Der Neue Pauly Band 2. Stuttgart u. a: Metzler 1997, 100–101.
- Scheibler/Nissen 2001: I. Scheibler/H. J. Nissen, Stichwort »Rhyton«. In: H. Cancik/H. Schneider (Hrsg.), Der Neue Pauly Band 10. Stuttgart u.a.: Metzler 2001, 1010–1011.
- Schuhmann 2009: K. Schuhmann, Die Schöne und die Biester. Die Herrin der Tiere im bronzezeitlichen und früheisenzeitlichen Griechenland. <<http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/378/2/Schuhmann.pdf>> (letzter Stand: 02.09.2015)
- Soranzo 1885: F. Soranzo, Scavi e scoperte nei Poderi Nazari di Este. Roma: Reale Accademia dei Lincei Lincei 1885.
- Sprockhoff 1925: E. Sprockhoff, Ein Beitrag zur Tracht unserer Vorfahren. Brandenburgia 34, 1925, 77–80.
- Stadler u.a. 2006: P. Stadler/E. Ruttikay/M. Doneus/H. Friesinger/E. Lauermaun/W. Kutschera/W. Neubauer/C. Neugebauer-Maresch/G. Trnka/F. Weninger/E. M. Wild, Absolutchronologie der Mährisch-Ostösterreichischen Gruppe (MOG) der bemalten Keramik aufgrund von neuen 14C-Datierungen. In: A. Krenn-Leeb/K. Grömer/P. Stadler (Hrsg.) Ein Lächeln für die Jungsteinzeit: ausgewählte Beiträge zum Neolithikum Ostösterreichs: Festschrift für Elisabeth Ruttikay. Archäologie Österreichs 17,2. Wien: Österreichische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 2006, 53–67.
- von Tompa 1934: F. von Tompa, 25 Jahre Urgeschichtsforschung in Ungarn 1912–1936. Ber. RGK 24/25,1934, 27–127.
- Veliačik 1983: L. Veliačik, Die Lausitzer Kultur in der Slowakei. Studia archaeologica Slovaca Instituti Archaeologici Academiae Scientiarum Slovaciae. Archeologický Ústav 2. Nitra: Archäologisches Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften 1983.
- Vosteen 1999: M. U. Vosteen, Urgeschichtliche Wagen in Mitteleuropa: eine archäologische und religionswissenschaftliche Untersuchung neolithischer bis hallstattzeitlicher Befunde. Freiburger Arch. Stud. 3. Rahden/Westf.: Leidorf 1999.
- Weidig 2013: J. Weidig, Mit ungewöhnlichen »Schuhen« auf dem Weg ins Jenseits. Arch. Deutschland 5, 56–57.
- Weiß 1995: C. Weiß, Zur Typologie und Bedeutung attischer Schuh- und Sandalengefäße. Nikephoros 8, 1995, 19–40.
- Zsolt 2003: Hungarian Archaeology at the turn of the Millennium. Budapest: Szekszárdi Nyomda 2003, 179–183.

Maria Kohle

Ludwigstraße 54, 04315 Leipzig, Deutschland
 maria.kohle@gmx.de

Ronald Heynowski

Schönheit und Wandel – Bemerkungen zu den Osterburger Fibeln

Zusammenfassung:

Die Osterburger Fibel ist eine spezielle Form der älteren vorrömischen Eisenzeit. Die besonderen Kennzeichen bestehen in einer festen Anbindung des Fibelfußes an den Bügel sowie in einer Spiralsehne, die um den Bügelansatz gewickelt ist. Die Fibel kommt im Mittelgebirgsraum und im Süden der Norddeutschen Tiefebene vor, wobei sich regionale Unterschiede abzeichnen. Chronologisch nimmt sie das 4. und 3. vorchristlichen Jahrhundert ein. In der älteren Forschung wird der Fibeltyp als retardierende Nachahmung der latènezeitlichen Vogelkopffibeln betrachtet. Der Seitenblick auf soziologische Untersuchungen macht deutlich, dass die Entwicklung von Schmuckformen einen komplexen gesellschaftlichen Vorgang voraussetzt, bei dem nicht die Kopie von Vorhandenem, sondern die Symbolik, Formfindung und Akzeptanz als sozialer Prozess im Mittelpunkt stehen.

Schlüsselwörter: Eisenzeit, Fibel, Jastorfkultur, Kulturwandel, Latènekultur, Norddeutschland

Beauty and Change – Remarks on the Osterburger Fibeln

Abstract

The Osterburger Fibel is a specific brooch of the Early Preroman Iron Age. Typical attributes are the fixed connection of foot and bow as well as twisting the string around the bow neck. The brooch is distributed over Central Germany and the southern part of the North German Lowlands. Regional variations can be identified. The brooch belongs to the 4th and 3rd century BC. In older investigations the brooch was seen as a retarded copy of Latène Vogelkopffibel. A side view on sociological studies shows that the development of jewellery is a complex social process. It is not the copy of existing forms but the symbolic, form finding and acceptance as part of the social life are of main importance.

Keywords: Iron Age, Brooch, Jastorf Culture, Cultural Change, Latène Culture, Northern Germany

Schönheit

Der Mensch umgibt sich gerne mit schönen Dingen. Schönheit wird wahrgenommen. Objekte erhalten durch Form und Verzierung einen ästhetischen Wert. Betrachtet man den für die Herstellung erforderlichen hohen Aufwand, kann dieser ästhetische

Wert durchaus neben den reinen Nutzwert gestellt werden oder diesen sogar erheblich übertreffen. Die Schönheit erhöht den Wert des Objektes und hebt darüber hinaus das Ansehen des Besitzers.

Die Formulierung einer allgemeingültigen Definition von Schönheit stößt allerdings auf Schwierigkeiten. Was ist »schön«? Der Begriff entzieht sich bei näherer Betrachtung einer präzisen Beschreibung (Menninghaus 2007, 8 ff.; Liessmann 2009, 7 ff.). Die Zusammenhänge, in denen er verwendet wird, sind zu vielfältig, um »Schönheit« auf einen Punkt reduzieren zu können.

Die Philosophie der Renaissance verfolgte den Gedanken, dass sich Schönheit in einer ihr eigenen Gesetzmäßigkeit niederschlägt. Die Bildende Kunst entwickelte mit dem Begriff des »Goldenen Schnitts« (Liessmann 2009, 19) die Idee, dass sich die kosmische Ordnung in harmonischen Proportionen und symmetrischen Verhältnissen ausdrücken und abbilden lässt. Es wurde der Versuch gewagt, Schönheit in Zahlenrelationen zu fassen und damit die göttliche Gestaltung in einem Regelwerk festzuschreiben (Kessler 2007, 133 ff.).

Die Epoche der deutschen Klassik (1780–1805) griff das antike, platonische Ideal des Kalokagathia auf und verband das Schöne mit dem Wahren und dem Guten (Wankel 1961; Heise 1988). Dem liegt der Gedanke zugrunde, dass das Schöne eine göttliche Eigenschaft darstellt, die im Verbund mit anderen ähnlichen Eigenschaften auftritt und dadurch Bestärkung erfährt.

Gegen die Auffassung, dass Schönheit eine statische Größe ist, die einem Gegenstand, einer Person oder einer Situation dauerhaft innewohnt, brachte Friedrich Schlegel (1772–1829) den Gedanken des Interessanten ins Spiel. Das Interessante ist das Außergewöhnliche, das Unkonventionelle, eine Abweichung vom Durchschnittlichen (Schlegel 1988, 66; Liessmann 2009, 40 f.). Das Interessante wird als eine Qualität des Schönen in eine Beziehung zu seinem Umfeld gestellt und danach bewertet, wie stark es daraus hervortritt. Allerdings ist das Interessante nicht von Dauer. Tritt durch die übermäßige Präsenz eine Übersättigung ein, wird das Interessante zum Gewöhnlichen und verliert an Reiz und Wertschätzung. Der Begriff der Schönheit erhält damit Dynamik. Sowohl die zeitbedingte Veränderung des Betrachtungsobjektes durch Alterung und Verfall als auch eine Herabstufung der Bewertung durch Gewöhnung kann diesen Vorgang bewirken.

Ein weiteres Attribut des Schönen ist die Konsensfähigkeit innerhalb einer Gruppe. Schönheit setzt eine positive Objektwahrnehmung voraus, die von einer Anzahl von Menschen geteilt wird (Gadamer 1977, 23 ff.; Liessmann 2009, 34; 79). Ob ein Betrachtungsobjekt als schön empfunden wird, ist nicht nur ein Reflex auf Form und Verzierung, sondern setzt eine gesellschaftliche Akzeptanz und einen Konsens in Hinblick auf seinen ideellen Wert voraus. »Schönheit verbindet oder in der Schönheit fühlen wir uns verbunden« (Liessmann 2009, 35).

Wenn sich Charles Darwin (1809–1882) über Schönheit äußerte, so tat er dies in einem evolutionistischen Kontext (Darwin 1875, 295 ff.; 331 ff.; 347 ff.; Menninghaus 2007, 66 ff.). Der Mensch sei von Natur aus geneigt, einen Partner zu finden, Nachkommen zu zeugen und deren Fortkommen zu begleiten und zu sichern. Um die besten Chancen für eine optimale Fortpflanzung zu erlangen, habe der Mensch neben den natürlichen Körpermerkmalen die kulturellen Ornamente entwickelt, die ihm erlauben,

durch die Betonung ausgewählter Attribute die Attraktivität seiner Person zu steigern. Das Ornament wird zum Signal für Prestige, physische und mentale Kraft, Gesundheit, ethische Integrität und Vermögen. Dazu unterliegt das Ornament einem Selektionsprozess, der zu ständiger Veränderung, zu Neuheiten und zu kleineren Übertreibungen der Norm führt (Darwin 1875, 331 ff.; Menninghaus 2007, 158). Winfried Menninghaus führt diesen Gedanken weiter. Die Bewertung der sozialen Rolle eines Individuums durch eine Gesellschaft wird in entscheidendem Maße anhand der ästhetischen Ausstrahlung dieser Person getroffen. Prinzipiell wohnt Schönheit solchen Gegenständen inne, mit denen man sich schmückt. Form, Material, Trageweise und Stimmigkeit mit der Person, die Schmuck trägt, sowie der aktuellen Situation, in der dies geschieht, bestimmen die Außenwirkung des Trägers (Menninghaus 2007, 234 ff.).

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, einen archäologischen Objekttyp – die Osterburger Fibeln – daraufhin zu untersuchen, welche Gestaltungsmerkmale ihn kennzeichnen und unverwechselbar machen, wo sich regionale und zeittypische Besonderheiten feststellen lassen und in welcher Relation dieser Typ zu anderen funktionsähnlichen Objekttypen steht. Ziel der Untersuchung ist indes nicht der möglicherweise aussichtslose Versuch, die ehemals als schön empfundenen Attribute zu beschreiben und so zu einem eisenzeitlichen Schönheitsbegriff und einer prähistorischen Ästhetik zu gelangen. Stattdessen sollen Gestaltungsmerkmale unter dem Aspekt betrachtet werden, inwieweit sie der Wertschätzung des Objekts zuträglich waren bzw. inwieweit ästhetische Ansprüche die Form des Objekts mitbestimmten.

Osterburger Fibel

Die Osterburger Fibel stellt einen sehr markanten Typus dar (Abb. 1). Der zumeist unverzierte Bügel ist hoch gewölbt und wird von der Spiralsehne umwickelt. Der Nadelhalter ist deutlich abgesetzt. Das Fußende beschreibt die Form eines rechteckwinkligen, gleichschenkligen Dreiecks. Bei den meisten Fibeln dieses Typs stellt die Ausgestaltung des Fußes die einzige Verzierung dar. Der gesamte Fibelkörper ist im Guss in verlorener Form hergestellt. Dies hat zu der allgemein gebräuchlichen Bezeichnung »Fibel mit angegossenem Schlusstück« geführt. Diese Bezeichnung erscheint nicht recht gelungen, da das Missverständnis entstehen könnte, dass für das Angießen des Schlusstückes ein zweiter Arbeitsgang notwendig gewesen sei bzw. der Fuß eigentlich vom Bügel getrennt sein sollte (in diesem Sinne: Busse 1912, 244). Zugleich wird vorschnell ein Zusammenhang mit den Fibeln vom Frühlatèneschema hergestellt, deren Fuß frei endet und den Bügel nicht berührt. Die Bezeichnung Osterburger Fibel geht auf die Publikation der Latenefibeln durch Robert Beltz zurück (Beltz 1911), der das prachtvolle Exemplar von Osterburg in der Altmark, als beispielhaften Vertreter dieser Fibelform abbildete. Anhand der Grundelemente wäre dieser Fibeltyp nach Otto Tischler (1881) der Spätlatènezeit zuzuordnen. In diesem Sinne äußerten sich Paul Wegener und Alfred Mirtschin (Wegener 1895, 143; Mirtschin 1933, 93; 184). Allerdings wies Beltz (1911, 690) darauf hin, dass die Form einen eher altertümlichen Eindruck vermittelt. Gustav Schwantes (1911, 142) stellte diesen Typ in einen Zusammenhang mit den frühlatènezeitlichen Tierkopffibeln. Er spricht von einer Degeneration bzw. von

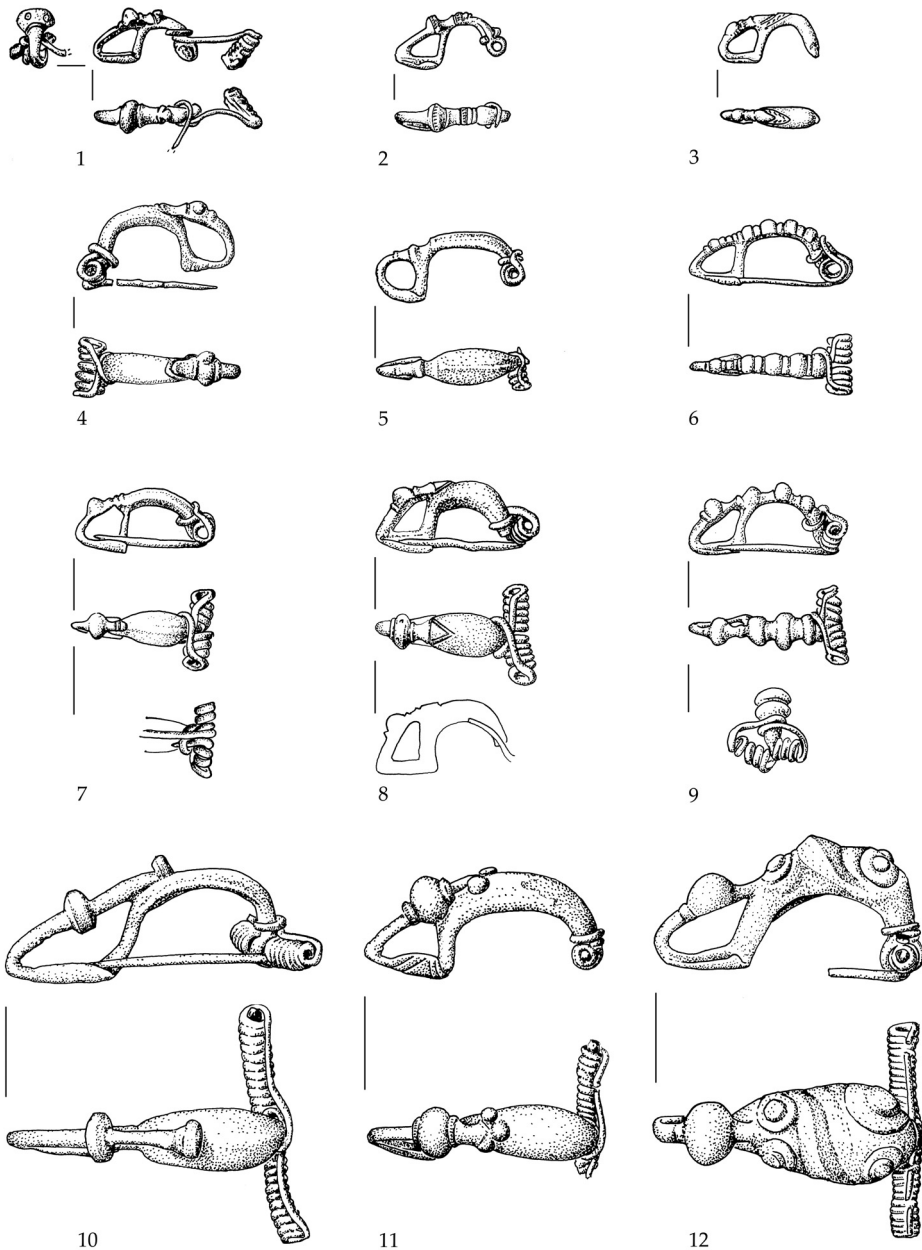


Abb. 1: Osterburger Fibeln: 1: Markranstädt, Lkr. Leipzig; 2: Zauschwitz, Lkr. Leipzig; 3: Schkölen, Lkr. Leipzig; 4: Ranis, Saale-Orla-Kr. (nach Neumann 1973, Taf. 10A,11); 5: Geltow, Lkr. Potsdam-Mittelmark (nach Seyer 1969, Abb. 18); 6: Zehmen, Lkr. Leipzig (nach Grünert 1957, Taf. VIII,9); 7: Zeithain, Lkr. Meißen; 8: Osterode, Lkr. Osterode a. Harz (nach Schlüter 1975, Taf. 2,1); 9: Cröbern, Lkr. Leipzig (nach Grünert 1957, Taf. XXXIX,11); 10: Einbeck, Lkr. Northeim (nach Cosack 1988, Abb. 2,2); 11: Nienburg, Lkr. Nienburg/Weser (nach Tackenberg 1934, Taf. 5,13); 12: Ostercappeln, Lkr. Osnabrück (nach Möllers 2009, Taf. 2). M. 1:2.

einer Nachahmung (Schwantes 1911, 142; 1958, 338). In der jüngeren Forschung spielt die formale Nähe zu den späten Fibeln vom Frühlatèneschema eine besondere Rolle (Binding 1993, 27 ff.; Möllers 2009, 58f.). Dem gegenüber spricht sich Jochen Brandt sehr deutlich für die Interpretation als Eigenschöpfung des Jastorfgebiets aus und führt dafür insbesondere technologische Aspekte und gestalterische Eigenheiten ins Feld (Brandt 2001, 71 f.).

Bei der Osterburger Fibel handelt es sich um einen durchaus variantenreichen Typus, dem jedoch einige weit verbreitete Merkmale zugrunde liegen. Betrachtet man zunächst den Fuß, so überwiegt ein Design, zu dem eine große Kugel, ein pufferförmiges Zwischenstück sowie eine kleine Kugel gehören (Abb. 1). Sehr häufig ist diese plastische Zier auf der Unterseite abgeflacht und kann sogar eine verkürzte kammartige Gestalt annehmen. Vereinzelt ist die Kugel die einzige Fußzier und bindet direkt an den Bügel an. Bei einer zahlenmäßig größeren Gruppe stellt eine Auszipflung in Form eines Entenschnabels die Verbindung zum Bügel her. Auf einer Fibel aus Ranis, Saale-Orla-Kreis, werden »Augen« auf der Zierkugel angedeutet, die die Anmutung eines Vogelkopfes verstärken (Abb. 1,4). Bei anderen Stücken nimmt die Auszipflung eine dreieckige Form an und kann auf dem Bügel von V-förmig angeordneten Riefen konturiert sein. Als Variation des Kugel-Puffer-Kugel-Motivs kann die kleine Kugel gekerbt sein, durch eine kleine dreiblättrige Rosette oder durch drei kleine Kugeln ersetzt werden. Eine weitere Variante besteht darin, dass die beiden Kugeln des Grundmotivs etwa gleichgroß sind. Diese Variante wird um Fibeln erweitert, bei denen ein glatter Steg statt eines profilierten Puffers zwischen den Kugeln sitzt (Abb. 1,10). In diesem Fall können sich auch mehrere Kugeln an einer Position befinden. Schließlich kann das Fußende aus einer Aneinanderreihung von schwach hervorgehobenen Rippen und Wülsten bestehen (Abb. 1,5,6).

Nur selten kommt zusätzlich zur plastischen Profilierung des Fußes ein Dekor vor. In einzelnen Fällen ist es eine S-förmige Volute, eine Zickzacklinie oder ein Kreisaugenpaar. Verschiedentlich begegnet eine Reihe von Kerben oder gegeneinander gestellter Winkel im Bereich des Nadelhalters.

Der Bügel besitzt in der Regel einen ovalen bis D-förmigen Querschnitt. Nur vereinzelt kommen C-förmige oder dachförmige Bügelprofile vor. Der Bügel nimmt meistens zur Spirale hin an Volumen zu und wirkt dann im Extremfall fast birnenförmig. Daneben gibt es gleichbleibend starke Bügelverläufe.

Während der Bügel auf der Seite des Nadelhalters in der Regel steil abfällt, verläuft die Seite der Spirale überwiegend geneigt. Es treten aber auch symmetrische oder gegenläufig geformte Bügel auf. Der Bügel ist regelmäßig unverziert. Zu den Ausnahmen gehören Fibeln mit Mittelgrat oder Randleisten. Nur in Einzelfällen erscheinen davon abweichende Bügeldekore. Es gibt geknöpfelte Bügel aus einer regelmäßigen Abfolge von kugeligen Verdickungen und zwischengeschalteten Puffern oder Wülsten, blattförmige Bügel mit einer Kreisaugenverzierung sowie Bügel mit plastischen Rippenverzierungen. Eine Fibel aus Osterkappeln, Lkr. Osnabrück, wurde mit einer plastischen Verzierung aus einer liegenden Volute und seitlichen Schnecken versehen (Abb. 1,12).

Die Osterburger Fibeln sind mit nur wenigen Ausnahmen mehrgliedrig. Der Fibelbügel endet in einer Öse, durch deren Öffnung eine eiserne Fibelachse geschoben ist. Die Spirale besteht aus Bronze. Sie besitzt zwischen sechs und 30 Windungen, am

häufigsten sind es zehn. Die Windungen verteilen sich gleichmäßig oder leicht asymmetrisch auf beide Seiten der Fibel. Die Sehne ist oberhalb geführt und umschlingt immer den Bügel.

Eine außergewöhnliche technische Lösung weisen mehrere Fibeln auf. Ihre räumliche Streuung sowie die Unterschiede in der gesamten Gestalt sprechen gegen eine lokale Eigentümlichkeit.¹ In das Bügelende wurde eine Rinne eingearbeitet, in die das Ende eines Drahtes eingesteckt und fest eingefügt wurde (Abb. 1,7.8). Der Draht wurde zur Spirale von sechs bis zehn Windungen und den Bügel umschlingender Sehne gebogen. Trotz der Mehrgliedrigkeit dieser Konstruktion fehlt die Spiralachse. Auf den ersten Blick wirkt die Fibelmechanik eingliedrig, was beabsichtigt gewesen sein dürfte.

Als dritte technische Umsetzung besitzen mehrere Fibeln eine eingliedrige Konstruktion (Abb. 1,6.9). Das Bügelende läuft in einen Draht aus, aus dem die Spirale mit sechs bis acht Windungen und stets den Bügel umschlingender Sehne gebogen wurde. Auch diese Fibeln besitzen keine Achse.

Die Gruppe der Osterburger Fibeln verteilt sich auf den Mittelgebirgsraum und den nördlich direkt anschließenden Teil der Norddeutschen Tiefebene (Abb. 2). Im Westen reichen Stücke bis in das Hessische Bergland, im Osten bilden die sächsische Elbe bei Meißen und die Spree nahe Berlin die Eckpunkte.

Betrachtet man einzelne Elemente der Fibeln, lassen sich regionale Besonderheiten erkennen. Um subjektive Bewertungen zu vermeiden, wird die Gliederung zunächst auf Grundlage von metrischen Merkmalen erstellt.

Die absolute Fibellänge liegt etwa zwischen 3 und 9 cm. Erfasst man die einzelnen Längen tabellarisch, lassen sich Verteilungsmuster erkennen (Abb. 4 links). Die kleinen Fibeln mit einer Länge von 2,9–3,6 cm kommen verdichtet im Raum Halle/Leipzig sowie westlich von Berlin vor (Abb. 3). Fibeln zwischen 3,7 und 5,6 cm Länge füllen diesen Bereich auf und ergänzen ihn nach Südwesten in den thüringisch-nordhessischen Raum. Fibeln mit einer Länge von 5,7 cm und mehr kommen nördlich des Harzes an Weser und Aller vor.

Ein zweites metrisches Merkmal ist die Größe der Fibelspirale. Die Variationsbreite liegt zwischen sechs und 30 Windungen. Die Tabelle (Abb. 4 rechts) erlaubt es, Fibeln mit einer kurzen, zumeist 6- oder 8-windigen Spirale aussondern, die vor allem in Hessen, Thüringen, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Brandenburg verbreitet sind (Abb. 5). Fibeln mit einer mittellangen Spirale von in der Regel zehn oder zwölf Windungen kommen verdichtet im Raum Halle-Leipzig, dem Elbknie bei Zerbst und dem Potsdamer Raum vor. Fibeln mit einer großen Spirale von mehr als 15 Windungen bilden eine Eigenart der Zone nördlich des Harzes.

Fasst man diese beiden Beobachtungen zusammen, lassen sich generalisierend drei Regionen unterscheiden. In Nordhessen und Thüringen kommen mittelgroße Fibeln mit einer kurzen Spirale vor. Im Raum Halle/Leipzig und Potsdam sind es sehr kleine Fibeln mit einer mittellangen Spirale. Große Fibeln mit einer langen Spirale sind charakteristisch für den Weser-Aller-Raum und die Altmark. Diese räumliche Trennung

1 Mirtschin 1933, 93; Neumann 1957; Claus 1957, 80 f.; siehe auch Meier 2000.

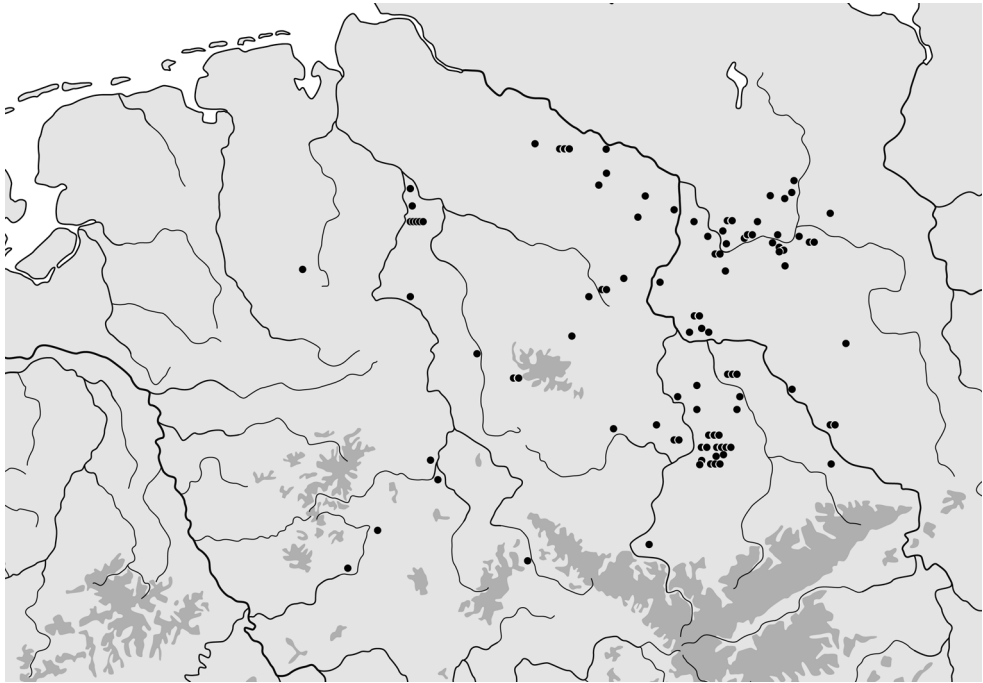


Abb. 2: Verbreitung der Osterburger Fibeln (dazu Liste 1).

und die daraus ableitbaren kommunikativen Beziehungen entsprechen durchaus den kulturellen Bezügen in anderen Bereichen.²

Schwieriger ist die ästhetische Bewertung von Gestaltungsmerkmalen, da eine subjektive Einschätzung vorgenommen werden muss. Einen Ansatzpunkt könnte die Erörterung der Frage bieten: Was unterscheidet die Osterburger Fibel von anderen, zur gleichen Zeit verwendeten Typen? In der Unterscheidung zu anderen Formen drückt sich neben technischen und funktionalen Aspekten möglicherweise die als besonders empfundene Formschönheit aus. Bei der Osterburger Fibel fällt die Geschlossenheit der Form besonders ins Auge. Die Unterschiede zwischen der Profilierung von Fuß und Bügel verschwimmen. Bei manchen Fibeln bilden kugelförmige und rippenartige Verdickungen die stilisierten Rudimente einer Fußzier, während die Einheit von Bügel und Fuß den Charakter der Fibel bestimmt. Dieses Merkmal stellt einen progressiven Entwicklungstrend dar und muss deshalb als ästhetisch relevant angesehen werden (Schlüter 1975, 35).

Ein universelles Merkmal ist ein Fibelkopf mit den Bügel umschlingender Sehne. Dieses Kennzeichen unterscheidet die Osterburger Fibel eindeutig von den grundsätzlich ähnlichen Vogelkopffibeln. Es tritt unabhängig von der jeweiligen mechanischen Konstruktion der Fibel auf und scheint demnach weniger eine technologische als eine

2 Vergleiche die Verbreitung: Schälchenhalsringe Typ G, K, L/2, N (Voigt 1968, Abb. 28–30); zweischenklig eiserne Gürtelhaken von V-Form (Keiling 2008, 99 Abb. 6); Schildohrringe (Lorentzen/Steffen 1990, 489 Abb. 5); Korallenfibeln (Schäfer 2007, 352 Abb. 6); Tutulusnadeln (Jacobi 1969, 77 Karte 1); Keramik mit Strichverzierung (Peschel 1986, Abb. 13); Nienburger Tassen (Tuitjer 1987, Karte 1); Gehängeschmuck Typ Wölpe (Sicherl 2007, 129 Abb. 15).

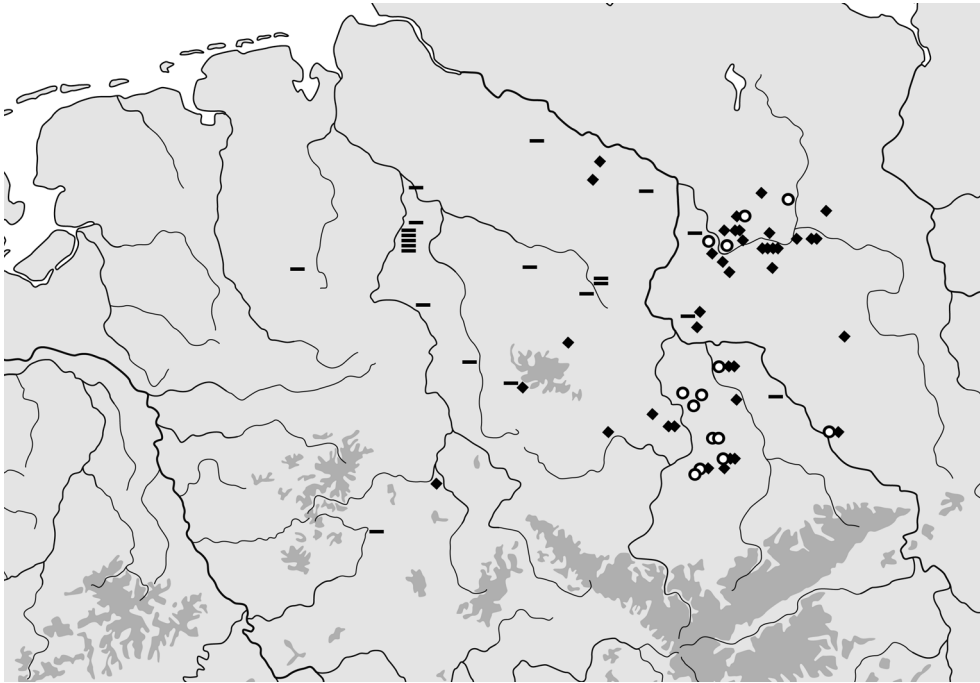


Abb. 3: Verbreitung der Osterburger Fibeln: Kreis = kleine Fibeln (L. < 3,7 cm); Raute = mittelgroße Fibeln (L. 3,7–5,6 cm); Balken = große Fibeln (L > 5,6 cm).

ästhetische Lösung zu sein. Dafür spricht auch, dass die Sehne häufig einen rund geschwungenen oder girlandenartigen Verlauf nimmt.

Für das östliche Verbreitungsgebiet der Osterburger Fibeln an mittlerer Elbe und Havel macht die geringe Größe die Fibel zu einer Besonderheit. In dieser Region sind alle zeitgleichen Fibelformen deutlich größer (Grünert 1957, 128; Kaufmann 1992). Hier scheinen Form und Größe eng miteinander verbunden zu sein. Ob es sich dabei um ein ästhetisches oder funktionales Merkmal handelt, ist kaum sicher zu entscheiden, da Möglichkeiten fehlen, die genaue Nutzung der Fibel zu definieren. Die enge Verknüpfung von Form und Größe legt eine ästhetische Ursache zumindest als Teilaspekt für die Fibelgröße nahe.

In Thüringen und Hessen ähneln die Osterburger Fibeln in der Konstruktion und Größe den Duxer Fibeln. Die lang gestreckte Form und die geringe Spiralbreite von nur sechs bis acht Windungen sprechen dafür. Dort bestanden offenbar andere Geschmacksvorstellungen als in der östlich anschließenden Region.

Auch die besonders großen Fibeln aus Niedersachsen und der Altmark scheinen einem regionalen Trend zu folgen. Auffällig sind die besonders breiten Spiralrollen, die sich mit den Osterburger Fibeln etablierten und bis in die Spätlatènezeit zum Kennzeichen norddeutscher Fibeln wurden.³

Die chronologische Einordnung der Osterburger Fibeln birgt Probleme. Einerseits ist der Zusammenhang mit den Lt A-zeitlichen Vogelkopffibeln offenkundig,

3 Rangs-Borchling 1963, 18; Wendowski-Schünemann 1999, 33–35; Wendowski-Schünemann 2000, 113 f.; Wendowski-Schünemann 2004, 112.

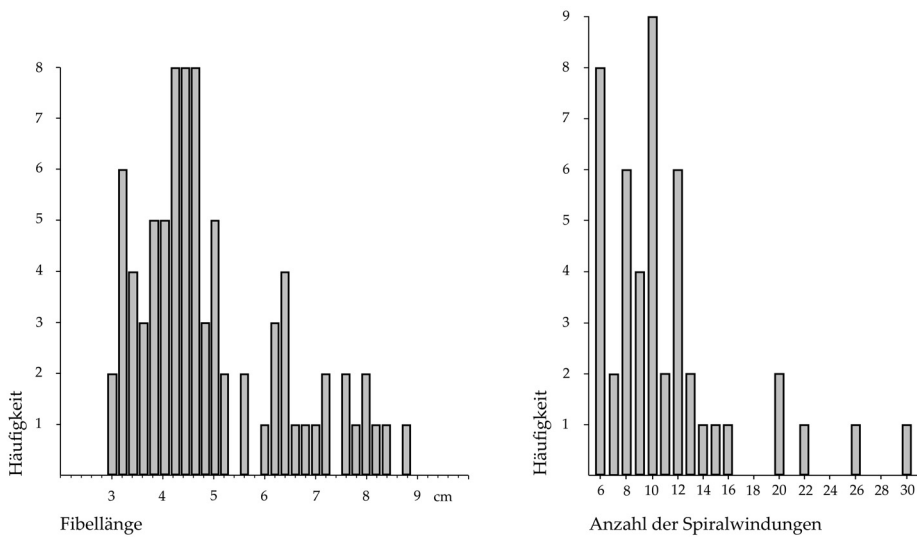


Abb. 4: links: Häufigkeitsverteilung nach Fibellänge; rechts: Häufigkeitsverteilung nach der Anzahl der Spiralwindungen.

andererseits gilt die Osterburger Fibel als eine Form der Stufen Lt B2 und C1 (Schlüter 1975, 35 f.; Müller 1985, 70–72; Spehr 2010, 386). Es fehlt jedoch eine plausible Erklärung für die zeitliche Lücke zwischen diesen beiden Eckdaten. Die Annahme einer eklektischen Motivation und einem Rückgriff auf altes Formengut überzeugt nicht, da die Vogelkopffibel in Mitteldeutschland nur eine geringe Verbreitung gefunden hatte (Kartierung: Ender 2009, 173 Abb. 2). Das Problem wird durch die Umstände erschwert, dass Osterburger Fibeln nicht im Latènekreis vorkommen und daher nicht unmittelbar in die Latènechronologie einzupassen sind, die bestehenden lokalen und regionalen Chronologien Mittel- und Norddeutschlands aber nur wenige Ansatzpunkte für eine feine Abstufung geben.

Zu den ältesten Fundinventaren gehört Grab 15 von Forde, Lkr. Potsdam-Mittelmark (Voß/Stimmig 1887, Abt. IVa, Taf. 11,15). Bestimmend ist ein dreigliedriges Gefäß mit hohem Kegelhals, das in die Stufe Ib (Seyer) bzw. in das späte 5. oder frühe 4. vorchristliche Jahrhundert zu datieren ist (Seyer 1982, 10 ff.). Ein ähnliches Alter dürfte Grab 39 von Ranis, Saale-Orla-Kreis, erreichen. Die Fibel weist mit der eindeutigen Darstellung von Schnabel und Augen eine enge Beziehung zu den Vogelkopffibeln auf, besitzt aber mit dem steil abfallenden fußseitigen Bügelabschnitt und der den Bügel umschlingenden Sehne solche Elemente, die die Osterburger Fibel charakterisieren. Während Hans Kaufmann (1963, 137) das Inventar in die Stufe Lt A stellt, datiert es Barry Raftery (1988, 6) in die Stufe Lt B1. Eine ähnlich frühe Datierung könnte auch für das Grabinventar von Hohenprießnitz, Lkr. Nordsachsen, gelten (Spehr 2010). Die Beigabenausstattung ist außergewöhnlich umfangreich. Zum Trachtenschmuck zählt ein Gürtelblech, das auf hallstattzeitliche Traditionen zurückzuführen ist, in Nordsachsen aber bis in die Frühlatènezeit verwendet wird (Keiling 2008; Ender/Ender 2014). Zur Verzierung des Gürtels dienen tutulusförmige Zierknöpfe, die in ihrer Form an

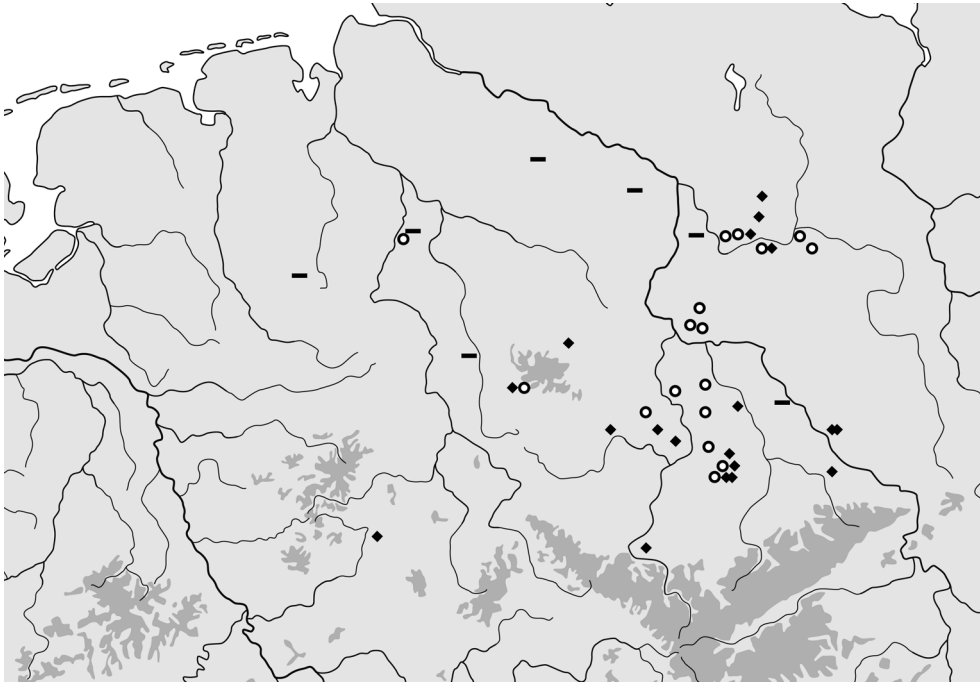


Abb. 5: Verbreitung der Osterburger Fibeln: Raute = 6–8 Spiralwindungen; Kreis = 10–14 Spiralwindungen; Balken = 15 und mehr Spiralwindungen.

die Köpfe der frühlatènezeitlichen Tutulusnadeln erinnern, aber auch schon an hallstattzeitlichen Gürtelblechen zu finden sind (Jacobi 1969; Kilian-Dirlmeyer 1972). Ein ähnliches Gürtelblech kommt in Treben, Lkr. Nordsachsen, zusammen mit drahtförmigen Fibeln vor (Kaufmann 1981, 610 f.; Keiling 2008; Ender/Ender 2014). Ein zweites stammt aus Leipzig-Connewitz und war mit Duxer Fibeln kombiniert (Grünert 1957, 156 f.; Taf. XVII,3). Der Bronzehalsring von Hohenprießnitz gehört zur Gruppe N nach Theodor Voigt, die insgesamt schlecht datierbar ist (Voigt 1968, 180 ff.; Möller/Schmidt 1998, 587 f. [Typ E.11]). Aus Ziesar stammt ein geschlossener Fund eines Halsrings der Gruppe N mit einer Duxer Fibel, von Börnicke liegt die Kombination mit einer Spatenkopfnadel vor (Voigt 1968, 180 ff.; Abb. 20h–m; 21c–d; Reinbacher 1963, 84; Taf. 59 U400).

Wichtig für die Datierung der Osterburger Fibeln ist ein Inventar aus Brielow, Lkr. Potsdam-Mittelmark, zu dem ein geknöpfter Armring und eine Fibel vom Frühlatèneschema mit großer Fußzier gehören (Seyer 1982, Taf. 14.1). Nach süddeutscher Terminologie passt die Fibel in die Stufe Lt B2. Späte Segelohrringe und eine blaue Glasperle mit Spiralmustern bei einem Fund aus Zerbst-Ankuhn sind typisch für die Mittellatènezeit (Zepezauer 1993, 94 f.). Grab 138 von Uetz, Stkr. Potsdam, weist einen Zungengürtelhaken und eine Fibel vom Mittellatèneschema auf (Seyer 1982, Taf. 26,13). Bei der Bronzefibel aus dem gleichen Inventar dürfte es sich um eine Osterburger Fibel handeln, obwohl wesentliche Teile des Fußes verschmolzen sind.

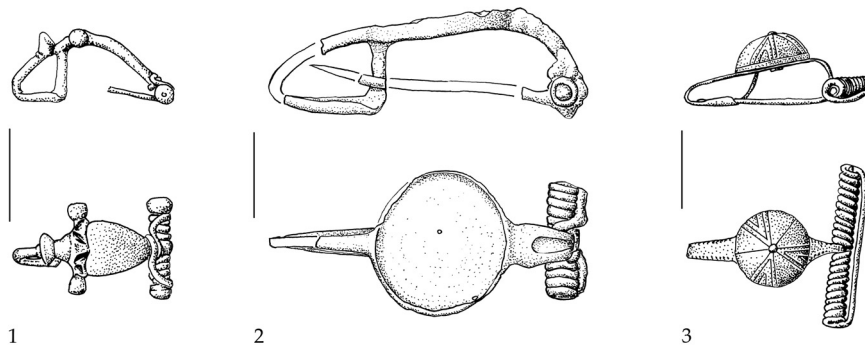


Abb. 6: 1: Bügeljochfibel (Fritzlar, Schwalm-Eder-Kr., nach Schotten 1988, Abb. 2,3);
2: Bügelplattenfibel (Manching, Lkr. Pfaffenhofen a. d. Ilm, nach Gebhard 1991,
Taf. 12,209); 3: Fibel Typ Benstrup (Löningen-Benstrup, Kr. Cloppenburg, nach
Nortmann 1983, Taf. 8,14). M. 1:2.

Insgesamt bestätigt sich die Gliederung von Wolfgang Schlüter in eine tendenziell ältere Gruppe von Osterburger Fibeln, deren Fußgestaltung mit Kugel und schnabelförmigem Fortsatz Anklänge an Vogelkopffibeln aufweist, sowie eine jüngere Gruppe, deren Fußprofil aus einer Aneinanderreihung von Rippen, Wülsten und Kugeln besteht (Schlüter 1975, 35 f.). Allerdings scheint sich die Fibelform insgesamt nicht auf die späte Stufe Lt B2 und die Mittellatènezeit begrenzen zu lassen, wie Schlüter annimmt. Die wenigen geschlossenen Grabfunde geben durchaus Hinweise auf eine Entwicklung der Form bereits ab einer späten Stufe Ib (Seyer) bzw. der ersten Hälfte des 4. vorchristlichen Jahrhunderts, was der Stufe Lt B1 süddeutscher Terminologie entspricht. Jüngere Stücke gehören in die Stufe IIa (Seyer) bzw. in das 3. vorchristliche Jahrhundert.

Um den Formenbestand der Osterburger Fibel abgrenzen zu können, ist ein Blick auf ähnliche, aber doch abweichende Fibeltypen erforderlich. Nimmt man als charakteristisches Merkmal die Einheit von Bügel und Fuß, so gibt es neben den Osterburger Fibeln noch weitere Fibelformen, die hier kurz genannt und in ihrem Merkmalspektrum vorgestellt seien.

Bügeljochfibel

Die Bügeljochfibel (Abb. 6,1) ist eine in der Gestaltung geschlossene und regional eng verbreitete Form des Nordhessischen Berglandes (Abb. 7). Es handelt sich um eine mehrgliedrige Fibel mit einer relativ kurzen Spirale von sechs bis acht Windungen und einer den Bügel umschlingenden Sehne. Die eiserne Spiralachse ist durch einen ösenförmigen Bügelabschluss geführt und endet – ob vereinzelt oder regelhaft lässt sich bei dem Erhaltungszustand nicht beurteilen – mit kugeligen Bronzeknopfen (Schotten 1984, 133 f.). Der Bügel ist breit oval oder rautenförmig und weist einen C-förmigen Querschnitt auf. Das charakteristische Merkmal besteht in einer quer über den Bügel

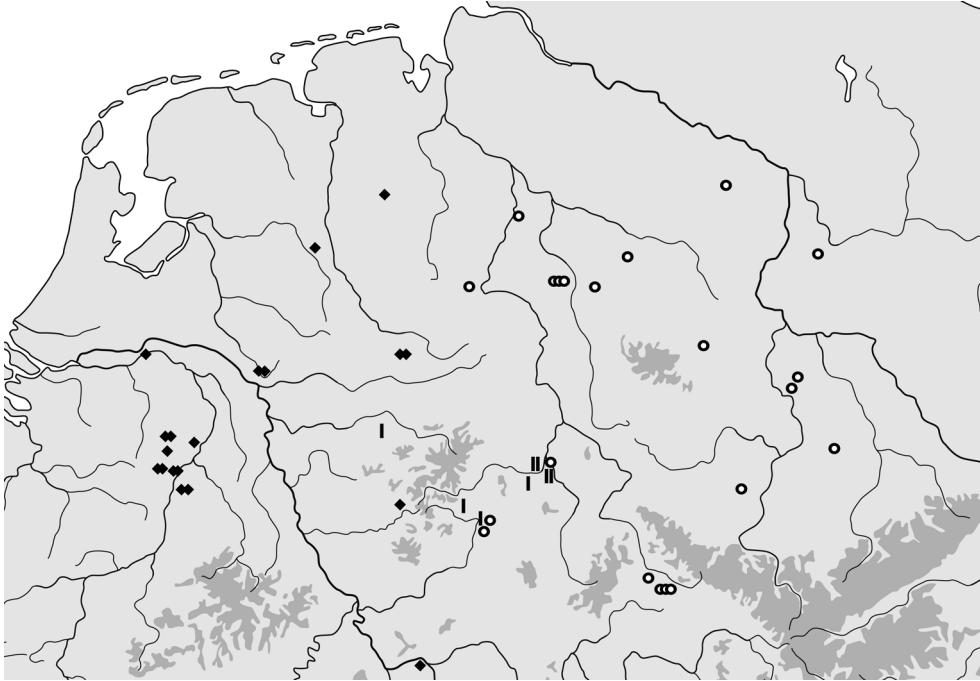


Abb. 7: Verbreitung der Fibeltypen: Balken = Bügeljochfibel (dazu Liste 2); Kreis = Bügelplattenfibel (dazu Liste 3); Raute = Fibel Typ Benstrup (Roymans 2007, Abb. 9).

verlaufenden Zierleiste. Sie ist mit Querkerben versehen und schließt mit deutlich über den Bügelrand hinaustretenden kugelförmigen Fortsätzen ab. Es ist offensichtlich, dass dieses Bügeljoch die Form der Fibelspirale aufgreift und sie bildhaft verdoppelt. Der Fuß ist rahmenförmig und beschreibt ein Dreieck. Die Fußzier besteht aus mehreren kugelförmigen oder kammartigen Wülsten.

Bei allen Bügeljochfibeln handelt es sich um Einzelfunde oder um Funde innerhalb eines Siedlungsareals. Eine Feindatierung ist nicht möglich.

Bügelplattenfibel

Als Bügelscheibenfibel oder Bügelplattenfibel wird ein Typ bezeichnet, dessen hervorragendes Merkmal in einer zumeist kreisrunden Aufweitung des Bügels besteht (Abb. 6,2). Die hochgestellten Kanten und ein Befestigungsdorn in Scheibenmitte weisen auf eine etwa halbkugelige Zierauflage hin, die jedoch in der Regel vollständig vergangen ist. Nur eine Fibel aus Mücheln, Saalekreis, besitzt eine kugelsegmentförmige Metallkappe, die das mögliche Aussehen der Scheibenauflage bei anderen Fibeln illustriert (Müller 1985, Taf. 60,26). Stellt man eine formale Beziehung zu den frühlatènezeitlichen Fibeln mit scheibenförmigem Fußabschluss (Münsinger Typ) her, könnten solche Stücke typologisch früh sein, bei denen die Fußzier in einer kleinen Scheibe und anschließendem Fortsatz in den Bügel übergeht. Als einzige dieser typologisch frühen Fibeln stammt das Stück aus Altmersleben, Altmarkkreis Salzwedel, aus einem

geschlossenen Grabfund. Mit Zungengürtelhaken, Segelohrringen, einem Armring mit ovalem Querschnitt und einer gekröpften Nadel dürfte der Fund in die Stufe IIa (Seyer) ins späte 4. vorchristliche Jahrhundert gehören (Seyer 1982, 10 ff.). Bei den typologisch jüngeren Exemplaren bildet die hypertrophierte Scheibe in Bügelmitte das dominante Zierelement. Der weitere Bügel ist rinnenförmig eingetieft und war vermutlich ebenfalls mit einer Ziereinlage gefüllt. Ergänzend können kleine Rundeln am Scheibenrand erscheinen. Für die chronologische Einordnung ist ein Grabfund von Waltershausen, Lkr. Rhön-Grabfeld, bedeutsam (Müller 1998; Müller 2007, 276 Abb. 14; Cosak 2008, 106). Eine Fibel des behandelten Typs tritt in Kombination mit einer Tutulusnadel, zwei Korallenfibeln, einem Hohlbuckelarmring und einem Sprossengürtelhaken sowie Zierknöpfen auf. Zeitlich gehört das Grab an den Übergang von Lt B2 zu C1, etwa in die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrhunderts. Typologisch handelt es sich bei der Bügelplattenfibel aus Waltershausen um kein besonders spätes Stück.

Drei Bügelplattenfibeln gehören zu dem so genannten »Germanenfund« von Manching, Lkr. Pfaffenhofen. Zu den weiteren Fundstücken zählen Beschlagstücke und Gehängeteile, Ringschmuck und eine Anzahl von Fibeln vom Mittellatèneschema. Werner Krämer datierte den Fund in die späte Mittellatènezeit, die gleiche Zeitstellung favorisiert auch Andreas Schäfer (Krämer 1950; Schäfer 2007, 347 ff.).

Bügelplattenfibeln sind in Mitteldeutschland weit verbreitet, wobei der Schwerpunkt westlich des Harzes zu liegen scheint (Abb. 7).

Fibel Typ Benstrup

Aufgrund ihres gesamten Erscheinungsbildes müssen in diesem Zusammenhang auch die Fibeln vom Typ Benstrup genannt werden (Nortmann 1983, 56 ff.; Sicherl 2003; Roymans 2007, 316). Das charakteristische Merkmal dieser eingliedrigen Fibel besteht in einer halbkugeligen, mit radialen Rillengruppen verzierten Blechpauke in Bügelmitte (Abb. 6,3). Der Fibelfuß ist nach unten umgeschlagen und liegt an der Unterseite des Bügels an. Trotz der andersartigen Konstruktion stimmt diese Fibelform in ihrem Gesamterscheinungsbild und der Annahme einer halbkugeligen Plattenauflage mit den Bügelplattenfibeln überein. Die Verbreitung beschränkt sich regional auf das Gebiet zwischen Ems, Niederrhein und Maas und schließt sich damit direkt westlich an die Verbreitung der Bügelplattenfibeln an (Abb. 7). Die Stücke gehören in den Niederlanden in die Mittellatènezeit (Sicherl 2003; Roymans 2007, 315 f.).

Ausgehend von den Osterburger Fibeln lassen sich verschiedene Fibeltypen mit einer ganz eigenen markanten Formgebung definieren. Sie bilden einerseits mit charakteristischen Übereinstimmungen – die Einheit von Bügel und Fuß, die mehrgliedrige Konstruktion, die den Bügel umschlingende Sehne – überregionale Gemeinsamkeiten aus. Andererseits tritt eine Regionalität durch spezifische Dekorelemente oder Abmessungen in Erscheinung. Insgesamt sind es Fibeln, die die Ausbildung eigenständiger Formtraditionen im Raum nördlich des Mittelgebirgszuges respektive am Südrand der Norddeutschen Tiefebene vor Augen führen. Wie kam es zu dieser Gestaltung?

Wandel

Das Handeln des Menschen als einem sozialen Wesen ist durch eine Reihe wesentlicher Vorgänge geprägt. Dazu gehören die Konsolidierung von Gemeinschaften, die Kommunikation, die Konsensbildung innerhalb der Gemeinschaft sowie die Abgrenzung nach außen (Eibl-Eibesfeld 1976, 159 ff.; Wickler 1981, 65 ff.). Soziale Schichtung und regionaler Bezug stellen dabei wichtige Kriterien für die Gruppenbildung und deren Aufrechterhaltung dar. Weitere Aspekte sind die verwandtschaftlichen, religiösen, politischen und wirtschaftlichen Bezüge. Für solche Gesellschaften, deren Lebensgrundlage in einer weitgehenden wirtschaftlichen Autarkie besteht, sind stabile soziale Strukturen essentiell. Eine Grundstabilität gewährleistet die Funktionstüchtigkeit, während die Verfolgung individueller Ziele den Erfolg der Gemeinschaft und damit auch die Überlebenschancen des Einzelnen gefährdet. Jede Gruppierung verfügt über eigene Regeln, die zu einer inneren Stabilisierung führen, und über eigene Zeichensysteme, die diese Rahmenbedingungen erfahrbar machen. Sichtbare Unterschiede, die häufig aktiv betont werden, markieren die Abgrenzung zu benachbarten Gruppen.

Gesellschaften verändern sich. Zu den wichtigsten Eigenschaften des Menschen gehören die hohe Anpassungsfähigkeit an sich verändernde äußere Umstände, aber auch das aktive Betreiben von Veränderung. Neugierde und Kreativität einerseits, die Durchsetzung von Eigeninteressen andererseits sind wesentliche, im Verhalten des Menschen verankerte Voraussetzungen. Eine sich stetig verändernde äußere Umgebung und die innere Dynamik gesellschaftlicher Verhältnisse sind die Motoren für eine permanente Veränderung.

Soziale Mobilität, die Ausweitung von Einflussphären oder wirtschaftliche Veränderungen führen zu Konflikten mit der gegebenen Ordnung. Folglich sind die Gruppen unablässig gefordert, sich zu positionieren. Um den Fortbestand in Konkurrenz mit Nachbargruppen zu gewährleisten, müssen ständig neue und zeitgemäße Modifikationen hervorgerufen und etabliert werden.

Norbert Elias beschreibt eine gesellschaftliche Gruppierung als einen Kommunikationsraum, bei dem die einzelnen Mitglieder auf unterschiedliche Art und Weise und in unterschiedlicher Intensität miteinander vernetzt sind (Elias 1976 [Bd. 2], 312 ff.). Beides stellt er in direkte Abhängigkeit zur Aufnahmebereitschaft für neue Ideen. Sind die einzelnen Mitglieder einer Gemeinschaft vorrangig untereinander vernetzt, besitzen aber nur in einem geringen Grad Bezüge nach außen, ist das Bedürfnis oder die Absicht groß, die bestehenden Werte zu pflegen, auf ihnen zu beharren und sich auf sie zu stützen. Gesellschaften mit einer Kommunikation, die vorwiegend nach innen gerichtet ist, neigen zur Konservierung ihrer Werte und Symbole.

Eine völlig andere Situation ergibt sich, wenn einzelne Mitglieder durch eine besonders intensive und vielfältige Vernetzung aus ihrer Gemeinschaft hervortreten. Diese Personen sind Angehörige unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppierungen und verfügen über verschiedene Werte- und Bezugssysteme, zwischen denen sie je nach Situation wählen. In den verschiedenen Zirkeln werden Ideen und aktuelle Entwicklungskonzepte ausgetauscht. Ihre Mitglieder sind zugleich Mitwisser und Mitgestalter neuer Trends und werden zu Katalysatoren. Die hervorgehobene Stellung einer Person ist davon abhängig, in wie weit sich diese in die Gestaltung neuer Trends einbringt und

durch persönlichen Einfluss und Intuition in einer für die Gruppe akzeptablen und richtungsweisenden Form realisiert (Czarniawska 2009, 386 ff.).

Dieses Modell zur Erklärung gesellschaftlicher Wandlungsprozesse lässt sich auch auf die Objektebene beziehen und damit auf einen Bereich, der sich an archäologischen Quellen untersuchen lässt. Objekte besitzen eine gruppenspezifische Zeichenfunktion.⁴ Für ein erfolgreiches Produktdesign ist die Übereinkunft von verschiedenen Personengruppen mit eigenen ästhetischen Begriffen erforderlich (Gadamer 1977, 7; Liessmann 2009, 86 f.). Der Auftraggeber und spätere Nutzer des Schmuckes oder Donator eines Geschenks stellt eine Seite eines Beziehungsdreiecks dar. Er gibt das neue Schmuckstück in Auftrag. Seine Vorstellung von der neuen Form wird durch kreative Prozesse geprägt, die in kleinen, in hohem Maße kommunikativen Gruppen entstehen. Dabei ist der Gestaltungsraum nicht die unbegrenzte Freiheit des Möglichen (Gadamer 1977, 29 ff.). Die Vermittlung von Ideen und Zeichen erfolgt über die allgemein bekannten Spektren, die im Zusammenhang mit Gedanken zur Schönheit dargelegt wurden: Das Alltägliche wird durch die Veränderung variiert, das Bekannte erhält durch spezifische Attribute eine neue Ausprägung, die mit einer Wertung kombiniert wird, das Interessante sorgt für Aufmerksamkeit.

Die zweite entscheidende Kraft bei der Entstehung einer neuen Form ist der Produzent.⁵ Er muss in der Lage sein, die Symbolkraft auf das Stück zu übertragen und damit zu konkretisieren und wahrnehmbar zu machen (Gadamer 1977, 16; Hofmann/Patzke 2012, 84 ff.). Auch für ihn ist nicht alles möglich. Die Arbeit des Produzenten schließt an bekannte und erprobte Formen an und orientiert sich an deren Herstellungsprozess. Das Neue kann nur schrittweise Einzug halten. Vielfach wurden Überlegungen angestellt, ob der Produzent identisch mit dem Initiator der neuen Idee ist.⁶ Von einem systematischen Standpunkt aus muss deutlich zwischen der Entwicklung einer Idee und der Erschaffung eines Gegenstandes unterschieden werden. Beide Aspekte besitzen einen inhaltlichen Zusammenhang, sind aber funktional unterschiedlich. Schafft ein Produzent aus eigenem Antrieb neue Formen, liegt das Risiko für die Akzeptanz dieser Form und seiner Abnahme durch den Kunden bei ihm selbst. Es erscheint fraglich, ob sich ein Produzent diesem Risiko aussetzt. Er tut dies sicherlich nicht ohne Rückversicherung bei anderen. Um das Risiko eines Misserfolges gering zu halten, ist sowohl bei dem Auftraggeber bzw. Initiator als auch bei dem Produzenten eine intensive Abstimmung mit seinem jeweiligen sozialen Umfeld anzunehmen (Gadamer 1977, 13). Anderenfalls besteht die Gefahr der »Eintagsfliege«, die sowohl mit materiellen Verlusten als auch mit Einbußen im sozialen Ansehen geahndet wird. Deshalb ist davon auszugehen, dass sowohl der Auftraggeber als auch der Produzent immer als aufeinander abgestimmt handelnde Personen gesehen werden müssen, nicht als Individuen, und der Formfindung eine vielschichtige inhaltliche Erörterung vorausgeht. René König (1988, 88) spricht in diesem Zusammenhang von einer »Bewußtseins-erweckung«.

Auch die dritte Kraft stellt eine Gruppe dar. Es sind die Menschen, die auf das neue Produkt reflektieren, sich eine Meinung bilden und diese mit anderen in Hinblick auf einen Konsens diskutieren. Der Erfolg des Produktes hängt von verschiedenen Faktoren

4 Burckhardt-Seebass 1981; Burmeister 1997; Jensen 2003, 19; Pabst 2012, 325 f.

5 »Designer haben ihrer eigenen Funktion nach eine dienende Aufgabe« (Gadamer 1977, 26).

6 Huckle 1962, 66–68; Lies 1964, 213 ff.; Hingst 1974, 61 ff.; Jensen 2003, 18.

ab. Form und Idee müssen den Erwartungen entsprechen. Die Bilder müssen verstanden werden und an das Bekannte anschließen. Die Hervorhebung eines ungewöhnlichen, interessanten Details kann Aufmerksamkeit erhaschen und das Wohlbefinden fördern. Ein wesentlicher Aspekt liegt in der sozialen Position des Auftraggebers und Nutzers, der mit seiner Autorität für das neue Objekt wirbt. Passt die neue Form in den Wertekanon der Gesellschaft, funktioniert die Kopplung von Idee und Gestalt und wird das Objekt durch die Aura der Autorität illuminiert, kommt es zu einem Erfolg und zu einer Weiterverbreitung innerhalb der Gruppe (König 1988, 175 ff.). Bleiben die Bilder und Formen unverstanden und findet eine negative Konnotation statt, ›floppt‹ das Produkt unter sozialer Beschädigung von Auftraggeber und Hersteller.

Die Grundform der Osterburger Fibel ist der nordostbayerischen Latènekultur entlehnt, wo Vogelkopffibeln konzentriert vorkommen. Von einer Nachahmung, wie es Schwantes (1911; 1958) bezeichnete, kann insofern nicht gesprochen werden, als eine zeitliche Differenz zwischen den Vogelkopffibeln und den Osterburger Fibeln besteht. Eine Nachahmung als Teil eines kommunikativen Prozesses setzt eine weitgehende Gleichzeitigkeit voraus. Soziologen wie Émile Durkheim, Marcel Mauss und George Herbert Mead illustrieren die Nachahmung mit dem Verhältnis von einem Kind zu seinen Eltern, bei der die Reflexion der Handlung zu einem Entwicklungsfortschritt führt (Mead 1909, 405; Durkheim/Mauss 1963; Czarniawska 2009, 375 ff.). Dieses Bild trifft gut mit Schwantes' Kulturmodell zusammen, der in der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg eine Entwicklung propagierte, bei der die mediterrane Welt als Kulturspendender, das nördliche Mitteleuropa als Kulturempfänger angesehen wurde (Heynowski 2011). Dieses Kulturmodell ist heute obsolet.

Ein wichtiger Impulsgeber für die Entwicklung der Osterburger Fibeln ist der südthüringische Raum. Auf der Steinsburg treten in größerer Anzahl Vogelkopffibeln auf, die eine starke Abstraktion des ursprünglichen Motivs darstellen (Neumann 1973; Binding 1993).

In vielen Details stehen die Osterburger Fibeln den Duxer Fibeln nahe, mit denen sie zeitgleich sind. In beiden Fällen bildet eine kugelartige Form, die mit einer leicht profilierten Spitze abschließt, das Augenmerk der Fußverzierung. Interessanterweise verkörpert die Osterburger Fibel anders als die Duxer Fibel die konsequente Fortentwicklung der Vogelkopffibel. Eine ähnliche Entwicklung im Süden wird durch einen klaren stilistischen Bruch zwischen Lt A und Lt B verhindert, der sich in der Abwendung von figürlichen Darstellungen und dem stärkeren Interesse an geometrischen Formen manifestiert. Gleichzeitig ändern sich dort Präferenzen in der Herstellungstechnik. Insbesondere wird dies in der Weiterentwicklung der eingliedrigen Fibelmechanik deutlich, die fortan zum festen Bestandteil südlicher Latènefibeln wird, während im Norden bis in die Spätlatènezeit zweigliedrige Konstruktionen von Bedeutung bleiben.⁷

Von der Übernahme der Grundform aus der Latènekultur lässt sich für die Osterburger Fibel jedoch keinesfalls ableiten, dass sie auch in dem Zeichen- und Wertekanon der nordostbayerisch-thüringischen Vogelkopffibeln verwendet wurde oder sich die Nutzung an ihm orientierte. Gewiss manifestieren sich in der Adaption ein

7 Rangs-Borchling 1963, 18; Meier 2000; Wendowski-Schünemann 2000; Wendowski-Schünemann 2004.

Interesse und eine gehörige Aufmerksamkeit an der Formgebung der Schmuckstücke. Die Funktion als ästhetisches Objekt und Symbol erwächst jedoch aus der Gesellschaft, in der die Objekte verwendet werden, und kann nicht von Außen herangetragen werden. Gerade in der Umbildung der Form werden die Prozesse von Zielvorstellung, Umsetzung der Idee in ein Bild und Billigung durch die Gemeinschaft deutlich. Die Vielfalt der möglichen Interpretationen und Inwertsetzungen lässt begründet an einer direkten Übernahme von Ideen und Werten zweifeln. Soweit sich aus den soziologischen Untersuchungen ergibt, folgt modisches Verhalten keinen Gesetzmäßigkeiten und ist nicht zu prognostizieren. Aus diesem Grund bestehen auch keine Möglichkeiten der retrospektiven Interpretation ohne weitere Quellen. Die Form der Osterburger Fibeln leitet sich aus dem Süden ab. Die mitteldeutsche Umbildung unterliegt in ihrem Umfeld eigenen Wertmaßstäben. Menschen in einem Kommunikationsraum zwischen Hessischem Bergland und unterer Spree entwickelten diese Fibelform nach eigenen Maßstäben und ästhetischen Vorstellungen weiter und etablierten sie als ein Charakteristikum der eigenen Identität.

Literatur

- Balfanz 2003: K. Balfanz, Jastorf- und Latènekultur im Bereich der Ostkuppe. In: M. Becker, Ein weites Feld: Ausgrabungen im Gewerbegebiet Halle-Quais. Arch. Sachsen-Anhalt, Sonderbd. 1. Halle/S.: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt 2003, 93.
- Barthel 1966: S. Barthel, Latènezeitliche Gräber aus dem Kreise Weimar. Alt-Thüringen 8, 1966, 259–280.
- Becker 1903: H. Becker, Der Urnenfriedhof von Forsthaus Sorge bei Lindau, Anhalt. Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch. 2, 1903, 1–67.
- Behaghel 1943: H. Behaghel, Die Eisenzeit im Raume des Rechtsrheinischen Schiefergebirges. Wiesbaden: Weidenbach 1943.
- Beltz 1911: R. Beltz, Die Latenefibeln. Zeitschr. Ethn. 43, 1911, 664–817.
- Bérenger 1987: D. Bérenger, Eine bronzene Vogelplastik der Mittellatènezeit aus Eilshausen, Gemeinde Hiddenhausen, Kreis Herford. Ausgr. u. Funde Westfalen-Lippe 8A, 1992, 29–40.
- Binding 1993: U. Binding, Studien zu den figürlichen Fibeln der Frühlatènezeit. Univforsch. Prähist. Arch. 16. Bonn: Habelt 1993.
- Bleicher 1981: W. Bleicher, Die Große Burghöhle im Hönnetal. Beitr. Landeskd. Hönnetal 14. Menden: Verein der Freunde und Förderer des Städtischen Museums Menden e. V. 1981.
- Brandt 2001: J. Brandt, Jastorf und Latène: Kultureller Austausch und seine Auswirkung auf soziopolitische Entwicklungen in der vorrömischen Eisenzeit. Internat. Arch. 66. Rahden/Westf.: Leidorf 2001.
- Burckhardt-Seebass 1981: Ch. Burckhardt-Seebass, Trachten als Embleme. Materialien zum Umgang mit Zeichen. Zeitschr. Volkskd. 77, 1981, 209–226.
- Burmeister 1997: St. Burmeister, Zum sozialen Gebrauch von Tracht. Aussagemöglichkeiten hinsichtlich des Nachweises von Migration. EAZ 38, 1997, 177–203.
- Busse 1912: H. Busse, Das Latène-Gräberfeld bei Schmetsdorf, Kreis Jerichow II, Provinz Sachsen. Mannus 4, 1912, 233–270.
- Claus 1957: M. Claus, Ausgrabungen auf der Pipinsburg bei Osterode am Harz. Nachr. Niedersachsen Urgesch. 26, 1957, 26–94.
- Cosack 1988: E. Cosack, Neue Funde zur Datierung des Negenborner Burgwalls bei Einbeck, Kr. Northeim. Neue Ausgr. u. Forsch. Niedersachsen 18, 1988, 167–180.

- Cosack 2004: Ders., Archäologische Funde aus dem Regierungsbezirk Hannover. Ein Katalog besonderer Objekte. Arch. Mitt. Nordwestdeutschland 27, 2004, 7–67.
- Cosack 2006: Ders., Von Dieben und Horten. Untersuchungen zu archäologischen Metallfunden im Hildesheimer Wald, Lkr. Hildesheim, Niedersachsen. Arch. Korbl. 36, 2006, 511–530.
- Cosack 2008: Ders., Neue Forschungen zu den latènezeitlichen Befestigungsanlagen im ehemaligen Regierungsbezirk Hannover. Göttinger Schr. Vor- u. Frühgesch. 31. Neumünster: Wachholtz 2008.
- Czarniawska 2009: B. Czarniawska, Gabriel Tarde und die Verwaltung von Großstädten. In: Ch. Borch/U. Stähli (Hrsg.), Soziologie der Nachahmung und des Begehrens. Materialien zu Gabriel Tarde. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2009, 372–396.
- Darwin 1875: Ch. Darwin, Die Abstammung des Menschen 2. Gesammelte Werke 6. Stuttgart: Schweizerbart'sche Verlagshandlung 1875.
- Dehmlow 1971: F. Dehmlow, Fundstellen der älteren Eisenzeit im Bezirk Berlin-Zehlendorf. Ausgr. Berlin 2, 1971, 33–69.
- Dorka 1954: G. Dorka, Die Funde der vorrömischen Eisenzeit in Berlin und seiner weiteren Umgebung II. Weitere Umgebung Berlins. Berliner Bl. Vor- u. Frühgesch. 3, 1954, 33–57.
- Durkheim/Mauss 1963: E. Durkheim/M. Mauss, Primitive Classification. Chicago: University of Chicago Press 1963.
- Eibl-Eibesfeld 1976: I. Eibl-Eibesfeld, Der vorprogrammierte Mensch: Das Ererbte als bestimmender Faktor im menschlichen Verhalten. München: Deutscher Taschenbuchverlag 1976.
- Elias 1976: N. Elias, Über den Prozess der Zivilisation, 2 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976.
- Ender 2009: W. Ender, Der polykulturelle Bestattungsplatz von Liebersee in Sachsen – ein »Werkstattbericht«. In: W. Budesheim/H. Keiling (Hrsg.), Die Jastorf-Kultur. Forschungsstand und kulturhistorische Probleme der vorrömischen Eisenzeit. Beitr. Wiss. u. Kultur 9. Wentorf bei Hamburg: Freie Lauenburgische Akademie für Wissenschaft und Kultur 2009, 153–178.
- Ender/Ender 2014: P. Ender/W. Ender, Frühlatènezeitliche Kulturkontakte von Süd nach Nord: Grabfunde von Treben und Liebersee in Nordsachsen mit außergewöhnlichen Gürtelblechen. In: J. Čižová u. a. (Hrsg.), Moravské Křižovatky: Střední Podunají mezi pravěkem a historií. Brno: Moravské zemské muzeum 2014, 201–228.
- Förtsch 1904: O. Förtsch, Latènezeitliche Gräber von Scharteuke, Kr. Jerichow II und von Müheln bei Wettin. Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch. 3, 1904, 59–62.
- Gadamer 1977: H.-G. Gadamer, Die Aktualität des Schönen. Kunst als Spiel, Symbol und Fest. Stuttgart: Reclam 1977.
- Gebhard 1991: R. Gebhard, Die Fibeln aus dem Oppidum von Manching. Ausgr. Manching 14. Stuttgart: Steiner 1991.
- Gomolka 1972: H.-J. Gomolka, Die vorrömische Eisenzeit in der Altmark und in den Kreisen Genthin und Havelberg [ungedr. Diss. Berlin 1972].
- Gramsch u. a. 1992: B. Gramsch/D. Westendorf/G. Wetzels, Denkmale unter uns: Archäologische Zeugnisse der Landesgeschichte. Bodendenkmalpfl. Land Brandenburg 1. Potsdam: Potsdamer Verlagsbuchhandlung 1992.
- Grünert 1957: H. Grünert, Die latènezeitliche Besiedlung des Elster-Mulde-Landes [ungedr. Diss. Leipzig 1957].
- Hanitzsch 1956: H. Hanitzsch, Rettungsgrabung auf einem latènezeitlichen Siedlungsplatz in Taucha-Dewitz, Kr. Leipzig. Ausgr. u. Funde 1, 1956, 83 f.
- Harck 1973: O. Harck, Nordostniedersachsen vom Beginn der jüngeren Bronzezeit bis zum frühen Mittelalter. Materialh. Ur- u. Frühgesch. Niedersachsen 7. Hildesheim: Lax 1973.
- Heise 1988: W. Heise, Hölderlin: Schönheit und Geschichte. Berlin/Weimar: Aufbau 1988.
- Hemprich 1937: A. Hemprich, Der vorgeschichtliche Mensch, die vorgeschichtliche Besiedlung und Kulturentwicklung im Harzgau. Städt. Mus. Halberstadt 21/22. Halberstadt: Museumsverlag 1937.

- Herrmann/Jockenhövel 1990: F.-R. Herrmann/A. Jockenhövel (Hrsg.), *Die Vorgeschichte Hessens*. Stuttgart: Theiss 1990.
- Heynowski 2011: R. Heynowski, *Der Beginn des Eisenalters in Nordeuropa. Das Kulturmodell von Ingvald M. Undset und seine Rezeption*. *Germania* 89, 2011, 1–28.
- Hingst 1974: H. Hingst, *Jevenstedt: Ein Urnenfriedhof der älteren vorrömischen Eisenzeit im Kreise Rendsburg-Eckernförde, Holstein*. Offa-Bücher 27. Neumünster: Wachholtz 1974.
- Hoffmann 1966: W. Hoffmann, *Ausgewählte Neufunde aus den Jahren 1963 bis 1964*. *Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch.* 50, 1966, 325–344.
- Hofmann/Patzke 2012: K. P. Hofmann/S. Patzke, *Von Athen nach Etrurien. Zum Diffusionsprozess der entlehnten Innovation »ceramica sovraddipinta«*. In: A. Kern u. a. (Hrsg.), *Technologieentwicklung und -transfer in der Hallstatt- und Latènezeit*. *Beitr. Ur- u. Frühgesch. Mitteleuropa* 65. Langenweissbach: Beier und Beran 2012, 83–101.
- Hucke 1962: K. Hucke, *Die Holsteiner Gürtel im nordöstlichen Verbreitungsgebiet*. *Offa* 19, 1962, 47–68.
- Jacob 1902: K.-H. Jacob, *Die La Tène-Funde der Leipziger Gegend*. *Jahrb. Städt. Mus. Völkerrde.* 2, 1902.
- Jacobi 1969: G. Jacobi, *Frühlatènezeitliche Tutulusnadeln vom Dünsberg*. In: O.-H. Frey (Hrsg.), *Marburger Beiträge zur Archäologie der Kelten* [Festschr. W. Dehn]. *Fundber. Hessen, Beih.* 1. Bonn: Habelt 1969, 69–84.
- Jacobi 1977: Ders., *Die Metallfunde vom Dünsberg*. *Mat. Vor- u. Frühgesch. Hessen* 2. Wiesbaden: Landesamt für Denkmalpflege Hessen 1977.
- Jensen 2003: J. Jensen, *Danmarks Oldtid 3. Ældre Jernalder. 500 f. Kr.–400 e. Kr.* København: Gyldendal 2003.
- Kaufmann 1959: H. Kaufmann, *Die vorgeschichtliche Besiedlung des Orlagaus*. *Katalog. Veröff. Landesmus. Vorgesch. Dresden* 8. Leipzig: Enzyklopädie-Verlag 1959.
- Kaufmann 1963: Ders., *Die vorgeschichtliche Besiedlung des Orlagaus*. *Text. Veröff. Landesmus. Vorgesch. Dresden* 10. Berlin: Verlag der Wissenschaften 1963.
- Kaufmann 1981: Ders., *Latènezeitliche Halsringe aus Sachsen*. In: H. Kaufmann/K. Simon (Red.), *Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte 1* [Festschr. W. Coblenz]. *Arbeits- u. Forschber. Sächs. Bodendenkmalpfl., Beih.* 16. Berlin: Verlag der Wissenschaft 1981, 601–616.
- Kaufmann 1992: Ders., *Varianten der Fibel vom Duxer Typ an Elbe und Pleiße*. In: E. Speitel (Red.), *Beiträge zur keltisch-germanischen Besiedlung im Mittelgebirgsraum*. *Weimarer Monogr. Ur- u. Frühgesch.* 28. Stuttgart: Theiss 1992, 31–33.
- Keiling 2008: H. Keiling, *Bemerkungen zu den eisernen v-förmigen Gürtelhaken der Jastorf-Kultur*. In: F. Biermann u. a. (Hrsg.), *»Die Dinge beobachten ...«: Archäologische und historische Forschungen zur frühen Geschichte Mittel- und Nordeuropas* [Festschrift für Günter Mangelsdorf zum 60. Geburtstag]. *Arch. u. Gesch. Ostseeraum* 2. Rahden/Westf.: Leidorf 2008, 93–105.
- Kessler 2007: E. Kessler, *Die Proportionen der Schönheit*. In: C. Gutwald/R. Zons (Hrsg.), *Die Macht der Schönheit*. München: Fink 2007, 133–160.
- Kiekebusch 1912: A. Kiekebusch, *Die Urgeschichte der Mark Brandenburg*. In: E. Friedel/R. Mielke (Hrsg.), *Landeskunde der Provinz Brandenburg 3: Die Volkskunde*. Berlin: Reimer 1912.
- Kilian-Dirlmeyer 1972: I. Kilian-Dirlmeyer, *Die hallstattzeitlichen Gürtelbleche und Blechgürtel Mitteleuropas*. *PBF XII,1*. München: Beck 1972.
- König 1931: M. König, *Das Latène-Gräberfeld von Zerbst-Ankuhn (Anh.) und seine Beziehungen zu anderen Friedhöfen*. *Mannus* 23, 1931, 275–322.
- König 1988: R. König, *Menschheit auf dem Laufsteg. Die Mode im Zivilisationsprozess*. Berlin: Ullstein 1988.
- Krämer 1950: W. Krämer, *Ein außergewöhnlicher Latènefund aus dem Oppidum von Manching*. In: G. Behrens/J. Werner (Hrsg.), *Reinecke-Festschrift*. Mainz: Schneider 1950, 84–95.

- Krämer 1961: Ders., Fremder Frauenschmuck in Manching. *Germania* 39, 1961, 305–322.
- Krone 1935: O. Krone, Zwei germanische Gräberfelder der Spät-La-Tène-Zeit im Lande Braunschweig. *Mannus* 27, 1935, 407–423.
- Krüger 1961: H. Krüger, Die Jastorfkultur in den Kreisen Lüchow-Dannenberg, Lüneburg, Uelzen und Soltau. *Göttinger Schr. Vor- u. Frühgesch.* 1. Neumünster: Wachholtz 1961.
- Kupka 1910: P. Kupka, Altmärkische Fibeln. *Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch.* 9, 1910, 1–34.
- Kupka 1915–24: Ders., Früheisenzeitgräber vom Galgenberg bei Arneburg. *Beitr. Gesch., Landes- u. Volkskde. Altmark* 4, 1915–1924, 169–182.
- Lies 1964: H. Lies, Latènezeitliche Werkstatt-Keramik aus Menz, Kreis Burg, und ihre Verbreitung im Mittelbegebiet. *Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch.* 48, 1964, 193–217.
- Liessmann 2009: K. P. Liessmann, Schönheit. Wien: UTB 2009.
- Lorentzen/Steffgen 1990: A. Lorentzen/U. Steffgen, Bemerkungen zu Leitformen der älteren vorrömischen Eisenzeit nördlich der Mittelgebirge. *Germania* 68, 1990, 483–508.
- Marschalleck 1944: K. H. Marschalleck, Urgeschichte des Kreises Luckau (Nieder-Lausitz). Kirchhain: Brücke 1944.
- Mead 1909: G. H. Mead, Social Psychology as Counterpart to Physiological Psychology. *Psychological Bulletin* 6, 1909, 401–408.
- Meier 2000: M. Meier, Zur Herstellung der Fibeln vom Typ »Cuxhaven«. *Nachr. Niedersachsen Urgesch.* 69, 2000, 121–147.
- Menninghaus 2007: W. Menninghaus, Das Versprechen der Schönheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- Meyer 2008: M. Meyer, Mardorf 23, Lkr. Marburg-Biedenkopf. *Berliner Arch. Forsch.* 5. Rahden/Westf.: Leidorf 2008.
- Mirtschin 1933: A. Mirtschin, Germanen in Sachsen. Riesa: Langer und Winterlich 1933.
- Möller/Schmidt 1998: Ch. Möller/S. Schmidt, Ein außergewöhnlicher Halsring der frühen Latènezeit aus Wippe, Gem. Friesenhagen, Kreis Altenkirchen. In: A. Müller-Karpe u. a. (Hrsg.), Studien zur Archäologie der Kelten, Römer und Germanen in Mittel- und Westeuropa [Festschr. A. Haffner]. *Internat. Arch. Studia honoraria* 4. Rahden/Westf.: Leidorf 1998, 553–624.
- Möllers 2007: S. Möllers, Die Schnippenburg bei Osterkappeln, Lkr. Osnabrück. In: Möllers u. a. 2007, 1–45.
- Möllers 2009: Ders., Die Schnippenburg bei Osterkappeln, Lkr. Osnabrück, in ihren regionalen und chronologischen Bezügen. *Internat. Arch.* 113. Rahden/Westf.: Leidorf 2009.
- Möllers u. a. 2007: S. Möllers u. a. (Hrsg.), Keltische Einflüsse im nördlichen Mitteleuropa während der mittleren und jüngeren vorrömischen Eisenzeit. *Koll. Vor- u. Frühgesch.* 9. Bonn: Habelt 2007.
- Müller 1985: R. Müller, Die Grabfunde der Jastorf- und Latènezeit an unterer Saale und Mittelbe. *Veröff. Landesmus. Vorgesch.* Halle 38. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1985.
- Müller 1998: Dies., Der latènezeitliche Fundplatz Waltershausen im Kreis Rhön-Grabfeld und seine kulturhistorische Stellung. In: W. Jahn (Hrsg.), Vorzeit: Spuren in Rhön und Grabfeld. *Schriftenr. Ver. Heimatgesch. Grabfeld* 15. Bad Königshofen: Verein für Heimatgeschichte im Grabfeld 1998, 123–130.
- Müller 2007: Dies., Die östliche Kontaktzone zwischen dem keltischen Kulturraum und dem Norden. In: Möllers u. a. 2007, 265–282.
- Neumann 1957: G. Neumann, Zur Frage der Bronzefibeln mit Bügelplatte. *Germania* 35, 1957, 28–32.
- Neumann 1973: Ders., Die Fibeln vom Kleinen Gleichberg bei Römhild. Berlin: Akademie-Verlag 1973.
- Nortmann 1983: H. Nortmann, Die vorrömische Eisenzeit zwischen unterer Weser und Ems. *Röm.-German. Forsch.* 41. Mainz am Rhein: von Zabern 1983.
- Nuglisch 1965: K. Nuglisch, Die ältere Eisenzeit im östlichen und nordöstlichen Harzvorland [ungedr. Diss. Halle (Saale) 1965].

- Ortmann 1927: R. Ortmann, Skelettgräber der Latènezeit aus Schafstädt, Kr. Merseburg. *Jahresschr. Vorgesch. Sächs.-Thüring. Länder* 15, 1927, 56–59.
- Pabst 2012: S. Pabst, Die Brillenfibeln. Untersuchungen zu spätbronze- und ältereisenzeitlichen Frauentrachten zwischen Ostsee und Mittelmeer. *Marburger Stud. Vor- u. Frühgesch.* 25. Rahden/Westf.: Leidorf 2012.
- Peschel 1975: K. Peschel, Zum Flachgräberhorizont der Latènekultur in Thüringen. *Alba Regia* 14, 1975, 203–214.
- Peschel 1986: Ders., Höhensiedlungen Thüringens im Wandel von der Urnenfelder- zur Hallstattzeit. *Veröff. Mus. Ur- u. Frühgesch. Potsdam* 20, 1986, 29–48.
- Piř 1902: J. L. Piř, Čechy na úsvitě dějin 1: Kostrové hroby s kulturou marnskou čili latěnskou a Bojové v Čechách. Praha: Praz 1902.
- Polenz u.a. 1991: H. Polenz u.a., Höhlen: Wohn- und Kultstätten des frühen Menschen im Sauerland. Münster: Westfälisches Museumsamt 1991.
- Raftery 1988: B. Raftery, Hollow Two-Piece Metal Rings in La Tène Europa. *Marburger Stud. Vor- u. Frühgesch.* 11. Marburg/Lahn: Hitzert 1988.
- Rangs-Borchling 1963: A. Rangs-Borchling, Das Urnengräberfeld von Hornbek in Holstein. *Offa-Bücher* 18. Neumünster: Wachholtz 1963.
- Reinbacher 1963: E. Reinbacher, Börnicke: Ein ältereisenzeitlicher Friedhof im Havelland. *Dt. Akad. Wiss. Berlin, Schr. Sektion Vor- u. Frühgesch.* 14. Berlin: Akademie-Verlag 1963.
- Rosenstock 1979: D. Rosenstock, Das Gräberfeld von Heimbürg, Kr. Wernigerode. *Veröff. Braunschweig Landesmus.* 20, 1979, 56–73.
- Roymans 2007: N. Roymans, On the laténisation of Late Iron Age material culture in the Lower Rhine/Meuse area. In: Möllers u.a. 2007, 311–325.
- Schäfer 2007: A. Schäfer, Nördliche Einflüsse auf die Latènekultur. In: Möllers u.a. 2007, 347–360.
- Schlegel 1988: F. Schlegel, Kritische Schriften und Fragmente. Paderborn: Schöningh 1988.
- Schlüter 1975: W. Schlüter, Die vorgeschichtlichen Funde der Pipinsburg bei Osterode/Harz. *Göttinger Schr. Vor- u. Frühgesch.* 17. Neumünster: Wachholtz 1975.
- Schotten 1984: J.-H. Schotten, Ein bemerkenswerter eisenzeitlicher Siedlungsfund von der Wüstung Holzheim bei Fritzlar (Schwalm-Eder-Kreis). In: O.-H. Frey/H. Roth (Hrsg.), *Studien zu Siedlungsfragen der Latènezeit*. Marburg: Abakus 1984, 117–166.
- Schotten 1988: Ders., Massive Bronzefibeln der Mittellatènezeit aus Nordhessen. *Arch. Korrb.* 18, 1988, 47–53.
- Schulze-Forster 2007: J. Schulze-Forster, Die Burgen der Mittelgebirgszone. In: S. Möllers/B. Zehm (Hrsg.), *Rätsel Schnippenburg*. Bonn: Habelt 2007, 109–143.
- Schünemann 1968: D. Schünemann, Eine latènezeitliche Bronzefibel aus Dörverden, Kr. Verden. *Nachr. Niedersachsen Urgesch.* 37, 1968, 152–154.
- Schwantes 1911: G. Schwantes, Die ältesten Friedhöfe bei Uelzen und Lüneburg. *Urnenfriedhöfe Niedersachsen* 1, H. 1.2. Hannover: Geibel 1911.
- Schwantes 1958: Ders., Die Gruppen der Ripdorf-Stufe. *Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch.* 41/42, 1958, 334–388.
- Seyer 1965: H. Seyer, Die germanischen Funde der vorrömischen Eisenzeit in Brandenburg [ungedr. Diss. Berlin 1965].
- Seyer 1969: Ders., Das Brandgräberfeld der vorrömischen Eisenzeit von Geltow-Wildpark im Potsdamer Havelland. *Veröff. Mus. Ur- u. Frühgesch. Potsdam* 5, 1969, 118–158.
- Seyer 1982: Ders., Siedlung und archäologische Kultur der Germanen im Havel-Spree-Gebiet in den Jahrhunderten vor Beginn u. Z. *Schr. Ur- u. Frühgesch.* 34. Berlin: Akademie-Verlag 1982.
- Sicherl 2003: B. Sicherl, Paukenfibeln des Typs Benstrup. Eine mittellatènezeitliche Fibelform in Belgien, den Niederlanden und Nordwestdeutschland. *Lunula* 11, 2003, 51–57.
- Sicherl 2007: Ders., Eisenzeitliche Befestigungen in Westfalen. Die Forschungen des vergangenen Jahrzehnts und Ansätze zu einer regionalen Gliederung. In: Möllers u.a. 2007, 107–151.

- Sippel 1986: K. Sippel, Neue Einzelfunde von nordhessischen Burgen. In: O.-H. Frey u.a. (Hrsg.), Gedenkschrift für Gero von Merhart. Marburger Stud. Vor- u. Frühgesch. 7. Marburg/Lahn: Hitzeroth 1986, 293–325.
- Söder 2004: U. Söder, Die eisenzeitliche Besiedlung der Altenburg bei Niedenstein, Schwalm-Eder-Kreis. Marburger Stud. Vor- u. Frühgesch. 21. Rahden/Westf.: Leidorf 2004.
- Spehr 2010: R. Spehr, Ein reiches Latènegrab aus Hohenprießnitz bei Eilenburg (Nordwestsachsen). Arbeits- u. Forschber. Sächs. Bodendenkmalpfl. 51/52, 2009/10, 381–390.
- Tackenberg 1934: K. Tackenberg, Die Kultur der frühen Eisenzeit in Mittel- und Westhannover. Urnenfriedhöfe Niedersachsen 1, H. 3–4. Hildesheim/Leipzig: Lax 1934.
- Tischler 1881: O. Tischler, Gliederung der vorrömischen Metallzeit. Corrbibl. Dt. Ges. Anthr. 12, 1881, 121–127.
- Tuitjer 1987: H.-G. Tuitjer, Hallstättische Einflüsse in der Nienburger Gruppe. Veröff. Urgesch. Slg. Landesmus. Hannover 32. Hildesheim: Lax 1987.
- Voigt 1968: T. Voigt, Latènezeitliche Halsringe mit Schälchenenden zwischen Weser und Oder. Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch. 52, 1968, 143–232.
- Voß/Stimmig 1887: A. Voß/G. Stimmig, Vorgeschichtliche Alterthümer aus der Mark Brandenburg. Brandenburg/Berlin: Spamer 1886.
- Wankel 1961: H. Wankel, Kalos kai agathos. Würzburg: Julius-Maximilian-Universität 1961.
- Wegener 1895: P. Wegener, Bericht über den Urnenfriedhof bei Bülstringen, Regierungs-Bezirk Magdeburg. Zeitschr. Ethn. 27, 1895, 121–148.
- Wendorff 1983: Ch. Wendorff, Die Grabfunde der ausgehenden Bronze- und älteren vorrömischen Eisenzeit im nordwestlichen Harzvorland. Neue Ausgr. u. Forsch. Niedersachsen 16, 1983, 215–362.
- Wendowski-Schünemann 1999: A. Wendowski-Schünemann, Fibeln vom Typ »Zweedorf« und das Mittellatène-II-Schema. Nachr. Niedersachsen Urgesch. 68, 1999, 31–38.
- Wendowski-Schünemann 2000: Ders., Fibeln im Spätlatèneschema vom Typ »Cuxhaven« – Bemerkungen zum Typenkonzept »Hornbek 3a2«. Nachr. Niedersachsen Urgesch. 69, 2000, 105–120.
- Wendowski-Schünemann 2004: Ders., Zu den emailverzierten Fibeln der vorrömischen Eisenzeit vom Typ »Helmshagen«. Nachr. Niedersachsen Urgesch. 73, 2004, 105–116.
- Wickler 1981: W. Wickler, Die Biologie der zehn Gebote: Warum die Natur kein Vorbild für uns ist. München: Piper u. Co. ⁵1981.
- Zepezauer 1993: M. A. Zepezauer, Glasperlen der vorrömischen Eisenzeit III. Mittel- und spätlatènezeitliche Perlen. Marburger Stud. Vor- u. Frühgesch. 15. Marburg: Hitzeroth 1993.

Ronald Heynowski

Glasewaldtstraße 47, 01277 Dresden, Deutschland

ronald.heynowski@lfa.sachsen.de

Listen

Liste 1: Osterburger Fibeln

1. Altenritte, Stadt Baunatal, Lkr. Kassel
Siedlungsfund, HLM Kassel 4821 (verschollen).
Lit.: Behaghel 1943, 106; Sippel 1986, 296.
2. Amöneburg, Lkr. Marburg-Biedenkopf
Oppidum.
Lit.: Herrmann/Jockenhövel 1990, 307–310;
Abb. 165.
3. Arneburg, Lkr. Stendal
Galgenberg, aus Urnengrab.
Lit.: Kupka 1915–24, 37 f. Abb. 8; Brandt 2001,
324 Liste 6.45.
4. Beelitz, Lkr. Potsdam-Mittelmark
Ritterfeld/Judenberg, aus Gräbern, Mus.
Beelitz.
Lit.: Seyer 1965, Katalog 309 Nr. 286.
5. Börnicke, Stadt Nauen, Lkr. Havelland
Nördlich vom Börnicker Bahnhof, Grab Cb
299, Mus. Berlin If 10681.
Lit.: Reinbacher 1963, 49, Taf. 24; Dehmlow
1971, 44; Seyer 1982, Taf. 15.9; Brandt 2001,
323 Liste 6.15.
6. Brielow, Lkr. Potsdam-Mittelmark
Gärtnerei Schulze, Grab 3
Lit.: Seyer 1965 Katalog 257 Nr. 274; Seyer
1982, Taf. 14.1; Brandt 2001, 323 Liste 6.19,
Taf. 8.1.
7. Bülstringen, Lkr. Börde
Lit.: Wegener 1895, 143, Fig. 48; Busse 1912,
Abb. 55.66; Brandt 2001, 324 Liste 6.48.
8. Butzkow, Lkr. Potsdam-Mittelmark
Grab 7, Mus. Berlin
Lit.: Dehmlow 1971, 59 Taf. 8.1; Brandt 2001,
323 Liste 6.20.
9. Butzkow, Lkr. Potsdam-Mittelmark
Grab 7, Mus. Berlin
Lit.: Dehmlow 1971, 59 Taf. 8.2; Brandt 2001,
323 Liste 6.21.
10. Carsdorf, Stadt Pegau, Lkr. Leipzig
Aus zerstörten Brandgräbern.
Lit.: Mirtschin 1933, 139; Grünert 1957 Katalog
20 f., Taf. 37.5; Brandt 2001, 324 Liste 6.71.
11. Cröbern, Lkr. Leipzig
Hopfenberg, aus zerstörten Brandgräbern,
NHM Leipzig Ug 16644.
Lit.: Jacob 1902, Abb. 80; Grünert 1957 Katalog
78, Taf. 39.12; Brandt 2001, 324 Liste 6.66.
12. Cröbern, Lkr. Leipzig
Hopfenberg, aus zerstörten Brandgräbern, LfA
Dresden S.:3331/51.
Lit.: Grünert 1957 Katalog 79, Taf. 39.10;
Brandt 2001, 324 Liste 6.67.
13. Cröbern, Lkr. Leipzig
Hopfenberg, aus zerstörten Brandgräbern, LfA
Dresden S.:3332/51.
Lit.: Grünert 1957 Katalog 79, Taf. 39.11;
Brandt 2001, 324 Liste 6.68.
14. Cröbern, Lkr. Leipzig
Hopfenberg, aus zerstörten Brandgräbern,
MVF Berlin Ilb 3223 (verschollen)
Lit.: Grünert 1957 Katalog 79; Brandt 2001, 324
Liste 6.69.
15. Deilinghofen/Brockhausen, Stadt Hemer,
Märkischer Kreis
Große Burghöhle, Mus. Dortmund.
Lit.: Behaghel 1943, 106, Taf. 25.40; Sippel
1986, 297; Schotten 1988, 52 Anm. 9.
16. Deilinghofen/Brockhausen, Stadt Hemer,
Märkischer Kreis
Große Burghöhle, Mus. Dortmund.
Lit.: Bleicher 1981, Taf. 3.18; Polenz u. a. 1991,
Taf. 17.
17. Derwitz, Stadt Werder, Lkr. Potsdam-
Mittelmark
Mühlenberg, aus Gräbern, MM Berlin II 22910.
Lit.: Kiekebusch 1912, Taf. 13.2; Seyer 1965
Katalog 311 Nr. 288A; Dehmlow 1971, 59,
Taf. 8.3; Brandt 2001, 323 Liste 6.23.
18. Dewitz, Stadt Taucha, Lkr. Leipzig
LPG-Stallgebäude, Siedlungsfund.
Lit.: Hanitzsch 1956, 83, Taf. 14a; Brandt 2001,
324 Liste 6.72.
19. Döbeltitz, Lkr. Nordsachsen
Zittelberg, Fund 43, LfA Dresden S.:56/73.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
20. Döverden, Lkr. Verden
Grabhügel 1/1967.
Lit.: Schünemann 1968, 152, Abb. 33; Brandt
2001, 323 Liste 6.2.
21. Eichstädt/Vehlefanz, Lkr. Oberhavel
Sandhügel, Grab, StM Berlin 6061a.
Lit.: Dorka 1954, 6; Dehmlow 1971, 44; Brandt
2001, 323 Liste 6.30.
22. Eichstädt/Vehlefanz, Lkr. Oberhavel
Sandhügel, Grab, StM Berlin 6061b.
Lit.: Dorka 1954, 6; Dehmlow 1971, 44; Brandt
2001, 323 Liste 6.30.
23. Einbeck, Lkr. Northeim
Negenborner Burgwall, Einzelfund, StM
Einbeck.
Lit.: Cosack 1988, 168 f., Abb. 2.2.
24. Erichshagen-Wölpe, Stkr. Nienburg/Weser
Lit.: Tackenberg 1934, 23, Taf. 6.11; Brandt
2001, 323 Liste 6.7.
25. Eythra, Lkr. Leipzig
Einzelfund, LfA Dresden D 3594/86.
Lit.: Freundl. Mitteilung von Jens Schulze-
Forster, Großenhain.
26. Fellinghausen, Lkr. Gießen
Dünsberg.
Lit.: Jacobi 1977, Taf. 1.14; Schotten 1988, 48 f.
27. Fohrde, Stadt Havelsee, Lkr. Potsdam-
Mittelmark
Grab 15.

- Lit.: Voß/Stimmig 1887, Abt. 4a, Taf. 11,15; Dehmlow 1971, 44; Brandt 2001, 323 Liste 6.24.
28. Geltow, Lkr. Potsdam-Mittelmark
Wildpark, Grab 130, BLDAM Wünsdorf.
Lit.: Seyer 1969, 146, Abb. 18; Seyer 1982, Taf. 26,15; Brandt 2001, 323 Liste 6.25, Taf. 4.7.
 29. Geltow, Lkr. Potsdam-Mittelmark
Wildpark, Grab 130, BLDAM Wünsdorf.
Lit.: Seyer 1969, 146, Abb. 18; Brandt 2001, 323 Liste 6.26, Abb. 4.7.
 30. Gensungen, Stadt Felsberg, Schwalm-Eder-Kreis
Heiligenberg, Einzelfund, HLM Kassel 1986/2.
Lit.: Sippel 1986, 294, Abb. 1,1.3;
Herrmann/Jockenhövel 1990, Abb. 225.
 31. Glienecke, Stadt Ziesar, Lkr. Potsdam-Mittelmark
Fst. unbekannt, aus Gräbern, Mus. Genthin St 089
Lit.: Seyer 1965 Katalog 270 Nr. 253.
 32. Gräningen, Lkr. Havelland
Acker Stahl, Grab 1, MM Berlin II 26505b.
Lit.: Seyer 1965 Katalog 205 f. Nr. 215; Dehmlow 1971, 44.
 33. Gräningen, Lkr. Havelland
Acker Stahl, Grab 1, MM Berlin II 26505c.
Lit.: Seyer 1965 Katalog 205 f. Nr. 215; Dehmlow 1971, 44.
 34. Groß Gischau, Altmarkkreis Salzwedel
Südöstlich vom Ort, aus zerstörten Gräbern, Mus. Salzwedel 1066.
Lit.: Gomolka 1972 Katalog 147 Nr. 39; Brandt 2001, 324 Liste 6.41.
 35. Großstorkwitz, Lkr. Leipzig
Südlich des Ortes, Einzelfund, LfA Dresden.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
 36. Großstorkwitz, Lkr. Leipzig
Südlich des Ortes, Einzelfund, LfA Dresden.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
 37. Großstorkwitz, Lkr. Leipzig
Talschlinge, Einzelfund, LfA Dresden.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
 38. Heimbürg, Stadt Blankenburg, Lkr. Harz
Gallberg, aus zerstörten Gräbern, Mus. Braunschweig.
Lit.: Krone 1935, 407 ff.; Rosenstock 1979, 56 ff.; Müller 1985, 172, Taf. 77,2.
 39. Helmstedt, Lkr. Helmstedt
Schwarzer Berg, aus Gräbern, Mus. Wolfenbüttel M 1492.
Lit.: Wendorff 1983, 305, Abb. 40,3; Brandt 2001, 323 Liste 6.14.
 40. Hessisch Oldendorf, Lkr. Hameln-Pyrmont
Amelungsburg, LM Hannover 269:03,1.
Lit.: Cosack 2008, 91.138, Abb. 71.95.
 41. Hohenbruch, Lkr. Oberhavel
Schloss Sommerswalde, aus Gräbern, Mus. Oranienburg III/582.
Lit.: Seyer 1965 Katalog 175; Seyer 1982, Taf. 26,9; Brandt 2001, 323 Liste 6.31.
 42. Hohenprießnitz, Lkr. Nordsachsen
Querweg 5, Brandgrab, LfA Dresden.
Lit.: Spehr 2010.
 43. Hohenwarthe, Lkr. Jerichow Land
Lit.: Brandt 2001, 324 Liste 6.52.
 44. Karow, Bez. Pankow, Berlin
Fst. unbekannt (Grabung Brunner), Grab 20, StMus. Berlin If 8334.
Lit.: Seyer 1965 Katalog 53.
 45. Kirchmöser, Stkr. Brandenburg/Havel
Grundstück Hasselbacher, aus Gräbern, Privatbesitz.
Lit.: Seyer 1965 Katalog 246 Nr. 240.
 46. Kirchmöser, Stkr. Brandenburg/Havel
Stadtweg, aus Gräbern, Mus. Genthin.
Lit.: Seyer 1965 Katalog 250 Nr. 240.
 47. Klein Hesebeck, Lkr. Uelzen
Grab 68.
Lit.: Harck 1973, Taf. 29,1; Brandt 2001, 323 Liste 6.3.
 48. Klein Kreutz, Stkr. Brandenburg/Havel
Kruseberg, Grab 17, Mus. Genthin St 0107.
Lit.: Seyer 1965 Katalog 282 Nr. 262.
 49. Köckern, Stadt Sandersdorf-Brehna, Lkr. Anhalt-Bitterfeld
Straße nach Ramsin, aus zerstörten Gräbern, Mus. Zörbig.
Lit.: Müller 1985, 140 f., Taf. 17,10; Brandt 2001, 324 Liste 6.59.
 50. Könnigde, Stadt Bismark, Lkr. Stendal
Fst. unbekannt, aus Gräbern, Mus. Stendal 3973 (Verlust)
Lit.: Gomolka 1972 Katalog 211 Nr. 8; Brandt 2001, 324 Liste 6.46.
 51. Kricheldorf, Stadt Salzwedel, Altmarkkreis Salzwedel
Exerzierplatz, aus Brandgräbern, Mus. Salzwedel 570.
Lit.: Kupka 1910, 19, Taf. 1,16a; Schwantes 1911, 142; Gomolka 1972 Katalog 215 Nr. 12, Taf. 5,19; Brandt 2001, 323 Liste 6.43.
 52. Kricheldorf, Stadt Salzwedel, Altmarkkreis Salzwedel
Exerzierplatz, aus Brandgräbern, Mus. Salzwedel 571.
Lit.: Kupka 1910, 19, Taf. 1,16b; Schwantes 1911, 142; Gomolka 1972 Katalog 215 Nr. 11, Taf. 12,14; Brandt 2001, 324 Liste 6.44.
 53. Lindau, Stadt Zerbst, Lkr. Anhalt-Bitterfeld
Forsthaus Sorge, Grab 324.
Lit.: Becker 1903, 26, Taf. III, 25; Brandt 2001, 324 Liste 6.55.
 54. Lindau, Stadt Zerbst, Lkr. Anhalt-Bitterfeld
Forsthaus Sorge, Grab 374.
Lit.: Becker 1903, 25 f., Taf. III, 2; Brandt 2001, 324 Liste 6.54.

55. Luso, Stadt Zerbst, Lkr. Anhalt- Bitterfeld
Fst. unbekannt, aus zerstörten Gräbern, Mus.
Zerbst.
Lit.: Müller 1985, 177, Taf. 109,12; Brandt 2001,
324 Liste 6.56.
56. Markranstädt, Lkr. Leipzig
Westiedlung, Einzelfund (2010), LfA Dresden.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
57. Markranstädt, Lkr. Leipzig
Westlich des Ortes, Einzelfund (2011), LfA
Dresden.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
58. Markranstädt, Lkr. Leipzig
Westlich des Ortes, Einzelfund (2012), LfA
Dresden.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
59. Mücheln, Stadt Wettin-Löbejün, Saalkreis
Pfaffenmahd, aus zerstörten Gräbern, LM
Halle.
Lit.: Förtsch 1904, 59 ff.; Müller 1985, 165, Taf.
60,28; Brandt 2001, 324 Liste 6.62.
60. Nienburg/Weser, Lkr. Nienburg/Weser
LM Hannover 6134.
Lit.: Tackenberg 1934, 16, Taf. 5,2; Schwantes
1958, 338, Abb. 1; Brandt 2001, 323 Liste 6.8.
61. Nienburg/Weser, Lkr. Nienburg/Weser
Lit.: Tackenberg 1934, Taf. 6,12; Brandt 2001,
323 Liste 6.9.
62. Nienburg/Weser, Lkr. Nienburg/Weser
Lit.: Tackenberg 1934, Taf. 6,13; Brandt 2001,
323 Liste 6.10, Taf. 4,6.
63. Nienburg/Weser, Lkr. Nienburg/Weser
Lit.: Tackenberg 1934, Taf. 6,14; Brandt 2001,
323 Liste 6.11, Taf. 8,9.
64. Nienburg/Weser, Lkr. Nienburg/Weser
Lit.: Tackenberg 1934, Taf. 6,15; Brandt 2001,
323 Liste 6.12, Taf. 4,4.
65. Nitzahn, Lkr. Havelland
Acker Zander, aus Gräbern, Mus. Genthin.
Lit.: Seyer 1965 Katalog 227 Nr. 225; Seyer
1982, Taf. 26,16; Brandt 2001, 323 Liste 6.16.
66. Obhausen, Saalekreis
Südlich des Ortes, Grab 14, LfDA Halle.
Lit.: [http://www.la-
lsn.de/landesmuseum_fuer_vorgeschichte/fund
_des_monats/2006/februar/](http://www.la-
lsn.de/landesmuseum_fuer_vorgeschichte/fund
_des_monats/2006/februar/)
67. Oetzen, Lkr. Uelzen
Oitzmühle, Pottbarg, Grab 1.
Lit.: Schwantes 1911, 149 f., Taf. 30,4–7; Brandt
2001, 323 Liste 6.4.
68. Oetzen, Lkr. Uelzen
Oitzmühle, Pottbarg.
Lit.: Schwantes 1958, 339, Abb. 5.
69. Oetzen, Lkr. Uelzen
Lit.: Brandt 2001, 323 Liste 6.5.
70. Osterburg, Lkr. Stendal
Fst. unbekannt, Privatbesitz (verschollen)
Lit.: Kupka 1910, Taf. 1,16; Beltz 1911, Abb. 62;
Schwantes 1958, 339 Abb. 2; Gomolka 1972
Katalog 269; Brandt 2001, 324 Liste 6.47.
71. Osterkappeln, Lkr. Osnabrück
Schnippenburg, Mus. Osnabrück 03:008/00068.
Lit.: Möllers 2007, 19, Abb. 15,10; Möllers 2009,
58 f., Taf. 2.
72. Osterode a. Harz, Lkr. Osterode a. Harz
Pipinsburg.
Lit.: Neumann 1973, Taf. 10A; Schlüter 1975,
107, Taf. 2,1; Sippel 1986, 296.
73. Osterode a. Harz, Lkr. Osterode a. Harz
Pipinsburg.
Lit.: Schlüter 1975, 107; Taf. 2,2; Sippel 1986,
296.
74. Ovenstädt, Lkr. Minden-Lübbecke
Dickenbusch, Einzelfund, Mus. Minden.
Lit.: Tuitjer 1987, 175, Taf. 77,4.
75. Paserin, Stadt Luckau, Lkr. Dahme-Spreewald
Lit.: Marschall 1944, 291 ff., Taf. 38b;
Dehmlow 1971, 44.
76. Queis, Stkr. Halle/S.
Gewerbegebiet, Siedlungsfund, Bef. 11522,
LfDA Halle/S.
Lit.: Balfanz 2003, 93, Abb. 1,1.
77. Ranis, Saale-Orla-Kreis
Vereinsgarten, Grab 39, Mus. Reichenfels-
Hohenleuben 266.
Lit.: Kaufmann 1959, 124–126, Taf. 48,6;
Neumann 1973, Taf. 10A; Sippel 1986, 296;
Raftery 1988, 6.61 Nr. 159.
78. Riethnordhausen, Lkr. Sömmerda
Heidelberg, aus zerstörten Gräbern, Mus.
Nordhausen.
Lit.: Müller 1985, 168, Taf. 62,9.
79. Rosenthal, Bez. Reinickendorf, Berlin
Lit.: Beltz 1911, 690; Schwantes 1958, 339.
80. Roßdorf, Stadt Raguhn-Jeßnitz, Lkr. Anhalt-
Bitterfeld
Galgenberg, aus zerstörten Gräbern, Mus.
Dessau/Mus. Halle.
Lit.: Müller 1985, 141, Taf. 19,28; Brandt 2001,
324 Liste 6.60.
81. Roßdorf, Stadt Raguhn-Jeßnitz, Lkr. Anhalt-
Bitterfeld
Galgenberg, aus zerstörten Gräbern, Mus.
Dessau/Mus. Halle.
Lit.: Müller 1985, 141, Taf. 19,29.
82. Roßdorf, Stadt Raguhn-Jeßnitz, Lkr. Anhalt-
Bitterfeld
Galgenberg, aus zerstörten Gräbern, Mus.
Dessau/Mus. Halle.
Lit.: Müller 1985, 141, Taf. 19,30.
83. Roßlau, Stadt Dessau-Roßlau
Schreibergärten, aus zerstörten Gräbern, Mus.
Dessau IV 61/34.
Lit.: Hoffmann 1966, 338; Müller 1985, 164,
Taf. 55,12; Brandt 2001, 324 Liste 6.57.
84. Schafstädt, Stadt Bad Lauchstädt, Saalekreis
Sandgrube Heidenreich,

- Körperdoppelbestattung, Mus. Merseburg.
Lit.: Ortmann 1927, 56 f., Abb. 3; Voigt 1968, 221, Abb. 15; Brandt 2001, 324 Liste 6.64.
85. Schafstätt, Stadt Bad Lauchstädt, Saalekreis
Sandgrube Heidenreich, aus zerstörten Gräbern.
Lit.: Müller 1985, 157, Taf. 35,22; Brandt 2001, 324 Liste 6.65.
86. Schkölen, Lkr. Leipzig
Südlich der Hunnenschanze, Einzelfund, LfA Dresden.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
87. Schkölen, Lkr. Leipzig
Südlich der Hunnenschanze, Einzelfund, LfA Dresden.
Lit.: Archiv LfA Sachsen.
88. Schmetsdorf, Lkr. Havelberg
Grab 7.
Lit.: Busse 1912, 243 f., Taf. 41; Schwantes 1958, 339; Dehmlow 1971, 44, Taf. 9,4; Brandt 2001, 323 Liste 6.17.
89. Schönow, Bez. Steglitz-Zehlendorf, Berlin
Teichstraße, Schweizerhof, Grab 31, MM Berlin II 26858.
Lit.: Seyer 1965, 66 f.; Dehmlow 1971, 39,58, Taf. 7; Brandt 2001, 324 Liste 6.34.
90. Schönwalde, Lkr. Havelland
Schönwalder Forst, Grab 2, Mus. Oranienburg III 587.
Lit.: Seyer 1965 Katalog 189 Nr. 201.
91. Schwanefeld, Stadt Oebisfelde-Weferling, Lkr. Börde
Lit.: Wendorff 1983, 322, Abb. 51,1; Brandt 2001, 324 Liste 6.49.
92. Schwanefeld, Stadt Oebisfelde-Weferling, Lkr. Börde
Lit.: Wendorff 1983, 322, Abb. 51,4; Brandt 2001, 324 Liste 6.50.
93. Seebischütz, Lkr. Meißen
Südlich des Ortes, aus zerstörten Gräbern, Privatbesitz (verschollen).
Lit.: Mirtschin 1933, 80,139, Abb. 99; Brandt 2001, 324 Liste 6.75.
94. Steglitz, Bez. Steglitz-Zehlendorf, Berlin
Teltower Weg, Urnengrab, Mus. Mahlow 705.
Lit.: Voigt 1968, 222, Abb. 17a; Dehmlow 1971, 44,46,60, Taf. 9,1; Brandt 2001, 323 Liste 6.32.
95. Steglitz, Bez. Steglitz-Zehlendorf, Berlin
Teltower Weg, Urnengrab, Mus. Mahlow 705.
Lit.: Voigt 1968, 222, Abb. 17a; Dehmlow 1971, 44,46,60, Taf. 9,2; Brandt 2001, 323 Liste 6.33.
96. Štítary, okr. Kolín, Tschechische Republik
Grabfund, Mus. Kolín.
Lit.: Pič 1902, 34, Abb. 11.
97. Thurau, Lkr. Lüchow-Dannenberg
Koppel Beyer, aus Gräbern, Mus. Lüneburg.
Lit.: Schwantes 1911, 141 f., Abb. 8, Taf. 27,15; Schwantes 1958, 339; Brandt 2001, 323 Liste 6.6.
98. Uetz, Stkr. Potsdam
Grab 138.
Lit.: Seyer 1982, Taf. 26,13; Brandt 2001, 323 Liste 6.27.
99. Unterkatz, Lkr. Schmalkalden-Meiningen
Lit.: Peschel 1975, Abb. 6,39; Sippel 1986, 296.
100. Wachow, Stadt Nauen, Lkr. Havelland
Gramsch u. a. 1992, 53 Abb. 89; Brandt 2001, 323 Liste 6.18.
101. Werder, Lkr. Potsdam-Mittelmark
Grabfund.
Lit.: Beltz 1911, 713 Nr. 246; Dehmlow 1971, 59, Taf. 8,4; Binding 1993, 166; Brandt 2001, 323 Liste 6.28.
102. Zauschwitz, Lkr. Leipzig
Einzelfund, LfA Dresden ZAX-25/1/1.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
103. Zehmen, Lkr. Leipzig
Grubengelände Nietzschmann, Grab 41, NHM Leipzig V 88c/37.
Lit.: Grünert 1957 Katalog 138, Taf. 8,9; Brandt 2001, 324 Liste 6.73.
104. Zeithain, Lkr. Meißen
Südausläufer des Kaninchenberges, Grab 1.
Lit.: Mirtschin 1933, 92–94, Abb. 115c; Brandt 2001, 324 Liste 6.74.
105. Zeithain, Lkr. Meißen
Moritzer Windmühle, Oberflächenfund, LfA Dresden.
Lit.: Archiv LfA Dresden.
106. Zerbst, Lkr. Anhalt-Bitterfeld
Ankuhn, Acker Schuboth, Grab 10.
Lit.: König 1931, 276 f., Abb. 10; Brandt 2001, 324 Liste 6.58.
107. Fundort unbekannt, »im Lüneburgischen«
Lit.: Krüger 1961, 116, Taf. 7,10; Brandt 2001, 323 Liste 6.1.
108. Fundort unbekannt
Mus. Halberstadt.
Lit.: Müller 1985, Taf. 24,10; Brandt 2001, 324 Liste 6.38.
109. Fundort unbekannt
LM Halle.
Lit.: Müller 1985, Taf. 27,17; Brandt 2001, 324 Liste 6.39.

Liste 2: Bügeljochfibeln

1. Amöneburg, Lkr. Marburg-Biedenkopf
Oberhalb des Sportplatzes, Einzelfund, Vorgesch. Seminar Marburg.
Lit.: Schotten 1988, 47 ff., Abb. 2,5; Herrmann/Jockenhövel 1990, 310 Abb. 165.
2. Fritzlar, Schwalm-Eder-Kreis
Wüstung Holzheim, aus Siedlungsgrube, Mus. Fritzlar 44/279/1004.
Lit.: Schotten 1984, 155 Nr. 1, Abb. 14,5, Taf. 6,1; Sippel 1986, 298; Schotten 1988, 47 ff., Abb. 2,3.

3. Fritzlar, Schwalm-Eder-Kreis
Stadtgebiet, Privatbesitz.
Lit.: Fundber. Hessen 9/10, 1969/70, 156; Sippel 1986, 298.
4. Gensungen, Stadt Felsenberg, Schwalm-Eder-Kreis
Heiligenberg, Einzelfund, Privatbesitz.
Lit.: Schotten 1988, 51 f., Abb. 3.
5. Gensungen, Stadt Felsenberg, Schwalm-Eder-Kreis
Heiligenberg, Einzelfund, Privatbesitz.
Lit.: Sippel 1986, 293 ff., Abb. 1,3; Schotten 1988, 47 ff., Abb. 2,2; Herrmann/Jockenhövel 1990, Abb. 225.
6. Münchhausen, Kr. Marburg-Biedenkopf
Christenberg, Siedlungsfund, LfD Marburg 221/1.
Lit.: Schotten 1988, 47 ff., Abb. 2,4; Schulze-Forster 2007, 111, Abb. 1,5.
7. Niedenstein, Schwalm-Eder-Kreis
Altenburg, Lesefund.
Lit.: Söder 2004, 44 f., Taf. 102,10.
8. Ungedanken, Stadt Fritzlar, Schwalm-Eder-Kreis
Hohler Graben, Einzelfund, Privatbesitz.
Schotten 1988, 47 ff., Abb. 2.
8. Eldagsen, Stadt Springe
Barenburg, LM Hannover 1070:04.
Lit.: Cosack 2008, 161 Nr. 537, Abb. 148.
9. Eldagsen, Stadt Springe
Barenburg, LM Hannover 2277:95.
Lit.: Cosack 2008, 177 Nr. 1037, Abb. 148.
10. Gensungen, Stadt Felsenberg, Schwalm-Eder-Kreis
Heiligenberg, Einzelfund, HLM Kassel 1986/3.
Lit.: Sippel 1986, 294 f.; Herrmann/Jockenhövel 1990, Abb. 225.
11. Hildesheim, Lkr. Hildesheim
Hildesheimer Wald, Einzelfund, LM Hannover 86/3825/365.
Lit.: Cosack 2004, 14,35; Cosack 2006, 519 Abb. 80.
12. Kromsdorf, Lkr. Weimarer Land
Lit.: Barthel 1966, 259, Abb. 3.
13. Langenstein, Stadt Halberstadt, Lkr. Harz
Privatbesitz.
Lit.: Hemprich 1937, Taf. 17; Nuglisch 1965, 165; Müller 1985, 71; Brandt 2001, 324 Liste 6.61.
14. Löbejün, Stadt Wettin-Löbejün, Saalekreis
Fst. unbekannt, Einzelfund.
Lit.: Krämer 1950, 38; Krämer 1961, 321 Nr. 4, Abb. 4,1; Müller 1985, 165 Nr. 516; Sippel 1986, 297.

Liste 3: Bügelplattenfibeln

1. Altmersleben, Stadt Kalbe/M., Altmarkkreis
Salzwedel
Bärwinkel, Urne 13, LMV Halle 28:201.
Lit.: Gomolka 1972 Katalog 8; Müller 1985, Taf. 111,9.11; Brandt 2001, 324 Liste 6.40, Taf. 4,1.
2. Amöneburg, Lkr. Marburg-Biedenkopf
Oppidum.
Lit.: Herrmann/Jockenhövel 1990, 310 Abb. 165.
3. Bücknitz, Lkr. Potsdam-Mittelmark
Nordwestlich des Ortes, aus Hügelgrab, MM
Berlin II 17511.
Lit.: Kiekebusch 1912, Taf. 13; Seyer 1965
Katalog, 259 Nr. 249C1.
4. Cröbern, Lkr. Leipzig
Hopfenberg, aus Gräbern, LfA Dresden S.:
3330/51.
Lit.: Jacob 1902, Taf. 15,95; Grünert 1957
Katalog 79, Taf. 39,14; Sippel 1986, 297.
5. Dreumel, Prov. Gelderland, Niederlande
Waal, Flussfund, Privatbesitz.
Lit.: Roymans 2007, 313, Abb. 3.
6. Eilshausen, Kr. Herford
Grabfund.
Lit.: Bérenger 1987, Abb. 2; Sicherl 2007, 130;
Schulze-Forster 2007, 140 Abb. 52.
7. Eldagsen, Stadt Springe
Barenburg, LM Hannover 989:04.
Lit.: Cosack 2008, 158 Nr. 456, Abb. 148.
15. Manching, Lkr. Pfaffenhofen a. d. Ilm
Flugplatzbau, »Germanenfund«.
Lit.: Krämer 1950; Krämer 1961; Sippel 1986,
297; Gebhard 1991, 121 Nr. 207, Taf. 12;
Schäfer 2007, 347–360.
16. Manching, Lkr. Pfaffenhofen a. d. Ilm
Flugplatzbau, »Germanenfund«.
Lit.: Krämer 1950; Krämer 1961; Sippel 1986,
297; Gebhard 1991, 121 Nr. 208, Taf. 12;
Schäfer 2007, 347–360.
17. Manching, Lkr. Pfaffenhofen a. d. Ilm
Flugplatzbau, »Germanenfund«.
Lit.: Krämer 1950; Krämer 1961; Sippel 1986,
297; Gebhard 1991, 121 Nr. 209, Taf. 12;
Schäfer 2007, 347–360.
18. Mardorf, Stadt Amöneburg, Lkr. Marburg-
Biedenkopf
Mardorf 23, Lesefund im Siedlungsgelände.
Lit.: Meyer 2008, 45, Taf. 123,2.
19. Markkleeberg, Lkr. Leipzig
Neuer Friedhof, MVK Leipzig Ug 296e
(verschollen).
Lit.: Grünert 1957 Katalog 101 f., Taf. 18,1c;
Brandt 2001, 324 Liste 6.70.
20. Mücheln, Stadt Wettin-Löbejün, Saalekreis
Pfaffenmahd, LM Halle.
Lit.: Müller 1985, 165, Taf. 60,26.
21. Nienburg/Weser, Lkr. Nienburg/Weser
Lit.: Tackenberg 1934, Taf. 6,1; Krämer 1961,
Taf. 15,2.

22. Römhild, Lkr. Hildburghausen
Kleiner Gleichberg.
Lit.: Neumann 1973, Taf. 5,10.
23. Römhild, Lkr. Hildburghausen
Kleiner Gleichberg.
Lit.: Neumann 1973, Taf. 5,11.
24. Römhild, Lkr. Hildburghausen
Kleiner Gleichberg.
Lit.: Neumann 1973, Taf. 5,12.
25. Walle, Lkr. Gifhorn
Sandgrube östlich des Ortes, Einzelfund, Mus.
Gifhorn.
Lit.: Tuitjer 1987, 164, Taf. 69,5; Brandt 2001,
323 Liste 6.13.
26. Waltershausen, Stadt Saal a. d. Saale, Lkr.
Rhön-Grabfeld
Grab 1.
Lit.: Müller 1998, 123 ff.; Müller 2007, 272 ff.

Andreas G. Heiss & Jutta Leskovar

Der ›keltische Baumkalender‹ – Zur Entwicklung und Rezeption eines Mythos

Zusammenfassung

Tatsächliche oder vermeintliche Dokumente ›keltischen‹ Lebens spielen eine bedeutsame Rolle für zahlreiche neuheidnische Strömungen. Anhand eines einzelnen Phänomens, des in den 1980er Jahren im deutschen Sprachraum populär gewordenen ›keltischen Baumhoroskops‹, wird der Versuch unternommen, seine Genese im 20. Jahrhundert sowie die weitergehende Rezeption ausführlich zu dokumentieren. Außerdem werden ältere Werke und die in den Baumhoroskopen genutzten Topoi von Druidentum, ›keltischer‹ Naturverbundenheit und homogener ›keltischer‹ Kultur diskutiert.

Schlüsselwörter: Neuheidentum, Horoskope, Druidentum, Kelten, Rezeptionsgeschichte, Eiche, Mistel, Vegetationsgeschichte, Phänologie

The ›Celtic Tree Calendar‹ – Development and Reception of a Myth

Abstract

Factual and putative documents of ›Celtic‹ life play a crucial role in neo-paganism. Taking a singular phenomenon, the ›Celtic Tree Horoscope‹ which gained high popularity in the German-speaking countries in the 1980s, this paper tries to document its origin in the 20th century and its further reception. In addition, we discuss some of the topoi on which the tree horoscopes are basing, such as druidism, ›Celtic‹ love for nature, and the homogeneity of ›Celtic‹ culture.

Keywords: neo-paganism, horoscopes, druidism, Celts, oak, mistletoe, vegetation history, phenology

›Keltisches‹ wird seit langem in unterschiedlichster Weise rezipiert und gedeutet – ob in touristischen Angeboten wie »Druidenwanderwegen«¹, im ›keltischen‹ Neuheidentum² oder in zahllosen populärwissenschaftlichen Darstellungen einer angeblich homogenen

-
- 1 Ysperklamm-Druidenwanderweg im niederösterreichischen Waldviertel (<http://www.ysperklamm.at/druidenweg.php>; Zugriff am 03.11.2015); Druidenwanderung »zwischen Mythos und Wahrheit der gallischen Druiden« in der Eifel (www.eifelwelten.de; Zugriff 15.2.2013); Druidensteig im Westerwald südwestlich von Siegen (www.druiden-steig.de; Zugriff 15.2.2013).
 - 2 Zur allgemeinen Beschreibung des Phänomens sowie zur Nutzung archäologischer Inhalte s. Leskovar 2012.

prähistorischen Kultur.³ Seit vielen Jahren fällt eine Facette dabei besonders auf: der angeblich aus prähistorischen Zeiten überlieferte ›keltische Baumkreis‹ bzw. Baumkalender (auch als Baumhoroskop bezeichnet). Gemeint ist die moderne Vorstellung, Menschen in der Urgeschichte hätten einzelne Baumarten und deren angebliche Eigenschaften jeweils bestimmten Perioden des Jahres zugewiesen. Dies wäre in weiterer Folge wie eine Art Geburtshoroskop genutzt worden, bzw. könnte auch heute so verwendet werden. Als Belege für diese Behauptung werden unterschiedlichste archäologische, sprachwissenschaftliche und antike Quellen herangezogen. Dabei soll auch die Vorstellung untermauert werden, nach der vor allem ›die Kelten‹ ein besonders intensives Nahverhältnis zu Bäumen an sich, auch in Form sogenannter ›Heiliger Haine‹, gepflegt hätten. Dieser Beitrag beleuchtet die Herkunft des Phänomens ›keltischer Baumkalender und -horoskope‹ aus Sicht der Archäobotanik und Prähistorischen Archäologie und versucht, die Frage nach der Herkunft des modernen Topos der vermeintlich baum- bzw. naturverbundenen Kelten zu beantworten.

Am Beginn des Beitrages steht die Entstehung des Baumhoroskops in jüngerer Zeit und sein Weg in den deutschsprachigen Raum, unter Berücksichtigung der literarischen Quellen und der einzelnen Baumarten. Der zweite Teil ist dem zweiten zentralen Aspekt dieses Phänomens gewidmet und somit dem Keltenbegriff und dem damit in enger Verbindung stehenden Druidenbegriff. Antike Quellen, die vielfach als Beleg für die große Natur- und Baumverbundenheit ›der Kelten‹ herangezogen wurden, werden quellenkritisch und unter anderem auch unter Einbeziehung (archäo-)botanischer Erkenntnisse erläutert. Zum Abschluss werden drei typische Baumhoroskop-Bücher samt ihrer Argumentationsweise und Nutzung bzw. Nicht-Nutzung von Quellen vorgestellt.

1. Die Entwicklung des Baumhoroskops

Ein Lifestyle-Produkt der 1970er Jahre und seine Nachahmer

Das erste deutschsprachige Werk, welches das Baumhoroskop in der heute bekannten Form beschreibt, ist Annemarie Mütsch-Engels »Bäume lügen nicht. Das keltische Baumhoroskop« von 1985. Allerdings ist die Autorin nicht die Erfinderin des Baumhoroskops: Aufgrund von Lizenzstreitigkeiten zwischen dem Verlag und der Autorin kam es zu einem Gerichtsverfahren⁴, das schließlich 1991 in ein Urteil des Deutschen BGH mündete⁵, und das durch die durchgeführten Nachforschungen zu einer fast lückenlosen Klärung der Herkunft dieses Horoskops führte.⁶ In den Gerichtsakten des Deutschen BGH zum Baumhoroskop wird auch geklärt, dass die Grundlage des Horoskops, eine angeblich »in einem polnischen Kloster« durch eine Gewährsperson gefun-

3 Einzelne Publikationen anzuführen, erscheint angesichts der enormen Fülle ständig aktueller Erscheinungen wenig sinnvoll. Eine kurze Suche bei Amazon, wo sich vermutlich auch interessierte und kaufwillige Laien informieren werden, unter dem Stichwort »Kelten« gibt hier einen guten Einblick.

4 LG Hamburg v. 16.09.1988, 66 O 150/87.

5 BGH Karlsruhe v. 27.06.1991, I ZR 7/90 – »Keltisches Horoskop«.

6 Ein Kommentar zu diesem Konfliktfall und ähnlich gelagerten Fällen im esoterischen Literaturbetrieb findet sich bei Kudlich 2004.

dene und dann in deutscher Übersetzung an Mütsch-Engel übermittelte Handschrift⁷, eine reine Erfindung war. Vielmehr war die Grundlage des Horoskops eine (direkt oder indirekt) ins Deutsche übersetzte Fassung der »Horoscopes gaulois«⁸, welche die französische Journalistin Paula Delsol 1971 für die Modezeitschrift »Marie Claire« erfunden hatte, nebst ebenso erfundenen »arabischen«, »tibetischen«, »chinesischen« sowie anderen Horoskopen.⁹ Aus den Gerichtsakten geht außerdem hervor, dass Mütsch-Engel sich über die Natur der ihr zur Verfügung gestellten Unterlagen regelrecht getäuscht fühlte.

Festzuhalten ist also, dass die erste nachweisbare Quelle für das »keltische Baumhoroskop« tatsächlich Paula Delsol ist. In einigen Quellen wird – wenn auch unbestätigt – als Bindeglied zwischen dem französischen Originaltext und der deutschen Buchfassung auch tatsächlich ein polnisches Werk postuliert: ein zeitgenössischer Gartenkalender, der auf Delsols Werk basieren solle (z. B. Wallrath 1998). Dem unbenommen liegt der Ursprung des Werkes in der »Marie Claire« zweifelsfrei offen, doch allen Fakten zum Trotz kursieren in der ›Szene‹ nach wie vor stark abweichende Hypothesen zur Entstehung des Baumhoroskops.¹⁰

Auf Mütsch-Engel aufbauend, griffen zahlreiche Autorinnen und Autoren das Thema auf und publizierten ihre Versionen des ›keltischen Baumhoroskops‹. Zwei weitere Beispiele werden in Kapitel 3 näher untersucht.

Die Baumarten und daraus ableitbare Hinweise auf Delsols Epigonen

Publikationen zu ›keltischen Baumhoroskopen‹ beschreiben der Reihe nach Bäume, die bestimmten Zeitabschnitten¹¹ oder Tagen¹² zugeordnet werden. Sowohl die Auswahl der Bäume als auch die Zuordnung zu Abschnitten im Jahreslauf wird als prähistorisch überliefert dargestellt. Hierzu sollen vorerst einige botanische Überlegungen formuliert werden (s. auch Tab. 1 und Tab. 2).

Die Auswahl der in den Baumhoroskopen genannten ›Arten‹ stellt den/die LeserIn zunächst vor mehrere Probleme. Zum einen sind die meisten Bäume des ›keltischen Baumkreises‹ keine ›Arten‹, sondern Gattungen: *Die Eiche* (Gattung *Quercus*) gibt es nicht, ebenso wenig *die Birke* oder *die Weide*. Viele der in den beiden Tabellen gelisteten Gehölze umfassen mehrere Arten, die unterschiedliche Biotope besiedeln und in manchen Fällen auch unterschiedliche Phänologien (Aktivitäten im Jahresverlauf) zeigen und schon alleine dadurch aus den ihnen in den Horoskopen zugewiesenen Zeitfenstern fallen müssen. Die vermeintlich exakte Verbindung real existierender Pflanzenarten mit historischen Erwähnungen von Pflanzen bringt außerdem noch weitere Schwierigkeiten mit sich. Als Beispiel hierfür mag die Eberesche (*Sorbus*

7 BGH Karlsruhe v. 27.06.1991, 16.

8 BGH Karlsruhe v. 27.06.1991, 18.

9 Gesammelt publiziert in Delsol 1983; diese spätere Fassung der »Horoscopes gaulois« wird im vorliegenden Text zitiert.

10 Besonders eindrucksvoll etwa bei Reda 2000, 90.

11 Beispielsweise die Tanne den Zeiträumen 2.–11. Januar sowie 5.–14. Juli (Mütsch-Engel 1985, 53).

12 Beispielsweise der Ölbaum dem 23. September (Mütsch-Engel 1985, 35).

aucuparia) dienen, die in allen ›keltischen‹ Horoskopen genannt wird. Dieser Baum bringt als markanteste Merkmale gefiederte Blätter, weiße, übelriechende Blüten und orangerote Früchte hervor. Trotzdem ist diese Art in volkskundlichen, historischen und sprachgeschichtlichen Dokumenten von den nahe verwandten, aber beispielsweise in der Blattform und -farbe deutlich andersartigen Schwesterarten Mehlbeere (*Sorbus aria*), Elsbeere (*Sorbus torminalis*) und ihren unzähligen anderen, meist hybridogenen Schwestersippen rein aufgrund des Namens praktisch nicht abgrenzbar. Von einer Bedeutsamkeit der Gattung *Sorbus* in der europäischen Geschichte und wohl auch Prähistorie kann zwar durchaus ausgegangen werden, wie zahlreiche volkskundliche Quellen (Thiselton-Dyer 1889; Marzell 1926; 1931/1932; Watts 2007) und auch punktuelle archäologische Belege (Caneppele u. a. 2010; Kohler-Schneider u. a. 2015) vermuten lassen. Dennoch ist es speziell anhand schriftlicher Erwähnungen wie etwa der des Baumes *reynir* in der Snorri-Edda (Simrock 1876) oder des *rowan* in der britischen Volkskunde (Watts 2007) nicht statthaft, auf Belege der einen oder anderen Art der Gattung *Sorbus* zu schließen. Die AutorInnen der Baumhoroskope und anderer ›Zeugnisse‹ keltischer Baumverbundenheit bleiben dementsprechend auch jegliche Begründung oder Diskussion schuldig, ob und warum genau die eine oder andere Art gemeint sein soll. Auch in der seriösen volkskundlichen und historischen Literatur werden – freilich aus anderen Gründen – meist falsche Artzuweisungen als gegeben hingenommen, da Vergleichen von heutigem mit ›historischem Artenverständnis‹ meist irrige Annahmen zugrunde gelegt werden.¹³

Noch mehr Fragen stellen sich bei der Inklusion/Exklusion weiterer Arten und Gattungen von Bäumen und Sträuchern: Das immergrüne Stechlaub (*Ilex aquifolium*) spielt in vielen inselkeltischen Erzählungen eine gewichtige Rolle (Watts 2007), und seine Verehrung mag tatsächlich in die Urgeschichte zurückreichen, klare Belege dafür fehlen bislang jedoch.¹⁴ Ähnliches mag für den Stechginster [Gattung *Ulex*] (Griffin-Kremer 2014) oder auch für den sowohl im ›keltischen‹ als auch im ›germanischen‹ Raum wohl bedeutenden Schwarz-Holunder (*Sambucus nigra*) gelten (Heiss 2011). Beide kommen in den ›keltischen Baumhoroskopen‹ aber nicht vor. Schließlich mag man sich auch ob des Fehlens der Mistel (*Viscum album* i. w. S.) wundern, die doch als ›das‹ keltisch-druidische Gehölz gesehen wird (s. Kapitel 2, aber auch Heiss 2012). Zwar erwähnt Paula Delsol die Mistel in ihrer Urfassung des ›keltischen Baumhoroskops‹ als Beispiel für die »heilige Dreizahl« der Druiden¹⁵, schließt sie aber nicht ins Horoskop mit ein, ebenso wenig wie die späteren Horoskop-AutorInnen. Die symbolträchtige

13 Die heute in der Biologie angewandten Modelle, wie eine Art zu definieren ist, sind mit vorlinnéischen Vorstellungen schon grundsätzlich nicht vergleichbar. Und wo in historischen Dokumenten oft ein einziges Merkmal verwendet wird, um zwei Pflanzenindividuen als derselben Art zugehörig zu definieren, werden heute komplexe Merkmalskombinationen aus Morphologie, Anatomie, Genetik, Fortpflanzungs- und Entwicklungsbiologie, Inhaltsstoffen etc. genutzt, um Arten zu umgrenzen. Das häufig praktizierte ›Übersetzen‹ von Pflanzennamen aus historischen Dokumenten in wissenschaftliche Artnamen birgt deshalb zahlreiche Fallstricke. Vgl. dazu ausführlicher etwa Griffin-Kremer/Heiss 2014 sowie die Anmerkung in Heiss/Kohler-Schneider 2011, 46.

14 So werden beispielsweise auch die eisenzeitlichen Funde von Stechlaub-Holzkohle nahe Stonehenge als Reste von Brennholz interpretiert, vgl. Barnett 2008.

15 Wohl in völliger Unkenntnis über die Morphologie der Mistel, welche gegenständige, also paarweise angeordnete Blätter trägt, behauptet Delsol (1983, 9), die Blätter der Mistel wüchsen höchst symbolträchtig in Dreiergruppen (»groupes de trois«).

Eibe (*Taxus baccata*), die bei Delsol noch fehlt, ist in den deutschsprachigen Horoskopen hingegen ergänzt (Birkhan 2009, 584 ff.).

Sehr wohl enthalten ist im überwiegenden Großteil deutschsprachiger Baumhoroskope die Zeder (Gattung *Cedrus*), deren natürliche Verbreitungsgebiete in Nordafrika (*Cedrus atlantica*), Kleinasien (*C. libani*) und Zentralasien (*C. deodara*) liegen, keinesfalls jedoch in Mitteleuropa. In diesem Zusammenhang scheint erwähnenswert, dass im Baumhoroskop Delsols zur Zeder explizit steht: »Wundern Sie sich nicht, wenn Ihnen unter diesen [Bäumen des Horoskops, Anm. d. Aut.] bestimmte sehr häufige Arten nicht [Hervorh. d. Aut.] begegnen, wie die Platane, die Akazie¹⁶, die Rosskastanie oder die Zeder [Hervorh. d. Aut.], sie wurden in Gallien erst sehr viel später eingeführt« [Übers. d. Aut.]. Zwei der in Kapitel 3 analysierten deutschsprachigen AutorInnen bemühen sich dementsprechend, die Zeder als ›keltischen‹ Baum zu rechtfertigen, indem sie eine »Ausweitung der keltischen Kultur in den Mittelmeer-Raum« postulieren (Mütsch-Engel 1985, 18; ähnlich auch bei Vescoli 1995, 132). Bei Findling (2007, 175) wird die Problematik hingegen schlicht ignoriert.

Wie kam die Zeder jedoch überhaupt in die deutschsprachigen Baumhoroskope, wenn sie doch im französischen Original nicht vorkommt bzw. sogar dezidiert ausgeschlossen wird? Bei Delsol findet sich an Stelle der Zeder der Zürgelbaum (*Celtis australis*), ein besonders in submediterranen Klimaten häufig vorkommender kleiner Baum. Wie genau nun die ›Verwandlung‹ des Zürgelbaumes zur Zeder vor sich gegangen ist, ist derzeit nicht eindeutig zu ermitteln, dennoch soll der Versuch einer Klärung unternommen werden: Das Horoskop Delsols war, so die Gerichtsakten, ins Polnische übertragen worden¹⁷, und von dort – für Mütsch-Engels Buch – wieder ins Deutsche (Legler/Knaak in Mütsch-Engel 1985). Aufgrund ihrer großen Unterschiedlichkeit bieten zwar die Trivialnamen der beiden Bäume keinerlei Anlass zur Verwechslung (franz.: micocoulier – cèdre; poln.: wiązowiec – cedr; dt.: Zürgelbaum – Zeder), die wissenschaftlichen Gattungsnamen tun das unter bestimmten Voraussetzungen aber sehr wohl: Falls tatsächlich eine in Schreiberschrift von Hand verfasste¹⁸ Übersetzung von Delsols Horoskop Grundlage des deutschen Buches war, scheint durchaus plausibel, dass bei entsprechendem Schriftbild sehr leicht *Celtis* zu *Cedrus* wird ...

Diese Pflanzenverwandlung hat nun aber noch einen weiteren Vorteil in der Untersuchung der Entstehungsgeschichte der Baumhoroskope: Da sämtliche deutschsprachigen Baumhoroskope die Zeder enthalten, sind sie als Nachahmungen der ursprünglichen Übertragung Mütsch-Engels erkennbar, wie auch im Gerichtsverfahren verwendet. Freilich ist es letztlich unerheblich, ob das als ›keltisch‹ und ›althergebracht‹ verkaufte Horoskop nun von einer deutschsprachigen oder französischsprachigen Quelle des 20. Jahrhunderts kopiert worden ist – auch wenn dies einige Autoren als Anlass sehen, sich mit Austausch der Zeder durch den Delsol'schen Zürgelbaum den Nimbus eines »echten« Baumhoroskops zu geben (beispielsweise erörtert bei Wallrath 1998).

16 Gemeint ist wohl die in Nordamerika heimische Scheinakazie (*Robinia pseudoacacia*), die im 17. Jahrhundert nach Europa eingeführt wurde.

17 BGH Karlsruhe v. 27.06.1991, 20; vom beispielsweise in Wikipedia erwähnten polnischen Gartenkalender (http://de.wikipedia.org/wiki/Keltisches_Baumhoroskop) ist dort aber nirgends explizit die Rede.

18 Aber wohlgemerkt eben keine ›Handschrift‹ im historischen Sinn!

Die indirekten geistigen Väter: Graves und Frazer

Das Baumhoroskop in seiner derzeitigen Form ist nachweislich ein Produkt des späten 20. Jahrhunderts. Dennoch lassen sich neben antiken Quellen, die noch zu diskutieren sein werden, neuzeitliche und moderne Vorläufer als Ideenlieferanten und Grundlagen benennen, die intensiv zum heutigen Glauben an ein inniges Verhältnis der Kelten zu (bestimmten) Bäumen beitrugen.

Robert Graves (auch: Robert von Ranke-Graves) entwickelte in seinem im Jahr 1948 erstmals erschienenen Werk »Die weiße Göttin«¹⁹ (»*The White Goddess*«) ein Baumalphabet und nannte als Quelle »O'Flahertys *Ogygia*« (Graves 1985, 190). Gemeint ist Roderic O'Flaherty (1629–1718 od. 1716), ein irischer Historiker, der 1685 eine umfangreiche irische Geschichte unter dem Titel »*Ogygia*« publizierte. Darin widmete er sich unter anderem dem Ogham-Alphabet, wobei er behauptete, jeder Buchstabe sei nach einem Baum benannt. Diese Sichtweise stammte wiederum aus dem mittelalterlichen Text *Auraicept na n-Éces* (»*the scholars' primer*«), einer Schrift, die erstmals im 13. Jahrhundert aufgezeichnet wurde, in großen Teilen möglicherweise aber bis auf das 7. Jahrhundert zurückgeht (zur Datierung: Poppe 1996, 56); Graves (1985, 138) nennt diese Vorlage jedoch nicht. Allerdings spricht er einmal von »einem Barden-Brevier aus dem zehnten Jahrhundert«, in dem die Buchstabennamen des Ogham bereits veröffentlicht worden seien; vermutlich meint er dabei diese Quelle. Er gibt an, O'Flaherty würde Ogham als »echtes Überbleibsel des Druidentums« vorstellen, »das über die Jahrhunderte mündlich überliefert wurde« (ebd. 190), und nennt an anderer Stelle die mittelalterliche irische Schrift »*Book of Ballymote*« als Quelle von Informationen über Ogham (ebd. 129), nicht jedoch als Nachweis von Ogham als »Baumalphabet«.

In Graves' Baumalphabet, das nach den ersten drei Buchstaben »Beth-Luis-Nion« benannt ist, trägt jeder Buchstabe den Namen des Baums oder Strauchs, dessen Anfangsbuchstaben er bildet.²⁰ Graves nennt neben dem Baum-Ogham ein Schwein-Ogham, ein Burg-Ogham und ein Frucht-Ogham, wobei er als Quelle das »*Book of Ballymote*« und den von ihm oftmals genannten irischen Archäologen R. A. S. Macalister angibt (ebd. 234). Er ist jedoch überzeugt vom höheren Alter des Baum-Oghams und widerspricht hier Macalister, der »dem irischen Baum-Ogham kaum größere Bedeutung« beimessen würde. Er sieht sich außerstande, es als »spätmittelalterliche Erfindung abzutun« (ebd.). Graves geht ferner der Frage nach, woher die konkrete »Beth-Luis-Nion«-Reihe stamme und bemerkt, dass alle darin vorkommenden Bäume, abgesehen vom Wein, heimische (britische) Waldbäume seien (ebd. 235 f.). »Daß in der Reihe keine Obstbäume vorkommen, scheint mir anzudeuten, daß es in sehr frühen Zeiten aus einer dichtbewaldeten nördlichen Region eingeführt wurde, in der der Wein wild wuchs. Die einzige Region, die diese Bedingung erfüllt, ist, soweit ich weiß, der Landstrich des paphlagonischen Pontus an der südlichen Schwarzmeerküste« (Graves 1985,

19 Ranke hatte auf vielfältige Weise großen Einfluss auf das Neuheidentum. Die »Weiße Göttin« war beispielsweise für die Entwicklung von Wicca und sein zentrales Konzept der dreifaltigen Göttin (Maiden – Mother – Crone) wichtig – Hutton sieht darin Graves' wesentliches Geschenk an das moderne Hexentum (Hutton 1999, 194).

20 Beth – B – Birke, Luis – L – Eberesche, Nion – N – Esche, usw. mit Erle, Weide, Weißdorn, Eiche, Steineiche, Haselstrauch, Weinrebe, Efeu, Zwergholunder, Holunder (Konsonanten), sowie Silbertanne, Stechginster, Heidekraut, Weißpappel, Eibe (Vokale).

236).²¹ Den Gedanken verfolgt er dann nicht weiter, sondern kommt wieder zurück auf Macalister, der zwar nicht gelegnet habe, dass es sich bei Beth, Luis und Nion um Baumnamen handle, ihre Wahl aber nur auf den zufällig passenden Anfangsbuchstaben zurückführe. Dem stellt Graves die angebliche Tatsache gegenüber, »daß die Druiden für ihre heiligen Haine und ihren Baumkult berühmt« gewesen seien (ebd. 286 f.).

Graves schreibt weiters: »Mir fiel gleich auf, daß die Konsonanten einen Kalender der jahreszeitlichen Baum-Magie bilden und daß alle diese Bäume eine wichtige Rolle in der europäischen Folklore spielen« (ebd. 190 f.). Kontinuität postuliert er auch beim Druidentum allgemein, indem er schreibt: »Denn obgleich der Druidismus als organisierte Religion in Wales seit Jahrhunderten verschwunden war, lebten Relikte der druidischen Überlieferung in der traditionellen Minstrel-Dichtung und in den religiösen Volksbräuchen weiter« (ebd. 162). Damit zieht er für die druidischen Lehren allgemein und für »Baum-Magie« im Besonderen eine Traditionslinie nicht nur in die ferne Vergangenheit, sondern bis in die Gegenwart, indem er eine Art ›Nachnutzung‹ des Konzepts postuliert. Dieser Sichtweise sind zahlreiche AutorInnen, vor allem NeuheidInnen, gefolgt (Carr-Gomm 2004, 39-48; Findling 2007, 17–19; Hope 1987, 227).

Eine weitere wesentliche Quelle, welche die Verbindung von Druiden/Kelten und Bäumen bzw. Hainen in den Köpfen derer, die sich mit Vergangenheit aus vielfältigen Motiven heraus befassten, regelrecht verankerte, ist James George Frazer (1854–1841), ein schottischer Philologe und Ethnologe. Sein »Goldener Zweig« (erste Ausgabe 1890) war jahrzehntelang ein Bestseller und auf vielen Gebieten enorm einflussreich (Hutton 1999, 116). Für ihn ist die Verehrung von Bäumen »bei allen europäischen Familien indogermanischen Ursprungs einwandfrei bezeugt« (Frazer 1989, 160). Und weiter: »Bei den Kelten ist die Eichenverehrung der Druiden jedem geläufig, und ihr altes Wort für Heiligtum scheint dem Ursprung und der Bedeutung nach mit dem lateinischen Nēmus identisch zu sein, einem Hain oder einer Waldlichtung, die noch unter dem Namen Nemi weiterlebt« (ebd. 160 f.). Der Verehrung der Eiche widmet Frazer ein ganzes Kapitel. Sie, bzw. die Verehrung eines Eichengottes, sei »von allen Zweigen der arischen Völkerfamilie in Europa geteilt worden« (ebd. 232). Dazu gehörten auch die »barbarischen Arier«, wohnhaft in »ungeheuren Urwäldern«, und somit auch die »Kelten Galliens«, deren Druiden nichts heiliger gewesen sei als die Mispel [sic!] und die Eiche (ebd. 234). Ihre Gottesdienste hätten sie in Eichenhainen abgehalten, und bei keiner Zeremonie hätten Eichenblätter gefehlt. Frazer nennt als Quelle für die Behauptung, das ›keltische Sinnbild‹ für Zeus sei ein hoher Eichenbaum, »einen griechischen Schriftsteller«, ohne einen Namen preiszugeben. Abschließend bemerkt er, »der bloße Name der Druiden soll nach Meinung glaubwürdiger Kenner nichts anderes bedeuten als ›Eichenmänner‹« (ebd.).

Frazer nennt die Sitte des Maibaum-Aufstellens in seinem Kapitel »Überreste von Baumverehrung im modernen Europa« und zieht damit (und mit anderen Beispielen)

21 Dass die Wild-Rebe (*Vitis sylvestris*) entlang Europas Flussauen allgemein weit verbreitet ist (bzw. bis ins 19. Jahrhundert war, vgl. v. a. Arnold u. a. 1998), entkräftet Graves' Lokalisierungsversuch deutlich.

eine typische Traditionslinie. Sowohl Graves als auch Frazer sind Teil des heterogenen Ideen- und Weltbildgebäudes, aus dem unter anderem das Neuheidentum entstanden ist.²²

Überschneidungen und Unterschiede der modernen Baumhoroskope zu Graves

In Büchern zum ›Baumhoroskop‹ wird immer wieder der Konnex zum tatsächlichen Jahresrhythmus (die Phänologie) der Bäume hergestellt. Auch mit der Erkenntnis, dass die Baumhoroskope keinerlei ›keltischen‹ Hintergrund haben, sind solche Verweise – ähnlich wie die Artenauswahl – für die Rezeptionsgeschichte nicht unerheblich. Denn als wichtigste Quelle für das Baumhoroskop wird allgemein Graves' »The White Goddess« gesehen und explizit gemacht. Es stand nun die Frage im Raum, ob Graves' Baumalphabet tatsächlich vollinhaltlich für die Schöpfung des Baumhoroskopes Vorbild stand.

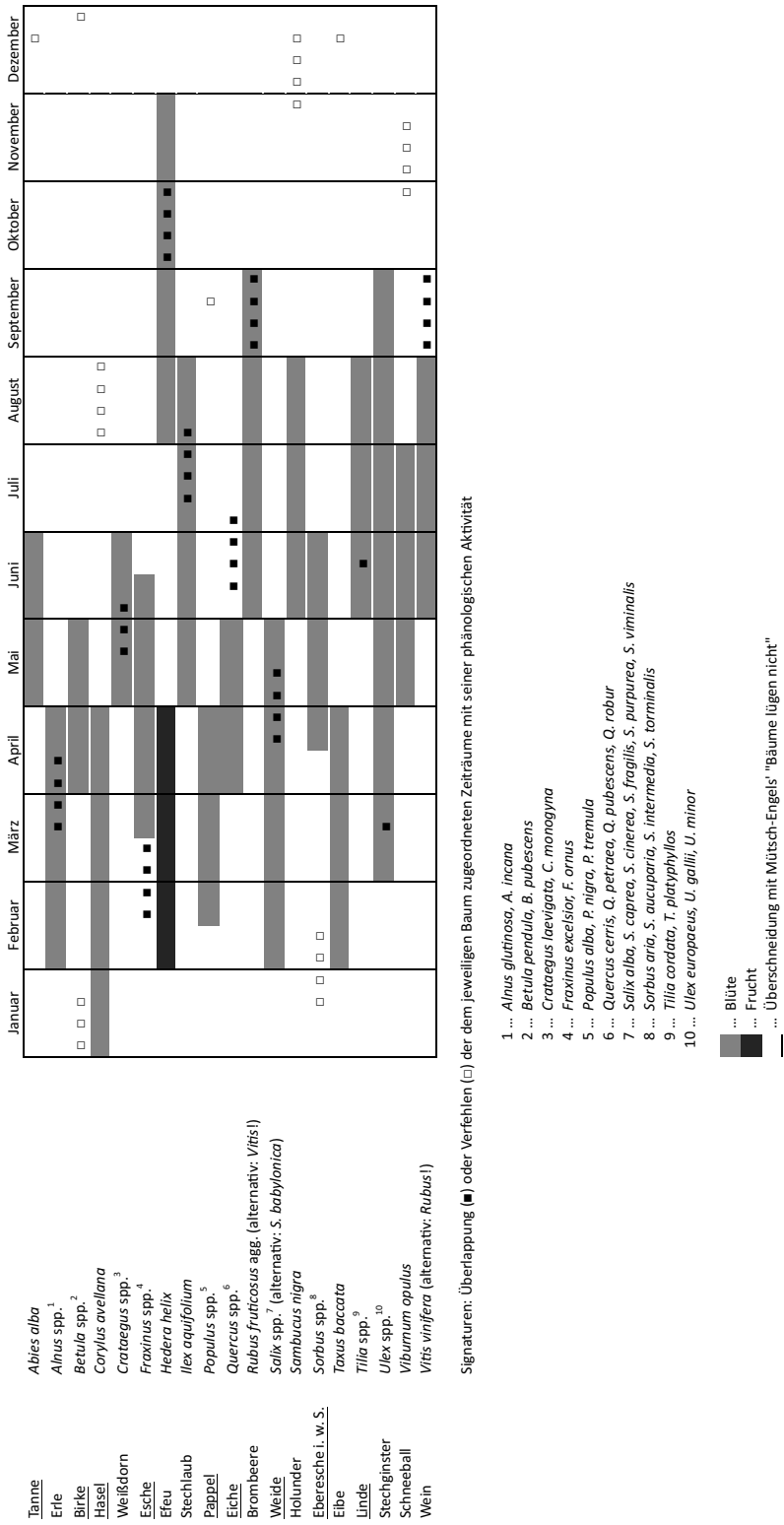
Um die Ähnlichkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten, wurden phänologische Daten zusammengestellt, für die atlantisch geprägten Britischen Inseln (Fitter/Peat 1994) und das kontinental geprägte Mitteleuropa (Fischer u. a. 2008) zusammengefasst und für die bei Graves (Tab. 1) und in den ›Baumhoroskopen‹ (Tab. 2) genannten Bäume aufgelistet. Die Phänologie ist aus Gründen der Übersichtlichkeit reduziert auf die Blühzeit, unter Weglassung der anderen drei wichtigen phänologischen Phasen Laubaustrieb, Fruchtreife und Blattfall. Der Laubaustrieb bei den sommergrünen heimischen Gehölzen erfolgt mehr oder weniger einheitlich von März bis Mai, die Fruchtbildung üblicherweise unmittelbar an die Blühperiode anschließend (außer beispielsweise beim Efeu). Der Blattfall laubwerfender Arten zieht sich üblicherweise von Oktober bis spätestens Dezember, bei Buche und Eiche findet dieser jedoch nur unvollständig statt.

Zunächst fällt beim Vergleich der beiden Tabellen auf, dass die Überlappungen mit neun gemeinsamen Pflanzen zwischen Graves' Werk (insgesamt 19 Gehölze) und den Baumhoroskopen (insgesamt 24) überraschend gering ausfallen. Der Blick auf die Phänologie bescheinigt Graves außerdem deutlich häufigere Übereinstimmungen der in seinem Baumalphabet genannten Gehölze mit ihrer tatsächlichen Blühperiode. Das könnte zum einen einer besseren Naturbeobachtung dieses Autors geschuldet sein, beruht zu einem Gutteil aber sicher auf der Tatsache, dass er sich im Gegensatz zu den Autoren der Baumhoroskope wohl nicht dem Zwang ausgesetzt sah, möglichst viele Bäume und möglichst viele Kalenderperioden (fast für jedes Gehölz zwei pro Jahr!) unterzubringen. Die fast durchgehend stringente Strategie der Baumhoroskope, für jeden Baum eine zweite Datumsperiode zu nennen (ganz im Unterschied zur einzelnen bei Graves), verringert aber auch die Übereinstimmungen mit tatsächlichen phänologischen Ereignissen wie der Blühperiode und lässt viele Kalenderperioden ohnehin in die vegetationslose Periode fallen.

Es erscheint aufgrund dieser großen Unterschiede als äußerst zweifelhaft, dass Graves' Baumalphabet als direkte Grundlage für das Baumhoroskop von Paula Delso

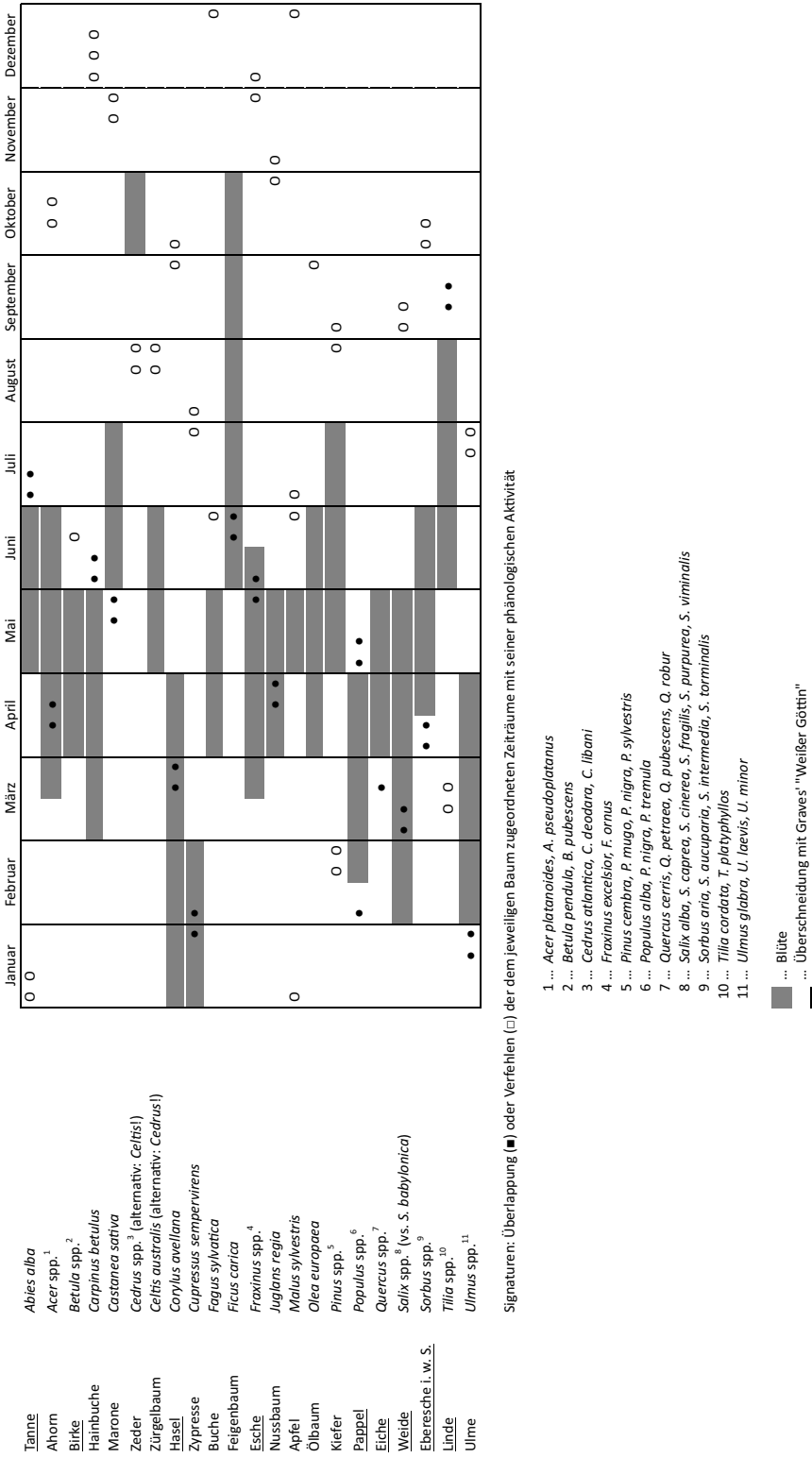
22 Siehe dazu besonders Huttons Analyse der Entstehung von Wicca in seinem »The Triumph of the Moon« (Hutton 1999).

Tab. 1: Die Bäume und ihre Horoskop-Zeiträume in Robert Graves' »Die Weiße Göttin« im Vergleich zu ihrer Phänologie im Jahresverlauf und mit den Baumhoroskopen nach Mütsch-Engel bzw. Delsol. Phänologien von Arten repräsentativ für Mitteleuropa (Fischer u. a. 2008) und die Britischen Inseln (Fitter/Peat 1994).



Signaturen: Überlappung (▨) oder Verfehlen (□) der dem jeweiligen Baum zugeordneten Zeiträume mit seiner phänologischen Aktivität

Tab. 2: Die Bäume und ihre Horoskop-Zeiträume in Mütch-Engels' »Bäume lügen nicht« im Vergleich zu ihrer Phänologie im Jahresverlauf und mit dem Baumkalender bei Graves. Phänologien von Arten repräsentativ für Mitteleuropa (Fischer u. a. 2008) und die Britischen Inseln (Fitter/Peat 1994).



Signaturen: Überlappung (■) oder Verfehlen (□) der dem jeweiligen Baum zugeordneten Zeiträume mit seiner phänologischen Aktivität

gedient hat.²³ Vielmehr ist zu vermuten, dass die Bezüge zur »Weißen Göttin« (und damit zu Graves) erst mit der deutschen Adaption des Baumhoroskops durch Mütsch-Engel Einzug ins Baumhoroskop hielten, wohl um das Buch durch eine ›belegte‹ und ›seriöse‹ Quelle argumentativ zu unterfüttern.

2. ›Kelten‹, ›Druiden‹ und Bäume

Keltenbegriff

Der Begriff ›Kelten‹ wird in jenen Büchern, die den ›keltischen Baumkalender‹ vorstellen, als Volksbezeichnung verwendet. Impliziert wird die Vorstellung einer Volksgruppe mit einheitlicher (materieller) Kultur, Sprache und religiöser Vorstellungswelt, oft gepaart mit der Idee einer gemeinsamen Herkunft. Diese Thematik wird nicht näher ausgeführt, sie steht keineswegs im Zentrum der Überlegungen, geht es doch nur um ein Teilphänomen angeblich einheitlicher ›keltischer‹ Kultur, die als Tatsache postuliert und nicht wissenschaftlich begründet hergeleitet oder hinterfragt wird. Die Beschreibung von ›Keltischem‹ in Büchern über den ›keltischen Baumkalender‹ entspricht, was diesen Aspekt angeht, weitgehend der Praxis zum ›keltischen‹ Neuheidentum (Leskovar 2012, 127 f.). Auch dort dient ein häufig nur implizites Benutzen und weniger explizites Erläutern eines Keltenbegriffes der Beweisführung hinsichtlich des angeblich hohen Alters der jeweils im Buch beschriebenen Thematik, sei es nun das ›keltische‹ Neuheidentum an sich, oder eben der ›keltische Baumkalender‹.

Die Verwendung von ›Kelten‹ als Volksbegriff ist jedoch keine Eigenart populärer oder esoterisch/neuheidnischer Publikationen. Auch innerhalb der Prähistorischen Archäologie wurde der Begriff lange Zeit unwidersprochen in dieser Weise verwendet und wird es auch jetzt noch immer, trotz zahlreicher seit den 1990er Jahren erschienener kritischer Beiträge.²⁴ Diese zielen mit ihrer Kritik am Versuch, archäologische Methoden der Beschreibung durch materielle Hinterlassenschaften definierter Kulturen zur (impliziten) Definition eines urgeschichtlichen Volkes zu nutzen, konkret vor allem auf die synonyme Verwendung von ›latènezeitlich‹ und ›keltisch‹.²⁵ Alle trugen zu der Erkenntnis bei, dass und wie sich die Verwendung des Begriffs ›Kelten‹ als Volksbegriff in den verschiedenen Wissenschaften etabliert hat, bis innerhalb der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie der »traditionelle Keltenbegriff« (Rieckhoff 2007, 24) im Sinne eines »der Völker Alteuropas« (Gebhard 1993, 2) gang und gäbe war. Naturgemäß illustriert(e) die Prähistorische Archäologie ›ihre Kelten‹ hauptsächlich anhand einschlägiger Fundgruppen und Fundstellen, griff und greift jedoch auch auf andere Quellen – antike Texte und Bilder, sowie sprach- und religionswissenschaftliche Fragestellungen und Ergebnisse – zurück, wodurch die Vermischung der unterschiedlichen Keltenbegriffe unterstützt wird.

23 Für eine direkte Stellungnahme war Frau Delsol leider auch auf wiederholte Nachfrage nicht zu erreichen.

24 Chapman 1992; Collis 2003; James 1999; Karl 2004; 2008; Pauli 1980; Rieckhoff 2007.

25 Zum Nachweis dieser Verwendung s. Leskovar 2012, 189–191.

Nicht nur die Verwendung als Volksbegriff verursacht die Problematik innerhalb der Wissenschaft(en). Der Keltenbegriff ist im Laufe seiner Verwendungsgeschichte auf wissenschaftlicher Ebene vielfältige Verbindungen eingegangen – es gibt keltische Münzen, keltische Sprachen, keltische materielle Kultur, keltische Gesellschaft, keltische Religion usw. –, doch werden diese ursprünglich teilweise durchaus nur für Einzelphänomene gedachten und verwendeten Verbindungen durch den immer gleichlautenden Keltenbegriff in der Vorstellungswelt von Forschern und Laien gleichermaßen wie Folien übereinandergelegt, so dass sich letztendlich ein Pseudo-Gesamtbild (= ein Volk, eine Kultur) ergibt, obwohl die ursprünglichen Einzelphänomene sich inhaltlich gar nicht in Deckung bringen lassen – dies schon allein deshalb nicht, weil die Verbindungen teilweise verschiedenen akademischen Fächern und damit Forschungstraditionen entspringen und damit gar nicht denselben Gegenstand meinen können. So deckt sich beispielsweise das geographische Gebiet, in dem die Linguistik keltische Sprachen gemäß ihrer üblichen Definition verwendet, nicht zwangsläufig mit der Ausbreitung latènezeitlicher Objekte, obwohl auch sie, diesmal allerdings von der Archäologie, ›keltisch‹ genannt werden. Alles, was in verschiedenen Fächern ›keltisch‹ bezeichnet wird, als Einzelausprägungen eines ursprünglich einheitlichen Volkes zu sehen, würde auch bedeuten, irisches Frühmittelalter mit der Hallstattzeit zu verknüpfen, was die Quellenlage nicht erlaubt. Das Problem ist also auch ein chronologisches. Vor allem ist es das Problem der Verwendung einer gleichlautenden Bezeichnung für zahlreiche verschiedene Inhalte. Gerade die Prähistorische Archäologie wäre in der glücklichen Lage, über eine gute Alternative zum Begriff ›keltisch‹ – ›latènezeitlich‹ – zu verfügen, und in der Tat wird er, der ein bestimmtes Materialspektrum und damit eine bestimmte Periode definiert, auch regelhaft verwendet. Ist man gezwungen, sich mit Journalisten über eine Ausgrabung zu unterhalten oder einen Beitrag für ein allgemeines Publikum zu verfassen, lockt aber offensichtlich regelhaft die Verwendung des scheinbar einfacheren, weil auch bekannteren Wortes ›keltisch‹.

›Druiden‹ und ›Heilige Haine‹

Mit ›keltisch‹ eng verbunden ist naturgemäß der Druidenbegriff. Auch hier kann auf eine lange und heterogene Rezeptionsgeschichte verwiesen werden. Ronald Hutton hat sich dieser Thematik in einigen umfassenden Werken angenommen (Hutton 2003; 2007; 2009). Bereits seit dem 16. Jahrhundert etablierten sich unterschiedlichste stereotype Vorstellungen von Druiden. Zur selben Zeit begann auch die (vorwissenschaftliche) Beschäftigung mit »den Kelten« (Collis 2003, 34–40) – die Entwicklung verlief also parallel bzw. eng verzahnt. Huttons Motivation zu dieser Analyse war sein Versuch, das Phänomen des ›keltischen‹ Neuheidentums – »Druidry« – und dessen verschiedene Herkunftsstränge zu beschreiben. Er arbeitete aus zeitgenössischen Texten vor allem des 18. bis 20. Jahrhunderts »patriotische«, »weise«, »grüne«, »dämonische« Druiden, also teilweise nebeneinander existierende Druidenbilder heraus und analysierte ihre jeweilige Bedeutung für den Zeitgeist der einzelnen Epochen seit dem 18. Jahrhundert, bzw. ihre Entstehung aus dem jeweiligen Zeitgeist, sowie auch ihr Verschwinden oder Aufgehen in aktuellen Vorstellungen. Für die vorliegende Diskussion zu Baumkalendern und

Ähnlichem sind vor allem seine »*green druids*« von Bedeutung, die sich laut Hutton als Figuren angeboten hätten, die ›edlen Wilden‹ in einer ursprünglichen und verherrlichten Natur in der eigenen Geschichte zu positionieren. Dazu hätten die Konzepte der beginnenden Romantik gepasst, nach der die Auffassung vertreten wurde, der wilden Natur würde eine Art Macht, Weisheit und numinose Göttlichkeit innewohnen (Hutton 2007, 81). Im 19. Jahrhundert, in dem die »grünen Druiden« in der Literatur keine bedeutende Rolle mehr gespielt hätten, sei die Vorstellung entstanden, Druiden hätten sich angesichts der Verfolgungen durch »heidnische« Römer und später Christen in die für sie ohnehin sehr bedeutende wilde Natur zurückgezogen und dort noch eine geraume Zeit überlebt (ebd. 91). Aus dieser Zeit stamme auch die Gleichsetzung von Druiden mit einer pantheistischen Religion sowie der Glaube an durch religiöse Handlungen der Druiden regelrecht mit Energie angereicherte heilige Orte in der Natur (ebd. 92).

Aus dem Umfeld der sogenannten »*fraternal druids*«, also früher Druidenorden, die seit 1772 in Großbritannien nachgewiesen sind, entstanden die heutigen neuheidnischen Druidenorden (ebd. 137–155), die wiederum ihren Teil zur Pflege des Glaubens an die ›keltische‹ Baumverbundenheit beitragen.

Die frühesten schriftlichen Hinweise auf ›Druiden‹ stammen aus dem 2. Jh. v. Chr., wenngleich die ersten Darstellungen ihrer Funktionen und sozialen Stellung erst bei Poseidonius auftauchen.²⁶ Dessen Angaben sind wiederum über Bemerkungen anderer Autoren – Diodor von Sizilien, Strabon, Timagenes –, die erst Ammianus Marcellinus zitiert, rekonstruierbar (Maier 2001, 154). Bei Diodor findet sich die Information, Druiden wären die dritte Gruppe neben Barden und Wahrsagern (Vaten). Er beschreibt sie als Theologen und Philosophen und jene, die Opfer vollziehen (ebd.). Auch Strabon nennt die drei Gruppen Druiden (Natur- und Moralphilosophen), Barden (Sänger und Dichter) und Vaten (Priester und Naturphilosophen). Ähnliches beschreibt auch Ammianus Marcellinus, der die druidische Lehre mit jener des Pythagoras in Verbindung bringt (ebd.). Cicero fügt den druidischen Aufgaben noch die Mantik mit Hilfe der Zeichendeutung hinzu, im Unterschied zu Caesar, der derlei Praktiken nicht erwähnt (ebd. 155). Caesar selbst wiederholt den Großteil der bisherigen Informationen zu den Druiden, fügt aber noch zahlreiche weitere Details hinzu, beispielsweise die Einschätzung, sie wären neben dem Adel die wichtigste Gruppe in der Gesellschaft gewesen (ebd.). Außerdem stammt von Caesar die oftmals zitierte lange Lehrzeit der Druiden von bis zu zwanzig Jahren (Caes. bell. Gall. 6, 14, 3). Wie auch in anderen Bereichen ist anzunehmen, dass Caesar bewusst von der Realität abweichende Darstellungen formulierte, um die Akkulturationsfähigkeit der Gallier (im Gegensatz zu den Germanen) herauszustreichen. Caesar machte aus den gallischen Druiden etwas, das seinen Lesern aufgrund der Ähnlichkeit mit den *pontifices* zumindest teilweise vertraut sein musste (Maier 2001, 157).

Auch Pomponius Mela griff Caesars Beschreibung auf: »Dennoch haben sie eine natürliche Redegabe und als Weisheitslehrer die Druiden. Diese geben an, die Größe und Gestalt der Erde und des Universums, die Bewegungen des Himmels und der Gestirne sowie den Willen der Götter zu kennen. Die Edelsten des Volkes unterweisen sie im

26 Maier 2001, 153 f.; Poseidonios FGrHist 87 F 116 = Diod. 5, 312–5; s. Hofeneder 2005, 147–152.

Verborgenen eine lange Zeit, nämlich zwanzig Jahre, und zwar in einer Höhle oder in abgelegenen Bergwäldern« (Pomponius Mela 3,18 f.; Maier 2001, 157). Maier argumentiert, dass Pomponius Mela mit dem Hinweis auf das Fehlen von Häusern und Tempeln den urtümlichen Charakter des gallischen Priesterwesens unterstreichen und weniger ein Bild von Druiden als Träger einer Gemeinlehre zeichnen wollte, die in Höhlen und Wäldern lehrten, um sich vor römischen Repressalien zu schützen (Maier 2001, 157 f.). Ähnlich argumentiert auch Hofeneder, was die schon in der Antike postulierte angeblich große Bedeutung ›Heiliger Haine‹ für die Druiden betrifft (Hofeneder 2015, 162 f.).

Die gedankliche Verbindung von Bäumen als Sinnbild für Natur schlechthin einerseits und Druiden als keltische Priester andererseits hat konkrete, teilweise alte (dennoch moderne, keineswegs prähistorische) Wurzeln. Wie schon oben kurz dargelegt, hat vor allem Hutton bei seiner Analyse der unterschiedlichen stereotypen Druidenbilder auch die »*green druids*« herausgearbeitet, denen ein besonderes Naheverhältnis zur Natur eigen gewesen sei. Letztlich haben alle diese Darstellungen ihren Ursprung in einer spezifischen Deutung der antiken Schriftquellen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass auch die Autoren dieser Texte in ihrem eigenen Weltbild verankert waren, zu dem gewisse Vorurteile gegenüber Barbaren gehörten. Es ist also nicht unbedingt mit einer sachlichen Darstellung konkreter kultischer Praktiken zu rechnen (ebd. 154).

Wesentlich für die Diskussion um keltische ›Heilige Haine‹ ist der Begriff *nemeton*. »Dieses auf urkeltisch **nemeto-* zurückgehende Substantiv ist mit griech. νῆμος ›Wald‹ und lat. *nemus* ›Wald‹, ›heiliger Hain‹ verwandt und findet in den vernakulären keltischen Sprachen seine unmittelbaren Fortsetzer« (ebd.). Davon abgeleitet existieren zahlreiche antike Belege für Orts-, Völker-, Personen- und Götternamen. Hofeneder kritisiert die gängige Praxis, nach der üblicherweise von einer ursprünglichen Bedeutung von *nemeton* als ›Heiliger Hain‹ ausgegangen wird, das in weiterer Folge auf auch architektonisch ausgestaltete ›Heiligtümer‹ und ›Tempel‹ übertragen worden wäre. Dementsprechend würden häufig sämtliche Ortsbezeichnungen, die das Wort *nemeton* enthalten, vorschnell als Belege für die Existenz von ›Heiligen Hainen‹ gewertet. In Einzelfällen könne das zutreffen, doch sei es weder beweis- noch verallgemeinerbar.²⁷

Bedeutsam für die Entstehung des Topos vom druidischen ›Heiligen Hain‹ sind einige wenige antike Schriftquellen. An erster Stelle steht der Bericht des Tacitus über den Angriff des römischen Statthalters C. Suetonius Paullinus auf die Insel *Mona* (heutiges Anglesey): »Die Haine, die den Riten eines grausamen Aberglaubens geweiht waren, wurden umgehauen: Denn mit dem Blut von Gefangenen die Altäre zu besprennen und die Götter mittels menschlicher Eingeweide zu befragen, hielten sie für eine heilige Pflicht« (Tac. ann. 14, 30, 1–3). Hofeneder sieht darin durchaus einen Beleg für die Existenz ›Heiliger Haine‹ auf Anglesey, in denen Kriegsgefangene geopfert und ihre Eingeweide für mantische Zwecke genutzt wurden (Hofeneder 2015, 158). Trotzdem habe Tacitus damit sicherlich auch seine Leserschaft schockieren wollen. Als weiteres Beispiel mit dieser Intention lässt sich eine Stelle bei Cassius Dio werten, die sich den grausamen Folterungen gefangener Römerinnen durch die von Boudica geführten

27 Hofeneder nennt als Beispiel für die Problematik der *nemeton*-Diskussion Caesar, der das jährliche Druidentreffen bei den Carnuten beschreibt (Caes. bell. Gall. 6, 13, 10). Erst in der modernen Vorstellung wurde daraus ein Treffen im Carnuten-Wald (Hofeneder 2015, 156).

Britannier widmet (Cass. Dio 62, 7, 2–3; Hofeneder 2015, 158). Hier wird als ein Ort des Geschehens der »Hain der *Andate*« genannt.

Einige weitere Stellen sind in diesem Zusammenhang diskussionswürdig. Beispielsweise bezeichnete Strabon (Strab. Geogr. 12, 5,1) den Versammlungsort der Galater in Kleinasien als »Eichenheiligtum« (Drynemeton).²⁸ Die Lokalisierung dieses Ortes ist versucht worden, führte jedoch zu keinem abgesicherten Ergebnis. Zur Frage der religiösen Funktion trägt Strabon selbst nichts bei. Durch die Verwendung des Begriffs »Nemeton« ist eine solche eventuell impliziert (Hofeneder 2008, 243 f.). Wie es jedoch genau ausgesehen hat muss offen bleiben (ebd. 244).

Eine kurze Stelle bei Martial (Mart. 4, 55, 23 f.) erwähnt einen ›Heiligen Hain‹ von Steineichen bei den Keltiberern. Im Zuge der Besprechung dieses Hinweises spricht Hofeneder allgemein von der großen Bedeutung der Eiche »in der keltischen Religion« und bezieht sich dabei auf Plinius, die soeben erwähnte Strabon-Stelle sowie auf die Möglichkeit, den Druidennamen als »die Eichenkundigen« zu deuten (Hofeneder 2008, 436).

Fünf jüngere Textstellen²⁹, die von der Forschung häufig mit dem ›keltischen Eichenkult‹ (wenn auch nicht unbedingt mit Hainen) in Verbindung gebracht werden, sind nur mit großen Vorbehalten verwendbare Belege für eine Eichenverehrung bei den Kelten (Hofeneder 2010, 283).

Der Topos der großen Naturverbundenheit der Kelten und somit der Druiden hängt also eng mit der Vorstellung der Existenz ›Heiliger Haine‹ zusammen. Hofeneder (2015, 162) hält es jedoch für möglich, dass es sich bei der Verbindung von Druiden mit Wäldern um ein literarisches Konstrukt handelt, da sie erst in Quellen ab dem 1. Jh. n. Chr. bezeugt ist.

Das Bild des naturverbundenen Kelten und Bäume verehrenden Druiden ist in der Öffentlichkeit stark verankert (Hofeneder 2015, 153; Patzer 2010). Miraculix samt Bart, Tracht und goldener Sichel hat das Bild nachhaltig geprägt – doch ist er keineswegs eine Erfindung der Asterix-Väter. Die Vorstellung, Druiden seien regelrecht auf Bäume fixiert, führt (unter anderem) auch zur keltisch-neuheidnischen Gepflogenheit, neo-druidische Rituale vorzugsweise im Freien abzuhalten sowie zur allgemeinen großen Naturverbundenheit und einer idealisierenden ökologischen Weltsicht im (nicht nur ›keltischen‹) Neuheidentum. Naturverbundenheit lässt sich jedoch sicherlich nicht als typisch ›keltische‹ Qualität bezeichnen. Außerdem liegen durchaus beeindruckende Befunde befestigter ›keltischer‹ Heiligtümer und ganzer Tempelbezirke vor³⁰, die die neuheidnisch geprägte Sicht mit fast ausschließlichem Fokus auf Naturheiligtümer und ›Heilige Haine‹ als zumindest stark übertrieben erscheinen lässt. Es bleibt auch hier die Empfehlung, dass aufgrund (oder trotz) der literarischen Überlieferung von der üblichen Vorstellung druidischer ›Heiliger Haine‹ wohl besser abzusehen ist (Hofeneder 2015, 165).

28 Hofeneder 2008, 242 f.; siehe auch zur Forschungsgeschichte zur Deutung der Vorsilbe *dru-.

29 Maximos von Tyros (λόγοι 2 [8],8), Commenta Bernensia (ad Lucan. 1,451), Claudius Claudianus (de consulate Stilichonis 1,228–231), Querolos sive Auluaria (1, 2=p. 17,6–22 Ranstrand), Corpus Glossariorum Latinorum (CGL V p. 633,68 Goetz).

30 Beispielsweise Puy-de-Dôme (Brunaux u. a. 1980), Ribemont-sur-Ancre (Cadoux 1982), Corent (Poux u. a. 2004), Roseldorf (Holzer 2009).

Die Naturverbundenheit der ›baumliebenden Kelten‹ vor dem Hintergrund vegetationsgeschichtlicher Daten

Der Topos der baumliebenden und zutiefst naturverbundenen Kelten liegt sowohl Graves' »White Goddess« als auch den Baumhoroskopen zugrunde und ist spätestens seit dem Auftreten der Keltomanie des 18. und 19. Jahrhunderts durchgehend zu verfolgen. Die Entwicklung dieser romantisch verklärten Vorstellung als Ergebnis von Naturzerstörung und ›Über-Urbanisierung‹ im Zuge der Industriellen Revolution wurde vielfach dokumentiert.³¹ Es stellt sich die Frage, ob es konkrete Fakten gibt, die diese Vorstellung über die Prähistorie untermauern könnten. Als unmittelbare Quelle dienen hierzu vegetationsgeschichtliche Daten aus Mooren und Seesedimenten: Die wechselnden Konzentrationen und Mengenverhältnisse der in diese Schichten eingelagerten Pollenkörner verschiedener Pflanzen geben Aufschluss über Veränderungen in der Vegetationsdecke ihrer näheren oder auch weiteren Umgebung – durch Klimaveränderungen, und auch durch menschliche Eingriffe. Weitere dieser sogenannten Mikrofossilien – beispielsweise mikroskopisch kleine Holzkohlenfragmente, die von Brandereignissen herrühren, oder Sporen von Dung bewohnenden Pilzen – verbreitern die Datenbasis zu Vegetations- und Siedlungsgeschichte (Seppä 2007).

Beobachtet man nun die vegetationsgeschichtlichen Daten aus dem ›Keltengebiet‹ (West- und Mitteleuropa) zur ›Keltenzeit‹ (Latènezeit), ergibt sich ein Bild, das ganz und gar nicht in die romantisch verklärte Vorstellung ›keltischer Naturverbundenheit‹ passen will: Während der Hallstatt- und der Latènezeit finden sich üblicherweise deutlich beobachtbare Rückgänge der Baumpollen (im Flachland allen voran der Eiche) bei gleichzeitiger Zunahme von Gräsern und Holzkohlepartikeln. Dies liefert eindeutige Hinweise auf massive (Brand-)Rodungen und die Ausdehnung landwirtschaftlich genutzter Flächen auf Kosten der Wälder. Zwar muss diese deutlich verstärkte Landnahme nicht mit grundsätzlichen religiösen Vorstellungen der Eisenzeit in Konflikt stehen, passt jedoch nicht zur modernen Idee des in allen Bereichen des Lebens naturverbundenen Kelten.³²

Die Druiden, die Eiche und die Mistel

Plinius der Ältere schreibt im Jahr 77 n. Chr. in seiner *naturalis historia*: »Denn nichts halten die Druiden – so nennen sie ihre Magier – für heiliger als die Mistel und den Baum, auf dem sie wächst, sofern es nur eine Eiche (*robur*) ist« (Plin. nat. 16, 249–251).

Was Plinius über die Mistel schreibt, ist aus mehrfacher Sicht höchst fehlerhaft.³³ Seine Sichtweise der Druiden ist offensichtlich tendenziös, was sich auch in der Verwendung des Begriffs *magi* als Beschreibung zeigt: Darunter versteht er in anderen

31 Exemplarisch: Rieckhoff 2001, 13; Fries-Knoblach 2002, 201; Rieckhoff 2007; Leskovar 2010.

32 Als punktuelle, willkürlich ausgewählte Beispiele für Fundstellen aus Mitteleuropa, an denen diese eisenzeitlichen Eingriffe in den Wald nachgewiesen wurden, mögen dienen: Wegmüller 1976; Drescher-Schneider/Wick 2001; Oeggl 2004; Pokorný/Kaplan 2004; Boenke u.a. 2006; Heiss u.a. 2005; Tinner u.a. 2005; Argant u.a. 2006; Rösch u.a. 2008; Fischer u.a. 2010; Heiss/Drescher-Schneider 2012.

33 Hofeneder 2007, 309 mit Nachweisen aus der botanischen Literatur.

Zusammenhängen nämlich keine angesehenen, gelehrten Männer, sondern »recht unterschiedslos jeden Praktikanten eines Aberglaubens« (Hofeneder 2007, 310). Es stellt sich die Frage, aus welcher Quelle seine Angaben zum Umgang der Druiden mit der Mistel stammen – aus eigener Anschauung, was ein Beleg für dieses Phänomen im 1. Jh. n. Chr. wäre, oder über Vermittlung anderer Schriftsteller, wodurch sich eventuell eine ältere chronologische Zuordnung ergäbe. Hofeneder hält die Möglichkeit, es würden persönliche Beobachtungen des Plinius zugrunde liegen, für unwahrscheinlich (ebd. 312). Dementsprechend nimmt er eine ältere schriftliche Quelle an, wobei er sich hier zwar für eine griechische ausspricht, Poseidonius als den üblicherweise genannten Urheber aller Aussagen zu den Kelten jedoch in diesem Fall zurückweist (ebd. 313). Ob Plinius sich direkt auf einen griechischen Autor bezog, oder die Inhalte über Vermittlung eines anderen lateinischen Schriftstellers übernahm, lässt sich nicht mehr klären, weswegen auch unklar bleiben muss, wann dieses angebliche druidische Ritual erstmals beschrieben wurde (ebd. 314).

Außerdem bleibt Plinius der einzige Autor seiner Zeit, der die Mistel mit den Galliern bzw. Kelten in Verbindung bringt. Und seine Beschreibung wirft auch seit langem wiederholt die Frage auf, ob hier anstatt von der Weiß-Mistel (*Viscum album* i. w. S.) nicht viel eher von der Eichenmistel (*Loranthus europaeus*) die Rede war: Denn *Viscum* kommt auf Eichen nur äußerst selten vor, während *Loranthus* fast ausschließlich auf Eichen parasitiert (siehe etwa Fischer u. a. 2008). Dies wird umso wahrscheinlicher, als Plinius an anderer Stelle seiner Naturgeschichte, wo er die Heilwirkungen der Mistel beschreibt, wiederum eben die auf Eichen wachsende als am wirksamsten nennt, deren Beeren »außen gelb, innen lauchfarbig«³⁴ seien – was eindeutig auf die Eichenmistel zutrifft.³⁵ Nun ergibt sich aber ein weiteres Dilemma: Die vor allem südosteuropäisch verbreitete Eichenmistel kommt zumindest heute nicht westlich des pannonischen Raums bzw. Italiens vor (Tutin u. a. 1964–1983), ist also auf Regionen beschränkt, die von den ›Kelten‹³⁶ erst sehr spät besiedelt wurden, und kam definitiv auch im ersten nachchristlichen Jahrhundert nicht in Gallien vor.

Die meisten ›Kelten‹ konnten diese Pflanze, die Eichenmistel, also gar nicht kennen. Dieser Widerspruch hat in der botanischen wie archäologisch-historischen Literatur immer wieder für Diskussionen gesorgt und zu unterschiedlichen Erklärungsversuchen motiviert (etwa Zuccarini 1833 oder auch Hofeneder 2007). Häufig wird angemerkt, es bestünde kein Widerspruch zwischen Plinius' Überlieferung und dem Vorkommen der Mistel (also *Viscum*), da sie in sehr seltenen Fällen doch auf Eichen parasitiere und somit aufgrund dieser Seltenheit einen Sonderstatus bei den druidischen Riten erlangt habe (Hofeneder 2007). Die Glaubwürdigkeit der Plinius zur Verfügung stehenden Textquelle selbst wird dabei kaum je in Zweifel gezogen. Auch die Beschreibung der

34 Übers. d. Aut. aus: von Jan 1857–1892, lib. XXIV, cap. vi.

35 Zuccarini (1833) bringt den Einwand vor, Plinius habe eindeutig zwischen laubwerfenden und immergrünen Misteln unterschieden, womit er folglich auch eine eindeutige Unterscheidung zwischen *Loranthus* (laubwerfend) und *Viscum* (immergrün) vorgenommen habe. Aufgrund seiner völlig willkürlich vorgenommenen Zuordnungen von Wirtsbaum, Wuchsregion und Blattfall sind Plinius' drei Mistel-›Arten‹ (*viscum*, *stelis*, *hyphear*) jedoch keinesfalls eindeutig mit einer bestimmten der beiden Gattungen *Viscum* oder *Loranthus* in Einklang zu bringen.

36 ›Kelten‹ meint hier den populären Überbegriff, gewissermaßen die Summe aller Regionen, für deren Einwohnerschaft bereits der Begriff ›Kelten‹ bemüht wurde, ohne dass wir dem zwangsläufig in allen Fällen zustimmen würden.

Gestalt und medizinischen Wirkung der Mistelbeeren dürfte Plinius aus griechischen bzw. griechisch-römischen Quellen entnommen haben. Zumindest findet sie sich auch bei Plinius' Zeitgenossen Dioskurides (Berendes 1902, 325 f.). Und im östlichen Mittelmeerraum findet man tatsächlich Eichenmisteln zu Genüge – zumindest rezent (exemplarisch s. Davis 1982, 101 f.; Zebec/Idžojtić 2006, Kumbasli u. a. 2011): denn archäologische Belege von Eichenmisteln sind bislang noch aus keiner Region erbracht worden.

Wenn wir bei der archäologischen Datenlage zur Mistel in der Eisenzeit bleiben, sind direkte Nachweise rar.³⁷ Bezüge zu einem Mistelkult der Kelten sind nur mit Mühe herzustellen, und in vielen Fällen wohl auch wissenschaftlich nicht haltbar. Zumindest die ›Blattkronen‹ keltischer Statuen, etwa derjenigen vom Glauberg oder aus Heidelberg, werden von manchen als mistelblattförmig interpretiert.³⁸ Von der hallstattzeitlichen Fundstelle »Tureau de l'Abîme« bei Uxeau (Bourgogne) wird berichtet (Meyer 2012, 93–103), dass in einem möglichen »Druidengrab« eine große Menge Mistelpollen geborgen worden sei. Deren implizierte verkohlte oder zumindest durch Hitze beeinflusste Erhaltungsform ist sehr ungewöhnlich³⁹, und auch die angegebene hohe Konzentration von über 90% in einer Schicht wirft Fragen auf⁴⁰ – eine Auseinandersetzung der Fachwelt mit den bislang nur in Vorberichten vorliegenden Originalanalysen (Cummings/Albert 1995; Cummings u. a. 2005) steht bislang noch aus. In der jünger-eisenzeitlichen Siedlung bei Vladař (Záhořice, Tschechien) hingegen fand man zwar eindeutig Holzreste der Mistel, hier ergaben sich aber keinerlei Hinweise auf etwaige rituelle Verwendung (Boenke u. a. 2006). Der »Lindow Man« schließlich, eine Moorleiche aus der späten Eisenzeit Englands, bietet sowohl einen vermutlich plausiblen kultischen Kontext (er war wohl rituell hingerichtet worden) als auch Funde von Mistel in seinem Verdauungstrakt. Allerdings handelt es sich dabei um gerade einmal vier Pollenkörner – viel zu wenige, um etwaige Schlüsse auf eine entsprechende ›Henkersmahlzeit‹ oder Ähnliches zu ziehen (Scaife 1986, 131 f.).

All die Ungereimtheiten bei Plinius, im Lichte der überwiegend ›unkultischen‹ Mistelbelege gesehen, lassen nach wie vor befürchten, dass Plinius viele der lebhaften Details seiner Berichte über den Mistelkult der Gallier entweder frei erfunden oder willkürlich aus anderen Elementen zusammengefügt und den Druiden zugeschrieben haben könnte (Zibulski 2005/2006). Plinius verursachte mit seiner Beschreibung eine weitere intensive Diskussion, die noch nicht abgeschlossen sein dürfte. Ein wesentlicher Faktor, der zur Verknüpfung von Kelten/Druiden und Bäumen geführt hat, ist die mutmaßliche Ableitung des Druidennamens von der Eiche, die auf Plinius zurückgeht. Es handelt sich jedoch um eine typische antike Volksetymologie, die auf der Ähnlichkeit der beiden (griechischen) Wörter beruht und aus moderner Sicht fragwürdig erscheint (Hofeneder 2007, 317). Dennoch präferiert auch die moderne Sprachwissenschaft die Deutung des urkeltischen Wortes **dru-uid-*, von dem »Druiden« abzuleiten ist, als »die Eichenkundigen« (gegenüber »die sehr Weisen«) (Hofeneder 2007, 318).

37 Das Folgende teilw. übernommen aus Heiss (2012).

38 Vgl. etwa Aldhouse-Green 2004, 222 ff.

39 Pollen bleibt im Allgemeinen nicht verkohlt erhalten; vgl. Seppä 2007.

40 Nicht zuletzt aufgrund der geringen Pollenproduktion der insektenblütigen Mistel ist es sehr schwierig, derartige Summen zu erklären; vgl. Kay 1986 sowie Bielowski 2012.

3. Der ›keltische Baumkalender‹ in der einschlägigen Literatur

Zahlreiche Publikationen zum ›keltischen Baumkalender‹ bzw. -horoskop existieren auf dem Büchermarkt. Drei Bücher wurden ausgewählt, um exemplarisch die typische Art und Weise der Argumentation und Arbeitsweise beim Versuch, das hohe Alter des ›keltischen Baumkalenders‹ zu belegen, darstellen zu können. Besonderes Augenmerk wurde dabei auf Inhalte gelegt, die von den AutorInnen der Baumkalender-Bücher als historische Belege unterschiedlicher Art, allgemein oder zu bestimmten Bäumen, genannt werden.

Annemarie Mütsch-Engel (Hrsg.), Bäume lügen nicht. Das keltische Baumhoroskop (München 1985).

Nach unserem Kenntnisstand handelt es sich bei Mütsch-Engels Buch um die erste Präsentation des ›keltischen Baumkreises‹ im deutschsprachigen Raum. Mit diesem Werk fand der Mythos der polnischen Herkunft des Kalenders seinen Eingang in die Diskussion um den Baumkreis. Dementsprechend wundert es nicht, dass »Bäume lügen nicht« als »aus dem Polnischen übersetzt« bezeichnet wird.

Im Vorwort spricht Winfried Bartnick von den Horoskopen unterschiedlicher Kulturen und meint: »Daß die Kelten kein Horoskop gehabt hätten, wäre unlogisch und inkonsequent. Bisher überliefert von ihnen ist lediglich der ›13-Segment-Rhythmus‹, der analog den Mondzyklen bzw. der westlichen Sternzeichen 12 Bäume dem Jahr zuordnet nebst dem zusätzlichen Baum, der die ›Rauhnächte‹, die Zeit zwischen den Jahren regiert. (Francia) Hier liegt uns nun – aus dem Polnischen tradiert – das keltische Baumhoroskop vor, von 21 Bäumen regiert« (Bartnick in Mütsch-Engel 1985, 5). Dem folgt keinerlei Erklärung, was es mit der Tradierung aus dem Polnischen im Detail auf sich hat. Vielmehr kehrt der Autor wieder zum ›Keltischen‹ zurück: »Daß die Kelten die Bäume verehrten ist bekannt, daß in den Bäumen auch keltische Gottheiten ›wohnten‹ auch. So ist ein Baumhoroskop nur logisch« (Bartnick in Mütsch-Engel 1985, 5).

Der Abschnitt »Das ganze Wesen des Baumes« stammt von Hauptautorin Annemarie Mütsch-Engel. Darin beschreibt sie die große Bedeutung von Bäumen und Wäldern für zahlreiche Kulturen und in deren Mythen, sowie den Weltenbaum der germanischen Mythologie (Mütsch-Engel 1985, 14 f.). Auch sie greift den Bezug zu Polen auf, allerdings ähnlich vage: »Dieses Baumhoroskop stammt aus Polen und ist keltischen Ursprungs; es wurde mündlich überliefert und dabei im Laufe der Zeit natürlich verändert« (ebd. 16). Im Anschluss beschreibt sie ihre Sicht der keltischen Kultur, die zwischen 500 und 200 v. Chr. ihre Hochblüte in Mitteleuropa gehabt habe, von wo es zur Ausbreitung nach Süden, Westen und Osten gekommen sei. Irland und Schottland werden als jene Regionen genannt, von denen die meisten keltischen Überlieferungen stammten, worauf der obligatorische Hinweis auf die dort noch vorhandenen Sprachen folgt (ebd.). Als Quellen nennt Mütsch-Engel antike Texte, archäologische Quellen und »mündliche Überlieferungen« (ebd.). Bei der Beschreibung der Gottheiten nennt Mütsch-Engel auch »eine große weibliche Gottheit«, die »in drei Gestalten auftrat: Als Jungfrau, als Mutter, als Tod« (ebd.). Es handelt sich zweifellos um Graves' dreifache

Göttin, die auch in vielen neuheidnischen Strömungen, vor allem in Wicca, stark rezipiert wurde (Hutton 1999, 194).

Druiden werden von Mütsch-Engel als Gelehrte dargestellt, die ihr Wissen »im Einklang mit der Natur« und »bevorzugt im Wald« erwarben. In diesem Zusammenhang erwähnt sie auch die Anlage »Heiliger Haine«, sowie die angebliche druidische Sitte, in weißem Gewand mit goldenen Sichel Misteln von besonderen Eichen zu schneiden und mit einem weißen Tuch aufzufangen (Mütsch-Engel 1985, 17), wobei keinerlei Quellenangaben gemacht werden.

Mütsch-Engel bietet daraufhin einen diachronen Überblick, der zuerst von einem Übergang der »keltischen« in die »germanische« Kultur gekennzeichnet gewesen sei, was aber zu keinem »großen Bruch in den religiösen Vorstellungen und Riten« geführt habe, da sich beide Kulturen zu ähnlich gewesen seien (ebd.). Dementsprechend hätte es weiterhin Naturverehrung sowie Quellen- und Baumkulte gegeben. Der vermeintliche Schwenk ins Negative wird – ein üblicher Vorwurf in dieser Art Literatur – dem Christentum angelastet: »Erst mit der Christianisierung wurde die Natur entseelt« (ebd.). Doch mit dem Hinweis auf die Unzerstörbarkeit »heidnischer Mythen« und ein Fortleben »in Volkswissen und -bräuchen« erweist Mütsch-Engel sich als Anhängerin der Kontinuitätstheorie heidnischer Vorstellungen während der christlichen Jahrhunderte. In der Romantik sei es schließlich zu einer Rückbesinnung auf »Kulturgut keltisch-germanischen Ursprungs« gekommen. Ebenso zeige sich »auch in dem Baumhoroskop [...] die Rückbesinnung auf überliefertes Volksgut« (ebd. 18). Damit ist der Bogen in unsere Zeit gespannt.

Mütsch-Engel widmet sich in einem Satz der Problematik von Bäumen im Baumkreis, die nicht nördlich der Alpen, also im traditionellen »Keltengebiet« wachsen – dies würde sich durch »die Ausweitung der keltischen Kultur in den Mittelmeer-Raum« erklären (ebd.).

Der Großteil des Buches ist der Vorstellung der einzelnen Bäume gewidmet, wozu von der Autorin an überraschend wenigen Stellen ein gewisser Vergangenheitsbezug hergestellt wird. Zu jedem Baum gehört außerdem eine genaue Darstellung der menschlichen Eigenschaften jener Personen, die nach Maßgabe des Baumhoroskops der jeweilige Baum »sind«.

Die Eiche macht den Anfang und wird als bedeutend für sehr viele Kulturen bezeichnet. Gallier und Germanen hätten heilige Eichenhaine gepflegt, wobei unter dem jeweils größten Baum die Opfer vollzogen worden seien (ebd. 20). Für die Kelten sei die Eiche »der königliche Baum« gewesen, und auch der Druidenname wird von der Eiche abgeleitet (ebd. 21). Hier findet sich nun der erste Hinweis auf das auch von Mütsch-Engel verwendete Baualphabet von Graves (Eiche an siebter Stelle seines Alphabets). Den Ölbaum hätten bereits »die antiken Völker« verehrt, und Athene sei er heilig gewesen (ebd. 32). Die Zypresse als »magischer Baum« des Altertums wird als dem römischen Gott Pluto geweiht genannt (ebd. 60). Die Trauerweide sei »in vielen Kulturen der Mondgöttin geweiht« gewesen (ebd. 80). Zur Linde schreibt Mütsch-Engel: »Als germanischer Friedensbaum war die Linde der Göttin Freya geweiht, der mütterlichen Beschützerin des Lebens und der Liebe«; sie fährt fort: »Zum Glück für die Linde bekam ihre heidnische Bedeutung ein christliches Kleid übergestreift und als Baum Marias darf sie weiterhin Leben und Liebe schützen« (ebd. 86). Bei der Beschreibung des

Haselnussstrauches greift Mütsch-Engel noch einmal die Göttin der drei Aspekte auf, die sie auch »Weiße Göttin« nennt. Er steht im Baumalphabet von Graves an neunter Stelle und trage erst im neunten Jahr Frucht. Beides, »Haselstrauch und die Zahl ›Neun‹ gehören zur großen Gottheit der Kelten«, eben jener »Weißen Göttin« (ebd. 93 f.). Die Eberesche, an zweiter Stelle in Graves' Alphabet, stünde »in enger Beziehung zum Orakel und zu den Sehern«. Man habe häufig Orakelstätten mit ihr gesäumt (ebd. 98). Zum Nussbaum schreibt sie lediglich, dass er dem römischen Jupiter geweiht gewesen sei (ebd. 110). Bei der Esche folgt der übliche Bezug zur germanischen Welt-esche Yggdrasil, sowie der Hinweis, dass sie an dritter Stelle im Graves'schen Baumalphabet steht (Nion) (ebd. 120 f.). Die Hainbuche hatte laut Mütsch-Engel eine besondere Beziehung zu jenen Frauen, die sie für die vorchristliche Zeit als »Kräuterweiblein und Nothelferinnen« bezeichnet, die wiederum im christlichen Mittelalter als Hexen verfolgt worden seien. Sie bespricht im Folgenden den angeblichen etymologischen Bezug von »Hagebuche«, »Hag« und »Hagse« für »Hexe« (ebd. 126). Mythologische Bezüge zum Feigenbaum werden nach Ägypten hergestellt, wo er unter anderem der Sitz der Isis gewesen sei, außerdem nach Griechenland, wo Demeter ihn wachsen ließ, sowie nach Rom, wo Romulus und Remus unter einer Feige von der Wölfin gesäugt wurden (ebd. 130). Mit der Beschreibung des Feigenbaums endet das Buch.

Im Anhang findet sich ein einseitiges Literaturverzeichnis ohne jegliche archäologische bzw. historische Fachliteratur, will man nicht Graves' »The White Goddess« dazu zählen, jedoch mit Publikationen zu Pflanzen und Therapieformen.

Mütsch-Engels Buch ist eine Mischung aus Beschreibungen von Bäumen, Charaktereigenschaften, medizinischen Ratschlägen und Rezepten, denen meist am Beginn der einzelnen Baumkapitel einige angeblich historische Belege für die große kultische Bedeutung der jeweiligen Bäume hinzugefügt wurden, ohne jedoch Zitate oder wissenschaftlich nachvollziehbare Hinweise zu liefern.

Michael Vescoli, Der Keltische Baumkalender. Über den Menschen, die Zeit und die Bäume (München 1995).

Im Vorwort zur Neuauflage weist der Autor darauf hin, dass das Buch ursprünglich »Keltischer Baumkreis« geheißen habe, dass dieser Titel jedoch recht unverständlich gewesen sei. Der Inhalt sei unverändert, »aber jeder weiß jetzt, daß es um einen ganz besonderen Kalender geht« (Vescoli 1995, 6).

Im ersten Kapitel fordert Vescoli seine Leserinnen und Leser auf, sich »in die zeitlosen Werte der keltischen Kultur« einzufühlen. Der Baumkalender wird von ihm als »geistige Collage« bezeichnet, was anscheinend implizit der Tatsache Rechnung trägt, dass nur sehr wenig über das tatsächliche Verhältnis von Kelten und Bäumen bekannt ist. Ebenfalls zum Einstieg ins Thema gehört der Verweis auf die große Naturverbundenheit, in der »wir Europäer« vor »zwei- bis dreitausend Jahren« gelebt hätten (ebd. 8).

Nach einem ersten Überblick über die Bäume und ihre Zuordnungen im Jahreslauf kommt Vescoli auf Graves' Baumalphabet zu sprechen und listet erneut alle Bäume und die ihnen zugeordneten Perioden auf. Im Vergleich zum Buch von Mütsch-Engel fällt

auf, dass zu den einzelnen Bäumen sehr viel mehr naturwissenschaftlich-botanische Informationen vermittelt werden. Es handelt sich hierbei um mehr oder weniger gut recherchierte Allgemeinplätze, die mit der angeblichen keltischen Tradition zwar wenig zu tun haben, die aber immerhin deutlich mehr Information zu Ökologie und Nutzung der einzelnen Pflanzen präsentieren als das Buch »Bäume lügen nicht«.

Bei der allgemeinen Diskussion der Bedeutung des Kalenders für die Kelten bezieht sich Vescoli immer wieder auf die Eiche. Dies führt ihn unweigerlich zum Mistelzweig, »der vom weißgewandeten Druiden mit einem goldenen Messer am Eichenfest geschnitten wird« (ebd. 14). Warum die üblicherweise geschilderte Sichel durch ein Messer ersetzt wird, erschließt sich nicht.

Im Verlauf von zwölf Seiten versucht der Autor einen allgemeinen Abriss über »Die Kelten – Ein Volk, das man nicht vergisst« (ebd. 19–30; Zitat S. 19). Die Kelten seien gegen Ende des 3. Jahrtausends dem Druck der von der russischen Steppe sich ausbreitenden Skythen ausgewichen und hätten sich »fächerförmig über ganz Europa« verbreitet (ebd. 19). England, Schottland und Irland im Nordwesten, Nordspanien und Portugal im Südwesten sowie die Po-Ebene im Süden werden als Grenzen genannt; mit Alexander dem Großen seien sie bis Indien gezogen und hätten auch sonst häufig als Söldner gedient. Chronologisch verortet Vescoli die Kelten in die Zeitspanne von 950–52 v. Chr. Die Beschreibung des Verbreitungsgebietes folgt der üblichen populären Vorstellung von einer mutmaßlichen, große Teile Europas umfassenden »keltischen« Zone⁴¹, wenngleich der Bezug auf die Skythen, noch dazu deren zeitliche Verortung bereits gegen Ende des 3. Jahrtausends, im Vergleich zu anderen Publikationen dieser Art etwas ungewöhnlich ist (Leskovar 2012, 127 f.).

Mit dem irischen Christentum in einer Vermittlerrolle versucht Vescoli eine Art Kontinuität des druidischen Geistes darzustellen – auch dies eine im entsprechenden Schrifttum übliche Vorgehensweise bei der Erstellung angeblicher Traditionslinien (ebd. 124).

Mit der »Zeittafel der Geschichte der Kelten« (Vescoli 1995, 23–26) unternimmt der Autor einen Versuch, diverse archäologische und historische Informationen zu gliedern. Das Auftreten des Eisens markiert für ihn den Beginn der keltischen Zeit; um 900 v. Chr. seien die ersten keltisch sprechenden Völker bis Irland vorgedrungen. Die archäologisch definierte Hallstattkultur datiert er durchaus korrekt (800–500 v. Chr.), wobei er auch Angaben zu konkreten Objekten und zum eponymen Fundort Hallstatt macht. Gleichermassen beschreibt er die Latènekultur ab 500 v. Chr., erwähnt ihren charakteristischen Kunststil sowie verschiedene Objekte und Münzen. Die weiteren Angaben sind den häufig kriegerischen Kontakten mit der Mittelmeerwelt gewidmet. Der Überblick endet mit der Niederlage des Vercingetorix.⁴²

Am Beginn der Zeitrechnung seien alle Druiden, aber auch Ärzte, Lehrer und Geschichtenerzähler verfolgt worden. »Wer es vermochte, floh nach Irland. Viele zogen zurück in die alten Stammlande in Böhmen, die aber schon von einem anderen Volk besetzt waren. Doch dessen König Maibod [sic!] nahm sie auf« (Vescoli 1995, 29). Vescoli behauptet, in den ersten 200 Jahren nach Christus hätten langsam die Frauen die Stelle der Druiden eingenommen. Hierauf kreiert Vescoli eine in ihrer scheinbaren

41 Böckl 2004, 22; Benz/Schreger 2002, 37; Carr-Gomm 2004, 31; Cowan 1998, 13.

42 Bei Vescoli (1995, 25) »Versingetorix«.

Klarheit fast bestechende Traditionslinie, indem er behauptet, die Frauen hätten ihre Tätigkeit fortgesetzt, »bis sie von der christlichen Kirche im Rahmen der sogenannten Hexenverfolgung nahezu ausgerottet waren« (ebd. 30). 180.000 Frauen seien gefoltert und getötet worden.⁴³ Der »römische Geist« in der Kirche hätte sich hier nun gegen »keltische Ethik und Spiritualität« gewandt (ebd.).

Im Kapitel »Das Weltgefühl der Druiden« (ebd. 31–36) widmet der Autor sich kurz der Bedeutung des Druidennamens, erwähnt jedoch nicht den scheinbaren Zusammenhang von »dru« mit »Eiche«, sondern bezeichnet »Druvides« als »jemand, der besonders weit sieht und besonders viel weiß« (ebd. 31). Vescoli meint, die »Ahnen des Keltenvolkes« hätten »in den fruchtbaren Ebenen Zentralasiens« gelebt, von wo sie samt ihren Schamanen in den Westen gezogen seien (ebd.). Offensichtlich sieht er in ihnen den Ursprung des Druidentums. Druiden seien hochgeehrte geistige Führer der keltischen Gesellschaft gewesen, deren Blütezeit in der Phase von 700 bis 300 v. Chr. gelegen habe (ebd. 35).

Nach einem langen Abschnitt über Bäume an sich kommt Vescoli zur Vorstellung der einzelnen Bäume, die er immer durch klassische Horoskop-Angaben, d.h. wie sich Geburtszeitpunkt und Baum konkret bei Menschen auswirken würden, und berühmte Beispielpersonen, die vom jeweiligen Baum-Zeichen geprägt seien, sowie Auszüge von Sagen ergänzt.

Den Beginn macht auch bei ihm die Eiche: Vescoli erwähnt die heilige Eiche, die Bonifatius im 8. Jh. gefällt haben soll, weswegen die Eiche zum Baum des Teufels geworden sei. »Nur die Hexen, die sich in der Walpurgisnacht vor dem 1. Mai unter ihr versammelten, hielten ihr die Treue, schützten und verehrten sie, ungeachtet der Todesgefahr, in die sie sich dadurch begaben. Im Feuer des Eichenholzes wurden sie verbrannt« (ebd. 66). Überraschenderweise nutzt Vescoli die vorhandenen Quellen nicht zu einer Diskussion der Verbindung von Kelten/Druiden und Eichen. Der einzige Hinweis bleibt die schon erwähnte Stelle zum Mistelschneiden. Auch Vescoli erwähnt die Verbindung des Haselnussstrauches zur »Weißen Göttin« und sieht eine vermeintlich enge Beziehung zur Zahl Neun (ebd. 72). Die Besprechung der Hasel beschließt Vescoli mit einer Geschichte, in der die Königin der inselkeltischen Icenī, Bodicea, einen Druiden, der den Angriff der Römer auf Mōn überlebt hatte, mit einem Haselzweig berührte, worauf dieser »fortan den Weg der Zärtlichkeit ging« (ebd. 73). Bei der Eberesche erwähnt Vescoli einen angeblich keltischen Brauch, bei der ein Kalb, das seinen Namen erhält, vom Bauern mit einem Ebereschenzweig auf den Rücken geschlagen wird (ebd. 76). Er nimmt damit wohl Bezug auf den niederdeutschen Brauch des »Kalwerquickens« (Marzell 1926; 1931/1932), bleibt aber den Beleg für dessen ›keltische‹ Wurzeln schuldig. Zum Ahorn werden angebliche Äußerungen der Kelten zum Holz des Bergahorns und seinem Wuchs aufgeführt, wobei deren Quelle nicht klar ist (Vescoli 1995, 80). Der Nussbaum sei von den Kelten nach England und Irland

43 Nach aktuellen historischen Forschungen können die Opferzahlen für die Hexenverfolgungen in der Zeit zwischen ca. 1430 und 1780 mit ungefähr 50.000 angegeben werden. Davon waren 75–80 % Frauen, wobei dieser hohe Anteil auch durch die Tatsache zustande kommt, dass der überwiegende Anteil von Hexenverfolgungen in Mitteleuropa stattfand, wo weitaus stärker Frauen betroffen waren, wohingegen in Ländern wie beispielsweise Island oder Finnland die Geschlechter gleichermaßen verfolgt wurden, oder sogar deutlich mehr Männer als Frauen (Behringer 2005, 65–67).

gebracht worden, obwohl er andererseits angeblich erst in der Völkerwanderungszeit über Griechenland und Italien bis Frankreich gekommen sei (ebd. 82). Dass er im Herbst gleich 19 Tage »prägt«, zeige, wie sehr die Kelten seine Nüsse geschätzt hätten (ebd. 84) – dies, obwohl der Nussbaum während der eigentlichen, also prähistorischen, »Keltenzeit«, wie Vescoli selbst feststellt, nördlich der Alpen gar nicht wuchs. Vom vermeintlichen Sinnbild des Nussbaums für das alljährliche Sterben der Natur leitet Vescoli über zum keltischen Glauben »an die sogenannte Andere Welt« und das »wichtigste ihrer vier Jahresfeste«, das Fest am 1. November. Die übliche Bezeichnung für dieses Fest, Sam(h)ain, erwähnt er indes überraschenderweise nicht. Bei der Pappel spricht Vescoli vor allem vom Holz, aus dem die Kelten sich Holzschuhe und Kampfschilde gemacht hätten (ebd. 86). Ob es sich im Fall der Kastanie um die Edelkastanie (*Castanea sativa*) oder die Rosskastanie (*Aesculus hippocastanum*) handelt, wird mit Blick auf den »keltischen Baumkalender« indirekt deutlich: Die Kastanie ist dort der Zeit zwischen 15. und 24. Mai zugeordnet, weswegen wohl die Edelkastanie gemeint sein muss, die in diesem Zeitraum blüht, im Unterschied zur seiner Ansicht nach deutlich früher blühenden Rosskastanie (ebd. 90). Die Problematik, dass die Edelkastanie nachweisbar erst in römischer Zeit die Zone nördlich der Alpen erreichte (Conedera u. a. 2004), die Rosskastanie überhaupt erst im 16. Jahrhundert (Hönisch 1877, 172), wird weder erwähnt noch diskutiert. Auch bei der Esche geschieht der Bezug zu den Kelten vor allem durch das Holz als Material: Waffen (Speere, Lanzen, Bogen) seien daraus hergestellt worden. Bei den Festungen der Kelten, wo heute Burgen stünden, seien »traditionsgemäß auch Eschen angepflanzt« worden (Vescoli 1995, 94). Die Druiden hätten Eschen besondere Macht über das Wasser beigemessen: »Sie verwendeten ihr Holz, um Regen zu machen oder um die zerstörerische Kraft des Wassers zu bannen« (ebd. 96). Der Autor bleibt wiederum jeglichen Beleg für diese Erkenntnisse schuldig. Die Hagebuche (Hainbuche) wird in Verbindung mit angeblich von den Kelten gepflanzten Umfriedungen für das Vieh genannt. Die eng aneinander gepflanzten Bäume hätten Festungsmauern ersetzt (ebd. 98). Den Samen des Feigenbaumes hätten die Kelten aus der Türkei, Italien, Portugal oder Griechenland nach Mitteleuropa und England mitgenommen. Dieses Vorgehen hängt laut Vescoli mit der Frucht zusammen, die man, einmal genossen, nicht mehr vergessen könne: »Wer behauptet, der Feigenbaum gehöre nicht in den Baumkreis, unterschätzt die Weltoffenheit unserer Ahnen« (ebd. 102). Die Birke, die auch im hohen Norden, der »Heimat der weißen Göttin«⁴⁴ und ihrer Birkenwälder, lange Polarnächte überstehe, sei von den Kelten zum »Lichtbaum des 24. Juni« gemacht worden (ebd. 106). Birkensaft hätten sie als Schönheitstrunk verwendet (ebd. 108). Zur Buche meint er nur, »die Kelten ahnten wohl«, dass sie sich langfristig durchsetzen wird (ebd. 112). Der Apfelbaum sei für die Kelten »Symbol der Vollendung, der Ausdruck liebender Verbundenheit von Natur und Mensch, von Leben und Tod, von dieser und der Anderen Welt« gewesen (ebd. 114). Deshalb hätten die »fanatischen Missionare« ihn zum Symbol der Erbsünde gemacht (ebd.). Er bringt »die Kelten« noch einmal ein, indem er mutmaßt, sie wären vom »schöne[n] fünfzackige[n] Stern im Kern der Frucht« besonders beeindruckt gewesen (ebd. 116). Zur Tanne findet sich nur ein Hinweis auf »unsere Vorfahren«, die ihre Größe »in ihrer Eigenwilligkeit« erkannt hätten (ebd. 118). »Die Ulmentage waren für die Kelten auch die Tage der guten

44 Dies könnte als expliziter Verweis auf Graves verstanden werden.

Gesinnung« (ebd. 125); dies bleibt der einzige Keltenbezug zu diesem Baum. Nach einer Besprechung verschiedener Zypressengewächse (Cupressaceae), vor allem von Arten der Gattung *Cupressus*, erklärt Vescoli: »Daß es in Irland eindrucksvolle Exemplare einer großzapfigen Zypressenart gibt [...], erstaunt nicht. Ist Irland neben dem Norden von Schottland unerobert und ist viel keltisches Kulturgut erhalten geblieben. Auch die Liebe zum Baum der Auferstehung« (ebd. 130). Vescoli bemerkt die Verwunderung »mancher Baumkenner« über die Zeder in »diesem uralten Baumkalender«. Er erklärt dies erneut mit den weit ausgreifenden geographische Kontakten der Kelten bis Galatien in Kleinasien und Galizien in Spanien (ebd. 132). Die Kiefer sei für die Kelten der Baum für ihre Fackeln gewesen, weswegen sie ihn auch als »Feuerbaum« bezeichnet hätten (ebd. 138). Die Weide bezeichnet Vescoli als »Baum der Mondgottheiten«, der »im Mittelalter [...] zum Baum der Hexen gemacht« worden sei, »die auf Weidenrutenbesen fliegen, ohne Lärm und Abgas« (ebd. 142). Der Platz der Weide im Baumkreis ergäbe sich, weil sie in der Zeit vom 3. bis 12. September im vollen Saft stehe, das also die beste Zeit sei, um sie zu schneiden und Körbe daraus zu flechten (ebd.). Wie eingangs bemerkt fällt auch bei der Beschreibung der Weide auf, dass sich der Autor wohl intensiver mit den jeweiligen Bäumen auseinandergesetzt haben dürfte als etwa Mütsch-Engel: Vescoli schließt daher die aus Asien eingeführte Trauerweide (*Salix x babylonica*) dezidiert als Weide der Kelten aus.⁴⁵ Vescoli beschreibt die Linde im Zusammenhang mit ihrer häufigen Funktion als Gerichtsbaum, außerdem erwähnt er den Sagenhelden Siegfried, dem ein Lindenblatt zum Verhängnis wurde (ebd. 144). Auch dieses Beispiel belegt gut die eklektizistische Arbeitsweise, zu deren typischen Eigenschaften es gehört, Elemente als Belege für ein ›keltisches Baumhoroskop‹ heranzuziehen, die kulturell und chronologisch nichts miteinander zu tun haben. Zum Olivenbaum liefert Vescoli als einen einzigen Hinweis, warum der Baum im Baumkreis aufscheint, das Zitat »Wo die Traube reift, wo die Mandel blüht, wo des Mädchens schwarzbraunes Auge glüht, wo nimmer die Schneeflocke fällt, dahin, in die Lande des Ölbaums, laßt uns ziehn!« (ebd. 148) und gibt damit jedoch mitnichten, wie impliziert, den Helvetier Orgetorix wieder, sondern den Autor Alfred Hartmann in seinem literarischen Werk »Orgetorix – Erlebnisse eines Unbeholfenen« aus dem Jahre 1883 (vgl. etwa Hartmann 2013, 13). Bei Vescoli ist die Eibe als Todesbaum der Abschluss des Baumkreises. »Neben der Eiche muss die Eibe bei den Kelten in höchstem Rang gestanden haben. Die Druiden betonten stets, daß jeder Kelte vom Gott des Todes abstamme« (Vescoli 1995, 152). Ausgehend von der Besprechung der Eibe kommt Vescoli auf die Tanne zu sprechen, auf deren Platz im Baumkreis dem »keltischen Geist« entsprechend eigentlich die Eibe stehen solle, weswegen er die Entscheidung denen überlässt, die in ihren Tagen geboren sind (ebd. 156).

Ganz ähnlich der Vorgangsweise von Mütsch-Engel schmückt auch Vescoli das im Zentrum seines Buches stehende Baumhoroskop mit zahlreichen Anekdoten und (meist nur vermeintlichen) historischen und prähistorischen Gegebenheiten aus. Er tut dies aber nicht nur in größerem Umfang, sondern greift dabei auch zu wesentlich mehr emotionalisierenden Fallbeispielen im Vergleich der verklärten Vergangenheit mit der

45 Vgl. im Gegenzug dazu Mütsch-Engel 1985, 80.

Gegenwart.⁴⁶ Wie bei Mütsch-Engel fällt auf, dass keinerlei historische Quellen für die behaupteten Zusammenhänge zitiert werden, oder auch nur im Literaturverzeichnis vorgeschlagen werden.⁴⁷ Dennoch sind zumindest die botanischen Allgemeinplätze zu den einzelnen Bäumen meist gut recherchiert.

Dietmar Findling, *Der Keltische Baumkreis. Inspiration und Heilung durch die Baumkraft-Methode* (Kreuzlingen/München 2007).

Mit seinem Buch möchte der Autor die sogenannte »Baumkraft-Methode« vorstellen. Im Klappentext erklärt er hierzu: »In der Auseinandersetzung mit Ihrem persönlichen Lebensbaum erfahren Sie neue Impulse für Ihren Alltag für ein Leben in Ausgeglichenheit und innerer Balance«. Findling postuliert, diese Methode sei von »unseren Vorfahren [...] bereits vor Tausenden von Jahren ganz selbstverständlich und gewissermaßen unbewusst« angewandt worden (Findling 2007, 11). Leider seien »die Kelten, Germanen und die alten Völker« ausgestorben, weswegen wir auf uns selbst gestellt seien. Durch die Technisierung unserer Welt seien wir der Umwelt gegenüber abgestumpft – es wäre deshalb ungewohnt, »einen Baum, so wie unsere Vorfahren, als ein heiliges Lebewesen zu betrachten« (ebd. 12). »An der Kultur der Kelten sehen wir dieses ungebrochene Verhältnis zur Natur und können lernen, selbst wieder Teil der Natur zu werden« (ebd. 13).

Einen kurzen Abschnitt widmet Findling der »keltischen Esoterik«. Darin kommentiert er die Behauptung, die Kelten hätten ihr Wissen nicht aufgeschrieben, da sie nicht über eine Schriftkultur verfügten. Seiner Ansicht nach wurde das Wissen mündlich weitergegeben, um es lebendig zu halten (ebd.). Er nennt Ogham (siehe Birkhan 1997, 567 f. bzw. McManus 1991) als ältestes keltisches Schriftsystem aus dem 4. und 5. Jahrhundert n. Chr., bezieht jedoch nicht eindeutig Stellung zu dessen Bedeutung (Findling 2007, 14). Als Quellen für Informationen zu den Kelten nennt er archäologische und antike Quellen, woraus er ein Bild »mutige[r] heidnische[r] Barbaren« zeichnet, die einer »naturverbundene[n] Religion« gefolgt seien. Er erwähnt auch die »heilkundigen Frauen mit magischen Kräften und weise Druiden« (ebd.).

Bereits in den einleitenden Teilen seines Buches bezieht sich Findling nicht nur auf »die Kelten«, auch »germanische« Elemente kommen laufend vor. Dementsprechend erzählt er die germanische Sage vom ersten Menschenpaar, Ask und Embla, nach.⁴⁸ Auch später bei der Besprechung der einzelnen Bäume finden sich immer wieder Germanen-Bezüge. Doch auch Verweise auf antike griechische oder römische Mythen und Kulthandlungen werden als vermeintliche Teile der Traditionslinie der Baumverehrung

46 Als Beispiel: »Wenn wir bedenken, daß Haselholz für Werkzeuge und Waffen, für Zäune und Fischreusen Verwendung findet, dann erhält der Volksglaube praktisch Bestätigung. Jedenfalls ist er nicht abergläubischer als unser Glaube an moderne Waffen, Luftschutzräume und andere Errungenschaften« (Vescoli 1995, 72).

47 Dort finden sich fast ausschließlich Verweise auf esoterische Werke sowie Trivalliteratur zu den »Kelten« (Vescoli 1995, 159 f.).

48 Findling 2007, 16 f. Die Sage ist sowohl in der Lieder-Edda als auch in der Prosa-Edda belegt, was Findling jedoch nicht zitiert.

angeführt – beispielsweise nennt Findling die heilige Eiche im griechischen Dodona, aus deren Rauschen Zeus' Wille abgelesen worden sei.⁴⁹

Das Gesamtbild des ›baumverbundenen Kelten‹ beschreibt Findling folgendermaßen: »Für die naturverbundenen Kelten waren die Bäume Vermittler zwischen Himmel und Erde und in ihnen wohnten die Götter, denn für sie waren die Bäume beseelt und galten als Orte, an denen die Götter präsent waren. Neben der Eiche hatte die Eibe eine besondere Bedeutung für die Kelten. Sie symbolisierte den Tod, der die Hoffnung auf die Wiedergeburt in sich trug. Die weisen Druiden, die geistigen Führer der Kelten, betonten stets, dass der Mensch auch vom Tode abstamme« (ebd. 17).

Eine allgemein in neuheidnischen Texten präsente Meinung (Leskovar 2012, 139–141) gibt auch Findling wieder: Die Träger des Christentums hätten mit brutalsten Mitteln die heiligen Stätten von Kelten und Germanen, vor allem »an den Plätzen der heiligen Bäume«, ausgelöscht. Wiewohl Teile dieser Aussage mit Blick auf die historischen Tatsachen zweifelsohne stimmen – man denke nur an die Fällung der Donar-Eiche durch Bonifatius (Hotz u. a. 2006, 328) –, kann man Findlings angeblichen Motiven für Klostergründungen im Wald nur schwer zustimmen: »Auch die Gründung von Klöstern im tiefen Wald und die Lichtung, Rodung und Pflege des Waldes dienten dazu, die verteilten Naturkräfte zu bannen und die Atmosphäre von heidnischem Gedanken- gut zu reinigen« (Findling 2007, 19).

Einen Abschnitt widmet Findling außerdem »den Kelten« an sich (ebd. 19–21). Darin beschreibt er sie als »vorherrschende Völkergruppe« während eines Zeitraums von »rund tausend Jahren«, bestehend aus »bis zu hundert größeren und kleineren Stämmen und Sippen, die das Keltische als gemeinsame Sprache hatten« (ebd. 19). Als sprachliche Rest-Regionen nennt er Irland, Schottland, Wales und die Bretagne, und verortet das Keltische an sich damit auch unverrückbar auf den Britischen Inseln; dies ist insofern bemerkenswert, als nicht jeder Baum des von ihm beschriebenen Baumkreises auch dort wächst. Könige hätten an der Spitze souveräner Stämme gestanden, Druiden seien Priester, Lehrer und politische Ratgeber gewesen. Findling stellt die Kelten als Ackerbauern und Viehzüchter und Handelspartner der Römer und anderer, nicht näher genannter Gruppen dar. Er beschwört die Geschlechterstereotype des jagenden, pflügenden, viehhaltenden, schmiedenden, kriegerischen Mannes und der gartenpflegenden, kochenden, spinnenden und webenden sowie heilenden Frau, die »bei kriegerischen Auseinandersetzungen auch einmal selbst eingreifen« konnte (ebd. 20). Nach einigen physiognomischen Beschreibungen, die die Größe, »schöne Statur« (ebd.), helle Haut und blondes Haar hervorheben, widmet sich Findling kurz der angeblich gesellschaftlich gleichgestellten Frau, die ebenso wie ihr Mann eine Mitgift gehabt habe, sich den Partner selbst aussuchen und die Verbindung auch wieder hätte auflösen dürfen.

Findling schreibt weiter: »Die keltische Religion war unmittelbar in das Naturgeschehen eingebunden und war doch bei allen Stämmen durch den starken örtlichen und geografischen Bezug unterschiedlich ausgeprägt. So hatte jede Sippe ihre eigenen Gottheiten« (ebd. 20 f.). Dies öffnet die Möglichkeit, regionale Unterschiede nur als

49 Findling 2007, 17. Zum Heiligtum siehe Gruben 2001, 116–119; die Verbindung von Zeus, Dodona und der Eiche beschreibt Homer sowohl in Ilias als auch Odyssee, wird aber von Findling nicht zitiert.

Facetten einer grundsätzlich einheitlichen Kultur, die noch dazu stark naturverbunden gezeichnet wird, darzustellen.

Mit seinen abschließenden Bemerkungen zu den Kelten kehrt Findling wiederum zum populären Bild »der Kelten« zurück: Ihr Einfluss habe von Spanien bis Kleinasien gereicht, mit einer Ausdehnung im Norden bis Britannien und Irland, im Süden bis Oberitalien (ebd. 21).

Am Beginn seiner Besprechung des Baumkreises räumt Findling ein: »Der Baumkreis ist ein Kind unserer Zeit«, das es in dieser Form bei den Kelten nicht gegeben habe (ebd. 25). Damit entkräftet er vordergründig jegliche Kritik, die auf die schlechte Quellenlage hinweist. Als erste Quelle nennt er ganz richtig Paula Delsol.⁵⁰ Dennoch behauptet Findling, der Baumkreis würde auf »uraltet keltisches Wissen« zurückgehen (ebd.). Die Kelten seien extrem naturverbunden gewesen, sie hätten »mit und im Rhythmus der Natur« gelebt (ebd. 26). Dies steigert sich in der banalen Aussage: »Die Kelten richteten sich mit ihrem Ackerbau und der Viehzucht nach den Gegebenheiten der Natur« (ebd. 27).

Mit der Behauptung, »jedes Volk hatte oder hat so seinen Baumkult« (ebd. 48), schließt Findling einen Absatz ab, in dem er einerseits Haine als heilige Orte der Gottesbegegnung beschreibt, die auch für Versammlungen und Feste genutzt worden seien und die nicht entweiht werden durften (beispielsweise durch das Fällen eines Baumes), und andererseits den in vielen Mythen vorkommenden Weltenbaum (am Beispiel der germanischen Weltesche Yggdrasil) erwähnt (ebd. 47 f.).

Findling versucht, zu jedem Baum seines Baumkreises (seine Reihung ist alphabetisch) Vergangenheitsbezüge, so oft es geht auch »keltische«, herzustellen. Beim Apfelbaum gelingt dies mit Hinweis auf die Apfelinsel »Avalon«, dem »keltischen Paradies« (ebd. 83). Ohne Nachweise schreibt er: »Für die Kelten war der Apfelbaum, wie für viele Völker der Erde, das Symbol der Vollendung, der Baum der Liebe« (ebd. 86). Im Abschnitt über die Birke bezieht sich Findling auf das seiner Meinung nach »älteste keltische Alphabet«, das Beth-Luis-Nion (»Beth« – Birke). Er zitiert nicht, übernimmt aber offensichtlich Graves' Thesen dazu. Die Birke sei auch deshalb der erste Buchstabe des Alphabets, weil sie als erste im Frühjahr ihre Knospen öffne. Findling stellt außerdem die häufig in der neuheidnischen Literatur zu findende Verbindung zwischen Lichtmess und der »heiligen Brigitte, die ursprünglich eine keltische Gottheit der Wiedergeburt war«, her (ebd. 90). Die Buche sei in vielen Kulturen einer der Bäume gewesen, die man, vor allem im Mai, geschmückt habe, um bei Festen darum herum zu tanzen. »Der Maibaum ist der älteste dieser Festbäume. Auch die Kelten kannten ihn. Für sie symbolisierte er an Beltaine, am 1. Mai, den Frühling und das Erwachen der Natur«. Hier wird also bereits das zweite der vier typischen »keltischen« Jahreszeitenfeste mit einem Baum verbunden (ebd. 95). Zur Eberesche schreibt er: »Für die Kelten stand die Eberesche in sehr enger Verbindung mit ihren Sehern und Orakeln. Meist waren ihre heiligen Weissagungsstätten mit Ebereschen umpflanzt, um damit Böses und Unheil von den besonderen Plätzen fernzuhalten« (ebd. 97 ff.). Die traditionelle Verbindung der Druiden mit der Eiche hält auch Findling fest: »Den Kelten war die Eiche heilig. Einmal im Jahr schnitten in weiße Gewänder gekleidete keltische Druiden mit goldenen Sicheln Misteln von den Eichen, um die »alles ordnenden Heilkräfte«

50 Hier »Paule Delsole« geschrieben (Findling 2007, 26).

der Eichenmistel zu gewinnen und damit keine Mistel die Erde berührte« (ebd. 105). Dann leitet er über zu Bonifatius, dessen Umhauen der Donareiche im Jahr 724 dazu führte, dass »sich allmählich das Christentum gegen den Baumkult der Alten« durchgesetzt habe (ebd.). Die Esche wird mit Verweis auf die Weltesche Yggdrasil vor allem in Bezug zur germanischen Mythologie beschrieben. Doch auch in der keltischen Kultur seien »Mann und Frau übrigens gleichberechtigt aus einem Weltenbaum« hervorgetreten, was den esoterischen Topos der »gleichberechtigten Stellung der keltischen Frau« berühre (ebd. 107). Auch hier wird das keltische Alphabet erwähnt, in dem die Esche an dritter Stelle stehe. Laut Findling symbolisiert sie die Macht des Wassers: »Mit Eschenholz beschworen die keltischen Druiden den Regen herbei oder bannten die entfesselten Kräfte des Wassers«. ⁵¹ Obwohl zum Feigenbaum keine keltische Verbindung hergestellt wird, meint Findling: »Alle Religionen und Völker kennen diesen heiligen Baum und meist wurde ihm auch eine Gottheit zugeordnet«. Seine Beispiele stammen aus Ägypten und Indien, er spricht von Adam und Eva, den Römern, und ganz allgemein vom Orient (ebd. 113–116). Bei der Hainbuche widmet Findling dem Vorkommen undurchdringlicher Hecken viel Raum. »Unsere Vorfahren« hätten dadurch ihre Siedlungen vor Eindringlingen geschützt. »Auch die Kelten umpflanzten mit der widerstandsfähigen Hagebuche ihre Siedlungen und Weiden« (ebd. 121). Wie Vescoli leitet er das Wort »Hexe« von der Hainbuche ab. Im Haselnussstrauch sieht Findling »das Symbol der Wahrheit und Wahrhaftigkeit« (ebd. 123). Keltische (und auch germanische) Priester hätten die »weissagende und Zauber bannende Kraft des Baumes in der mythischen Rolle des Zauberzweiges« beschworen und außerdem ihre Gerichtsstätten und Felder mit Haselzweigen abgesteckt (ebd. 124). Er führt weiter aus: »Erst nach neun Jahren trägt die Hasel erstmals Früchte. Die Neun war für die Kelten die heilige Zahl der Vollkommenheit und Weisheit. Die Hasel war der großen Gottheit der Kelten, der ›Weißen Göttin‹, der Göttin der Tat, der Fruchtbarkeit und des Todes geweiht« (ebd. 125). Zumindest mit der Nennung der »Weißen Göttin« bezieht Findling sich hier deutlich auf Graves, ohne ihn jemals zu nennen. Möglicherweise übernimmt er hier aber auch direkt von Mütsch-Engel oder Vescoli. Wie schon beim Feigenbaum findet sich auch bei der Kastanie kein Bezug auf die Kelten; Findling schreibt selbst, dass die Rosskastanie erst Ende des 16. Jahrhunderts nach Europa kam, und die Edelkastanie vermutlich erst in römischer Zeit nördlich der Alpen angepflanzt wurde (ebd. 130). Die Kiefer sei für die Kelten von lebensnotwendiger Bedeutung gewesen: »An mit Kieferholz entzündeten Lagerfeuern wärmten sie sich, kochten und schliefen sie« (ebd. 134). Angeblich hätten die Kelten die Kiefer »Baum des Lichts« genannt. Die Linde sei »bei Kelten und Germanen« der Gerichtsbaum gewesen, »unter dem sie ihre Gerichtsverhandlungen und Thing-Versammlungen abhielten« (ebd. 138). Weiters behauptet er irrtümlich, sie käme auf den Britischen Inseln nicht natürlich vor. ⁵² Beim Nussbaum gibt Findling keinerlei Bezugnahme, weder zu Kelten, Germanen, noch zu anderen »alten Völkern« (ebd. 141–144). Auch der Ölbaum kommt bekanntermaßen nicht in Mitteleuropa vor. Sprachlich verblüffend und in eigentümlicher inhaltlicher Verquickung verbindet Findling ihn dennoch mit nördlichen Gefilden: »Um Weisheit mit der Kraft

51 Findling 2007, 110; in sehr ähnlicher Formulierung bei Vescoli 1995, 96.

52 Findling 2007, 139; tatsächlich sind sowohl Winter- (*Tilia cordata*) als auch Sommerlinde (*T. platyphyllos*) auf den Britischen Inseln ureinheimisch, vgl. etwa Fitter/Peat 1994.

des Ölbaums zu erlangen, müssen wir sein Geheimnis kennen. Selbst Odin, auch Wodan genannt, Hauptgott der nordisch-germanischen Mythologie, ist beharrlich auf der Suche nach Weisheit. Er gibt sogar ein Auge als Pfand gegen einen Schluck aus Mimirs Brunnen, um seherische Kräfte zu bekommen.⁵³ Im nächsten Satz beginnt Findling wieder über die Eigenschaften des Ölbaums zu sprechen (ebd. 147). Es ist offensichtlich, dass im Grunde also Odin als Repräsentant nordischer Regionen und der Ölbaum nichts miteinander zu tun haben. Durch die Überlegungen zur »Weisheit« und die syntaktische Verschränkung stellt Findling aber dennoch eine Verbindung her. Aus dem Holz der Pappel hätten die Kelten Holzschuhe und Kampfschilde hergestellt, da für »die naturverbundenen Kelten [...] die Bäume neben ihrer magischen Bedeutung immer auch einen überlebenswichtigen Nutzen« gehabt hätten (ebd. 154). Den Hinweis auf Holzschuhe und Kampfschilde hat Findling ganz offensichtlich von Vescoli übernommen. Wie auch schon beim Nussbaum, konstruiert Findling bei der Tanne keinerlei mythologische Bezüge (ebd. 155–159). Die Ulme hingegen hätte für die Kelten »das Erwachen des Frühlings und der Natur« symbolisiert (ebd. 161). Auch hier erwähnt Findling den Maibaum-Brauch und meint, »vermutlich geht er auf die Kelten zurück« (ebd. 164). In mythologischer Hinsicht sei die Weide nur für die Griechen von Bedeutung gewesen, die in ihr die Göttin Artemis verehrt hätten (ebd. 168). Den einzigen Kelten-Bezug stellt er durch die Nennung der »besondere[n] Kunstfertigkeit in der Korbflechterei« her (ebd. 170). Als wichtigen Baum im Gilgamesch-Epos präsentiert Findling die Zeder. Er nennt als Heimatgebiete der Zeder das Mittelmeergebiet sowie das Himalayagebirge und erläutert hierzu: »Wegen ihres unvergleichlichen Duftes und ihrer majestätischen Gestalt war die Zeder bei den Kelten und auch den Ägyptern sehr geschätzt«.⁵⁴ Auch die Zypresse sollte unserer Meinung nach schon alleine aufgrund ihres natürlichen Verbreitungsgebietes in einem »keltischen« Baumkreis nichts verloren haben, doch auch hier stellt Findling sprachlich geschickt einen Bezug her. Er verbindet sie mit der Unterwelt, »in der griechischen Mythologie der Hades, in der keltischen Mythologie die Anderswelt« (ebd. 177). Dem folgt eine längere Beschreibung beider Jenseitsbereiche, wobei die keltische gegenüber der griechischen von Findling weitaus angenehmer dargestellt wird. All dies endet wieder bei der Zypresse, die »ein Symbol der Hoffnung« sei (ebd. 179).

Zum Abschluss des Buches fordert der Autor zu intensivem Studium auf Basis des Vorgebrachten auf. Auch hier stellt er einen Vergangenheitsbezug her: »Die keltischen Druiden unterrichteten ihre Schüler drei mal sieben Jahre lang in den Wäldern direkt bei den Bäumen und Pflanzen« (ebd. 183). Diese »Intensität« könnten auch die heute lebenden Menschen der Moderne aufbringen.

Keine einzige Bezugnahme Findlings auf die Kelten beruht auf nachvollziehbaren antiken oder archäologischen Quellen. Banalitäten wie die Verwendung von Holz als Heizmaterial bilden aber aufgrund ihrer Zuordnung zum ganz normalen Alltag keine gute Basis für den Glauben an eine besondere, mythische Beziehung der Kelten zu Bäumen. Einige Informationen scheinen auf Graves' Buch »Die Weiße Göttin« zurückzugehen, was sich jedoch mangels Literaturhinweisen letztendlich nicht entscheiden lässt.

53 Findling 2007, 147; Findling weist auch hier nicht auf die Lieder-Edda als Quelle hin.

54 Findling 2007, 175; zum Eingang der Zeder in die deutschsprachige Baumhoroskop-Literatur s. Kapitel 1.

An einigen Stellen scheint Findling (kärgliche) Nachweise für die Bedeutung bestimmter Bäume für die Germanen einfach auf die Kelten zu übertragen (z. B. bei der Linde). Erklärungen, warum manche Bäume, die sichtlich zu ›keltischen Zeiten‹ gar nicht in Mitteleuropa wuchsen, Aufnahme in einen keltischen Baumkreis fanden, bleibt Findling schuldig.

Zusammenfassende Betrachtungen

Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der oben genannten Bücher – stellvertretend für die Gesamtheit der am Markt verfügbaren esoterischen Baumkreis- und Baumhoroskopliteratur – lassen sich an folgenden Punkten festmachen:

1. Gemeinsamer Nenner ist das ›Baumhoroskop‹, dessen Entstehung geschildert wurde, sowie der grundlegende Topos einer homogenen Population der ›Kelten‹ und deren Naturverbundenheit und Baumverehrung.
2. Das eigentliche Baumhoroskop, ursprünglich von Mütsch-Engel in den deutschen Sprachraum eingeführt, wurde von den Folgeautoren tatsächlich mehr oder weniger dreist kopiert.
3. ›Untermauert‹ wird der Konnex zwischen Bäumen und den ›Kelten‹ durch anekdotische Eigenschaftsbeschreibungen, mit der eisenzeitlichen Bevölkerung Mitteleuropas in keinem Zusammenhang stehende Behauptungen zu Baumsymbolik und -nutzung etwa der Germanen, der Griechen, Römer oder Ägypter, sowie vollkommen frei erfundene Behauptungen von Nutzungsweisen oder Glaubensinhalten der vermeintlich ›keltischen‹ Bevölkerung.
4. Die drei Bücher stehen exemplarisch für verschiedene Ausrichtungen, wie das zugrunde liegende System ›Baumhoroskop‹ marktgerecht adaptiert wird: Während Mütsch-Engels Buch sich noch rein als Lifestyle-Horoskop versteht, reichert Vescoli sein Buch mit vielen, durchaus zutreffenden botanischen Fakten an und erweckt stellenweise beinahe den Eindruck eines populärwissenschaftlichen Buches – zumindest solange man die esoterischen und pseudowissenschaftlichen Anteile ignoriert. Findling wiederum geht in die entgegengesetzte Richtung und wertet das Baumhoroskop zu einer Rundumlösung für ein glückliches und erfülltes Leben auf, also zu einem klassischen Lebensratgeber.

4. Zusammenfassung

Die Mär vom keltischen Baumkalender bzw. -horoskop ist seit den ersten einschlägigen Büchern in zahllosen Publikationen, die sich speziell diesem Thema widmen, verbreitet worden. Dabei handelt es sich keineswegs nur um ein deutschsprachiges Phänomen. Fanden sich bei einer Suche auf amazon.de (Zugriff 21.3.2012) mindestens 15 verschiedene Publikationen über die Suchbegriffe »keltischer Baumkreis« und »keltisches Baumhoroskop« (wobei es sich hier durchwegs um deutschsprachige Originale deutschsprachiger AutorInnen zu handeln scheint), so zeigten sich unter der Rubrik

»englischsprachige Bücher« und »celtic tree calendar« bzw. »celtic tree oracle« ebenfalls zahlreiche Einträge über Bücher, die sich spezifisch diesem Thema widmen.

Rezipiert wird die Thematik naturgemäß auch in der ganzen Breite pseudowissenschaftlicher (etwa Vonarburg 2005, 18) und allgemein neuheidnischer Literatur. Als Beispiel mögen zwei Passagen aus Philipp Carr-Gomms Buch »Die Weisheit der Druiden« dienen: »Diese verfügbaren epigraphischen Zeugnisse bestehen aus etwa 360 Inschriften, die als die ›Baum-Sprache‹ der Druiden bekannt geworden ist, die man Ogham nennt« (Carr-Gomm 2004, 28). Er fährt ferner fort: »Moderne Vaten verwenden in diesem Bestreben eine Reihe druidischer Methoden der Weissagung, wozu Arbeit mit den keltischen Tieren, mit der Druidentradition und mit den Ogham-Schriftzeichen gehört. Einige Forscher meinen, dass dieses heilige Baumalphabet in erster Linie der Weissagung diene« (ebd. 86). Wir nehmen an, dass ein Großteil der ›keltisch‹ ausgerichteten neuheidnischen Szene wenig bis keinen Zweifel an der großen Bedeutung von Bäumen für ›Kelten‹ und ›Druiden‹ hegt, bzw. sogar das Baumhoroskop für authentisch hält.

Wie sehr die Idee des ›keltischen Baumkreises‹ als historische und nachahmenswerte Tatsache Eingang in die öffentliche Vorstellung zu eisenzeitlichen Kulturen gefunden hat, belegen die zahlreichen Initiativen, Bäume in kreisförmigen Gruppen zu pflanzen. Bis zum Jahr 2010 waren in Österreich, so ergab eine Internet-Recherche, wenigstens 23 Baumkreise aktiv gepflanzt worden, die mit dem Begriff ›keltisch‹ verbunden waren. Einige wenige waren auf Initiativen von Hotel- und Thermenbetreibern entstanden; der überwiegende Teil stand in Zusammenhang mit Wanderwegen bzw. bestimmten Gemeinden (Leskovar 2010, 142) und war dementsprechend vermutlich größtenteils von der öffentlichen Hand finanziert. An einer wissenschaftlich fundierten Quellenlage oder der Kritik aus Fachkreisen besteht wenig bis kein Interesse.⁵⁵ Bäume zu pflanzen stellt an sich eine hauptsächlich positiv konnotierte Handlung dar – dem (interessierten) Laien sollte dabei jedoch die Information zukommen, dass »die Kelten« sich nicht in der ihnen unterstellten Art mit Bäumen befassten. Doch selbst wo dies geschieht, wird manchmal ein argumentativer Bogen geschlagen, der genau dies nicht wahrhaben will, wie ein äußerst entlarvender Kommentar zum Authentizitätsanspruch der diversen Baumhoroskop-Herausgeber und -autoren durch Bertram Wallrath vom Smaragd Verlag deutlich macht: »Aber spielt es denn eigentlich eine Rolle, ob dieses ›Baum-Horoskop‹ überliefert oder erfunden wurde? Wenn wir uns in den Charakteriologien wiedererkennen, dann ist das ebenso richtig oder falsch, wie bei unserem besagten Horoskop mit den zwölf Sternzeichen. Wer sagt uns denn, ob nicht auch dieses astrologische System einmal irgendwann von irgend jemand erfunden wurde?« (Wallrath 1998).

Entgegen aller Beteuerungen, dem/der gläubige/n Konsumenten/in ›Echtes‹ und ›Althergebrachtes‹ zu vermitteln, scheint es nach dieser Aussage eben doch nur um das ›Glaubens‹-Verdikt und eine vermeintlich spirituell wirksame Geschichte zu gehen. Dass hierbei auch nicht zu unterschätzende finanzielle Interessen eine Rolle spielen, steht zu vermuten.

⁵⁵ Siehe hierzu die Kritik am Baumkreis »Am Himmel« im 19. Wiener Gemeindebezirk bei Awadalla 2001 sowie Fischer 2002 sowie teils darauf folgende Briefe und Kommentare (Zukrigl, Mrkvicka, Fischer/Dietrich/Mrkvicka vs. Heilingbrunner), veröffentlicht auf <http://forum.planeten.de/index.php?topic=1597.0> (Zugriff 22.6.2015).

Über die AutorInnen

Jutta Leskovar, Jg. 1972, ist Prähistorikerin am Oberösterreichischen Landesmuseum. Als Ölbaum ist sie entsprechend dem keltischen Baumhoroskop tolerant und heiter und »befindet sich gern in Gesellschaft kluger Menschen« (Mütsch-Engel 1985, 35). Andreas G. Heiss, Jg. 1978, arbeitet als Archäobotaniker am Vienna Institute for Archaeological Science (VIAS) und nimmt als Linde »ruhig und gelassen [...] an, was das Leben [...] bringt« und neigt »zu einer gewissen Wunderlichkeit« (ebd. 91).

Literatur

- Aldhouse-Green 2004: M. J. Aldhouse-Green, *An Archaeology of Images: Iconology and Cosmology in Iron Age and Roman Europe*. London u. a.: Routledge 2004.
- Argant u. a. 2006: J. Argant/J. A. López-Sáez/P. Bintz, Exploring the Ancient Occupation of a High Altitude Site (Lake Lauzon, France): Comparison Between Pollen and Non-Pollen Palynomorphs. *Review of Palaeobotany and Palynology* 141, 2006, 151–163.
- Arnold u. a. 1998: C. Arnold/F. Gillet/J.-M. Gobat, Situation de la vigne sauvage *Vitis vinifera* ssp. *silvestris* en Europe. *Vitis* 37/4, 1998, 159–170.
- Awadalla 2001: E. Awadalla, Baumkreise und andere Kraftorte. In: E. Ribolits/J. Zuber (Hrsg.), *Karma und Aura statt Tafel und Kreide. Der Vormarsch der Esoterik im Bildungsbereich. Schulhefte* 103. Wien: Verein der Förderer der Schulhefte 2001, 131–135.
- Barnett 2008: C. Barnett, Appendix 5: Charcoal. In: M. Leivers/C. Moore (Hrsg.), *Archaeology on the A303 Stonehenge Improvement*. Wessex Arch. Rep. Salisbury u. a. 2008. http://www.wessexarch.co.uk/files/projects/A303-Improvements/5_charcoal.pdf (Zugriff 07.07. 2015).
- Behringer 2005: W. Behringer, *Hexen – Glaube, Verfolgung, Vermarktung*. München: Beck 2005.
- Benz/Schreger 2002: D. Benz/B. Schreger, *Kelten, Kulte, Anderswelten. Auf Spurensuche. Schwarzwald – Elsass – Schwäbische Alb – Oberschwaben*. Linz: Freya 2002.
- Berendes 1902: J. Berendes, *Des Pedanios Dioskurides aus Anazarbos Arzneimittellehre in fünf Büchern*. Stuttgart: F. Enke 1902.
- Bielowski 2012: W. R. Bielowski, Diözie, Anemophilie, Entomophilie – Der Liebeskummer des Liebesboten. In: G. Schramayr (Hrsg.), *Die Laubholzmittel (Viscum album ssp. album L.)*. Monografien des Vereins Naturbegleiter. St. Pölten: Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Landentwicklung 2012, 14–17.
- Birkhan 2009: H. Birkhan, *Nachantike Keltenrezeption. Projektionen keltischer Kultur*. Wien: Praesens 2009.
- Böckl 2004: M. Böckl, *Die Botschaft der Druiden. Weisheit aus der Anderswelt*. Saarbrücken: Neue Erde 2004.
- Boenke u. a. 2006: N. Boenke/P. Pokorný/R. Kysely, Zur Rekonstruktion des Siedlungsumfeldes auf dem Burgwall Vladař – Archäobotanische und zoologische Untersuchungen aus späthallstatt-/frühlatènezeitlichem Kontext. In: M. Chytráček/J. Michálek/M. M. Rind/K. Schmotz (Hrsg.), *Archäologische Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen. 15. Treffen 15. bis 18. Juni 2005 in Altdorf bei Landshut. Rahden/Westf.: Marie Leidorf* 2006, 68–86.
- Brunaux u. a. 1980: J.-L. Brunaux/P. Méniel/A. Rapin, *Un sanctuaire gaulois à Gournay-sur-Aronde (Oise)*. *Gallia* 38, 1, 1980, 1–25.
- Cadoux 1982: J. L. Cadoux, Ribemont-sur-Ancre. *Rev. Arch. Picardie* 1/1, 1982, 30–31.

- Caneppele u.a. 2010: A. Caneppele/A. G. Heiss/M. Kohler-Schneider, Weinstock, Dill und Eberesche: Pflanzenreste aus der latènezeitlichen Siedlung Sandberg/Roseldorf. Arch. Österreich 21/1, 2010, 13–25.
- Carr-Gomm 2004: P. Carr-Gomm, Die Weisheit der Druiden. Eine Einführung in die keltische Spiritualität. Stuttgart: Lüchow 2004.
- Chapman 1992: M. Chapman, The Celts. The Construction of a Myth. Basingstoke: Macmillan 1992.
- Collis 2003: J. Collis, The Celts. Origins, Myths and Inventions. Stroud: Tempus Publishing 2003.
- Conedera u.a. 2004: M. Conedera/P. Krebs/W. Tinner/M. Pradella/D. Torriani, The cultivation of *Castanea sativa* (Mill.) in Europe, from its origin to its diffusion on a continental scale. Vegetation History and Archaeobotany 13/3, 2004, 161–179.
- Cowan 1998: T. Cowan, Die Schamanen von Avalon. Reisen in die Anderswelt der Kelten. Kreuzlingen/München: Pustet Anton 1998.
- Cummings/Albert 1995: L. S. Cummings/R. M. Albert, Exploratory Pollen and Phytolith Analysis at Three Sites in France (La Tureau de l'Abîme, UX94-1-G (Uxeau), and UX94-2 (Bois de Busserole) [Unveröff. Projektber. Denver, CO]. DOI 10.6067/XCV81N80FD
- Cummings u.a. 2005: L. S. Cummings/K. Puseman/S. Eksambekar/R. M. Albert, Pollen Analysis, Phytolith Analysis, and Radiocarbon Dating of Charcoal from Tumulus Sediments, La Revive, France [Unveröff. Projektber. Golden, CO]. DOI 10.6067/XCV8DR2TZG
- Delsol 1983: P. Delsol, Les horoscopes gaulois. In: P. Delsol (Hrsg.), Les horoscopes insolites. Paris: Éditions Solar 1983, 7–24.
- Drescher-Schneider/Wick 2001: R. Drescher-Schneider/L. Wick, Neue Pollenanalysen aus der Südoststeiermark und dem Burgenland und ihre siedlungsgeschichtlichen Aussagen. In: A. Lippert (Hrsg.), Die Drau-, Mur- und Raab- Region im 1. vorchristlichen Jahrtausend. Akten des internationalen interdisziplinären Symposiums vom 26. bis 29. April 2000 in Bad Radkersburg. Univforsch. Prähist. Arch. 78. Bonn: Habelt 2001, 15–27.
- Findling 2007: D. Findling, Der Keltische Baumkreis: Inspiration und Heilung durch die Baumkraft-Methode. Kreuzlingen/München: Hugendubel 2007.
- Fischer 2002: M. A. Fischer, Blühender Stumpfsinn statt blühender Wiese. GARTEN-Haus. Gartenkultur in Österreich 1–2, 2002, 32–33.
- Fischer u.a. 2008: M. A. Fischer/W. Adler/K. Oswald, Exkursionsflora für Österreich, Liechtenstein und Südtirol. Linz: Biologiezentrum der OÖ Landesmuseen 32008.
- Fischer u.a. 2010: E. Fischer/M. Rösch/M. Sillmann/O. Ehrmann/H. Liese-Kleiber/R. Voigt/A. Stobbe/A. J. Kalis/E. Stephan/K. Schatz/A. G. Posluschny, Landnutzung im Umkreis der Zentralorte Hohenasperg, Heuneburg und Ipf. Archäobotanische und archäozoologische Untersuchungen und Modellberechnungen zum Ertragspotential von Ackerbau und Viehhaltung. In: D. Krausse/D. Beilharz (Hrsg.), »Fürstensitze« und Zentralorte der frühen Kelten. Abschlusskolloquium des DFG-Schwerpunktprogramms 1171 in Stuttgart, 12.–15. Oktober 2009. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 120. Stuttgart: Konrad Theiss 2010, 195–265.
- Fitter/Peat 1994: A. H. Fitter/H. J. Peat, The Ecological Flora Database. Journal of Ecology 82, 1994, 415–425. <<http://www.ecoflora.co.uk>>
- Frazer 1989: J. G. Frazer, Der Goldene Zweig. Das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker. Hamburg: Rowohlt 1989.
- Fries-Knoblach 2002: J. Fries-Knoblach, Die Kelten. 3000 Jahre europäischer Kultur und Geschichte. Stuttgart: Kohlhammer 2002.
- Graves 1985: R. Graves, Die weiße Göttin. Sprache des Mythos. Hamburg: Rowohlt 1985.
- Griffin-Kremer 2014: C. Griffin-Kremer, »Humble Plants«: Uses of Furze and Nettles in the British Isles (and Beyond). In: A. Chevalier/E. Marinova/L. Peña-Chocarro (Hrsg.), Plants and People: Choices and Diversity through Time. Early Agricultural Remnants and

- Technical Heritage (EARTH): 8,000 Years of Resilience and Innovation 1. Oxford: Oxbow Books 2014, 270–275.
- Griffin-Kremer/Heiss 2014: C. Griffin-Kremer/A. G. Heiss, Common Plant Names, Now and Then – The Botanical Viewpoint. In: A. Chevalier/E. Marinova/L. Peña-Chocarro (Hrsg.), Plants and People: Choices and Diversity through Time. Early Agricultural Remnants and Technical Heritage (EARTH): 8,000 Years of Resilience and Innovation 1. Oxford: Oxbow Books 2014, 361–363.
- Gruben 2001: G. Gruben, Griechische Tempel und Heiligtümer. München: Hirmer ⁵2001.
- Hartmann 2013: A. Hartmann, Orgetorix – Erlebnisse eines Unbeholfenen. Neuauflage. Norderstedt: Books On Demand 2013.
- Heiss 2011: A. G. Heiss, Der Holler – ein Strauch, vor dem man den Hut ziehen sollte. Archäologisches, Volksmedizinisches, Mystisches und Kritisches zum Schwarzen Holler. In: G. Schramayr/K. Wanninger (Hrsg.), Der Schwarze Holler (*Sambucus nigra* L.). Monografien der Regionalen Gehölzvermehrung RGV. St. Pölten: Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Landentwicklung 2011, 23–28.
- Heiss 2012: A. G. Heiss, Zauberkranke oder Rinderfutter? Prähistorischen Misteln auf der Spur. In G. Schramayr (Hrsg.), Die Laubholzmistel (*Viscum album* ssp. *album* L.). Monografien des Vereins Naturbegleiter. St. Pölten: Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Landentwicklung 2012, 31–35.
- Heiss u.a. 2005: A. G. Heiss/W. Kofler/K. Oeggl, The Ulten Valley in South Tyrol, Italy: Vegetation and Settlement History of the Area, and Macrofossil Record from the Iron Age Cult Site of St. Walburg. *Palyno-Bull.* 1/1–2, 2005, 63–73.
- Heiss/Drescher-Schneider 2012: A. G. Heiss/R. Drescher-Schneider, Umwelt- und Landwirtschaftsgeschichte im Laßnitztal: Erste Ergebnisse von Pollen- und Großrestanalysen aus Brunnen- und Moorablagerungen. *Forum Arch.* 63/6, 2012. <<http://homepage.univie.ac.at/elisabeth.trinkl/forum/forum0612/63heiss.htm>>
- Heiss/Kohler-Schneider 2011: A. G. Heiss/M. Kohler-Schneider, Galgenmännlein und Wunderblumen – Eine kurze (Ur-)Geschichte der Zauberpflanzen in Niederösterreich und anderswo. In: E. Lauermaier/S. Sam (Hrsg.), Drei Farben – Magie. Zauberk. Geheimnis. Bedeutung der Farben über Jahrtausende. Begleitpublikation zur Sonderausstellung im Urgeschichtemuseum Niederösterreich Asparn an der Zaya vom 2. April bis 30. November 2011. Asparn an der Zaya: Urgeschichtemuseum Niederösterreich 2011, 44–83.
- Hofeneder 2005: A. Hofeneder, Die Religion der Kelten in den antiken literarischen Zeugnissen Bd.1. Von den Anfängen bis Caesar. *Mitt. Prähist. Komm. ÖAW* 59. Wien: Verlag ÖAW 2005.
- Hofeneder 2007: A. Hofeneder, Plinius und die Druiden. Überlegungen zu *naturalis historia* 16, 249–251. In: H. Birkhan (Hrsg.), Kelten-Einfälle an der Donau. Akten des 4. Symposiums deutschsprachiger Keltologinnen und Keltologen. Philologische – Historische – Archäologische Evidenzen (Linz/Donau 17.–21. Juli 2005). *Denkschr. Österr. Akad. Wiss., Phil. Hist. Kl.* 345. Wien: Verlag ÖAW 2007, 307–324.
- Hofeneder 2008: A. Hofeneder, Die Religion der Kelten in den antiken literarischen Zeugnissen. Sammlung, Übersetzung und Kommentierung, Bd. II: Von Cicero bis Florus. *Mitt. Prähist. Komm. ÖAW* 66. Wien: Verlag ÖAW 2008.
- Hofeneder 2010: A. Hofeneder, Späte Zeugnisse zum keltischen Eichenkult. In: J. A. Arenas Estebán (Hrsg.), Celtic Religion across Space and Time (= IX. Workshop F.E.R.C.A.N. [Fontes Epigraphici Religionum Celticarum Antiquarum], Molina de Aragón, 17.–20. September 2008). Toledo: Junta de Comunidades de Castilla-La Mancha 2010, 281–298.
- Hofeneder 2015: A. Hofeneder, Heilige Haine der Kelten in der antiken Literatur. Kultrealität versus literarischer Barbarentopik. In: K. Sporn/S. Ladstätter (Hrsg.), Akten des Kolloquiums »Natur – Kult – Raum«, Salzburg, 20.–22. Jänner 2012. *Sonderschr. ÖAI* 51. Wien: Phoibos 2015, 153–167.

- Holzer 2009: V. Holzer (Hrsg.), Roseldorf. Interdisziplinäre Forschungen zur größten keltischen Zentralsiedlung Österreichs. Forschung im Verbund 102. Wien: Österreichische Elektrizitätswirtschafts-Aktiengesellschaft (Verbundgesellschaft) 2009.
- Hönisch 1877: A. Hönisch, David von Ungnad, Freiherr zu Sonnegg und Bleiburg. Carinthia 8, 1877, 169–183.
- Hope 1987: M. Hope, Practical Celtic Magic. A working guide to the magical heritage of the Celtic Races. Wellingborough: Biddles Ltd, Guildford and King's Lynn 1987.
- Hotz u. a. 2006: J. Hotz u. a., Nicht nur der »Apostel der Deutschen«: Die Missionierung der Angelsachsen und der Germanen. In: Dies., Aufstieg des Islam. Welt- und Kulturgeschichte. Epochen, Fakten, Hintergründe in 20 Bänden. Bd. 6. Hamburg: Zeitverlag 2006, 328.
- Hutton 1999: R. Hutton, The Triumph of the Moon. A History of Modern Pagan Witchcraft. Oxford/New York: Oxford University Press 1999.
- Hutton 2003: R. Hutton, The New Druidry. In: Ders. (Hrsg.), Witches, Druids and King Arthur. London: Humbledon 2003, 239–258.
- Hutton 2007: R. Hutton, The Druids. London: Humbledon Continuum 2007.
- Hutton 2009: R. Hutton, Blood and Mistletoe. The History of the Druids in Britain. New Haven/London: Yale University Press 2009.
- James 1999: S. James, The Atlantic Celts. Ancient People or Modern Invention? London: University of Wisconsin Press 1999.
- Karl 2004: R. Karl, Die Kelten gab es nie. Sinn und Unsinn des Kulturbegriffs in Archäologie und Keltologie. In: Ders. (Hrsg.), Archäologische Theorie in Österreich. Eine Standortbestimmung. 1. AKT Wien 2004, 7–35. <<http://ausgegraben.org>>
- Karl 2008: R. Karl, Feine Unterschiede. Zu »Keltengenes« und ethnogenetischen Prozessen in der Keltiké. Mitt. Anthr. Ges. Wien 138, 2008, 205–23.
- Kay 1986: Q. O. N. Kay, Dioecy and pollination in *Viscum album*. Watsonia 16, 1986, 232.
- Kohler-Schneider u. a. 2015: M. Kohler-Schneider/A. Caneppele/A. G. Heiss, Land use, economy and cult in late Iron Age ritual centres: an archaeobotanical study of the La Tène site at Sandberg-Roseldorf, Lower Austria. Veget. Hist. Archaeobot. 24/4, 2015, 517–540.
- Kudlich 2004: H. Kudlich, Katzenkönig & Co. – Übersinnliches vor den Strafgerichten. JuristenZeitung 59/2, 2004, 72–79.
- Kumbasli u. a. 2011: M. Kumbasli/A. Keten/V. Beskardes/E. Makineci/E. Özdemir/E. Yilmaz/H. Zengin/O. Sevgi/H. Cinar Yilmaz/S. Caliskan, Hosts and distribution of yellow mistletoe (*Loranthus europaeus* Jacq. (Loranthaceae)) on Northern Strandjas Oak Forests — Turkey. Sci. Res. Ess. 6/14, 2011, 2970–2975.
- Leskovar 2010: J. Leskovar, Alte Kelten – Neue Druiden. Archäologie, Neuheidentum und der Keltenbegriff. Oberösterreichische Heimatbl. 64/3–4, 2010, 119–131.
- Leskovar 2012: J. Leskovar, Kämpfen um die Kelten. Archäologische Argumente in der neuheidnischen Literatur und der Keltenbegriff in der Fachliteratur. Keltische Forsch., Allg. Buchr. 2. Wien: Praesens, 2012.
- Maier 2001: B. Maier, Die Religion der Kelten. Götter – Mythen – Weltbild. München: Beck 2001.
- Marzell 1926: H. Marzell, Die deutschen Bäume in der Volkskunde. 2. Die Eberesche (*Sorbus Aucuparia*). Mitt. Deutsche Dendrologische Ges. 37, 2, 1926, 71–78.
- Marzell 1931/1932: H. Marzell, Eberesche (Vogelbeerbaum, niederd. Quick, Quitschenboom; *Sorbus aucuparia*). In: H. Bächtold-Stäubli/E. Hoffmann-Krayer (Hrsg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde III. Berlin/Leipzig: de Gruyter 1931/1932, 523–527.
- McManus 1991: D. McManus, A Guide to Ogam. Maynooth Monogr. 4. Maynooth: An Sagart 1991.
- Meyer 2012: W. J. Meyer, Home of the Living, Land of the Dead: Dwelling with the Bronze and Iron Age Tombs of Southern Burgundy. Chapel Hill: University of North Carolina 2012.

- Mütsch-Engel 1985: A. Mütsch-Engel, Bäume lügen nicht. Das keltische Baumhoroskop. Göttingen: Bert Schlender 1985.
- Oeggel 2004: K. Oeggel, Palynologische Untersuchungen zur vor- und frühgeschichtlichen Erschließung des Lermooser Beckens in Tirol. Ber. Reinhold-Tüxen-Ges. 16, 2004, 75–86.
- Patzer 2010: S. Patzer, Druiden. Ihr Imagewandel von der frühen Neuzeit bis in die Moderne. Wien: Praesens 2010.
- Pauli 1980: L. Pauli, Die Herkunft der Kelten. Sinn und Unsinn einer alten Frage. In: Ders. (Hrsg.), Die Kelten in Mitteleuropa. Kultur – Kunst – Wirtschaft. Salzburger Landesausstellung 1. Mai – 30. Sept. 1980 Keltenmuseum Hallein, Salzburg: Amt der Salzburger Landesregierung, Kulturabteilung 1980, 16–24.
- Pokorný/Kaplan 2004: P. Pokorný/M. Kaplan, Die paläoökologische Untersuchung des befestigten Areals auf dem Berg Vladař. Zielsetzung, methodische Voraussetzungen und erste Ergebnisse. In: M. Chytráček/J. Michálek/K. Schmotz (Hrsg.), Archäologische Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen. 13. Treffen 25. bis 27. Juni 2003 in Pfreimd. Rahden/Westf.: Marie Leidorf 2004, 106–125.
- Poppe 1996: E. Poppe, Die mittelalterliche irische Abhandlung *Auraicept na nÉces* und ihr geistesgeschichtlicher Standort. In: K. D. Dutz/H.-J. Niederehe (Hrsg.), Theorie und Rekonstruktion. Trierer Stud. Geschichte Linguistik. Münster: Nodus 1996, 55–74.
- Poux u.a. 2004: M. Poux/M. Demierre/S. Foucras/M. Garcia/J. Gasc/D. Pasquier/G. Verrier, Sanctuaire de Corent (Puy-de-Dôme): bilan de trois années de fouille. Bull. AFEAF 22, 2004, 45–51.
- Reda 2000: A. M. Reda, Wie aus den Kelten die Germanen wurden. Norderstedt: Books on Demand 2000.
- Rieckhoff 2001: S. Rieckhoff, Kelten heute. Esoterisch? – Europäisch? – Erfunden? In: Dies./J. Biel (Hrsg.), Die Kelten in Deutschland. Darmstadt: WBG 2001, 13–19.
- Rieckhoff 2007: S. Rieckhoff, Die Erfindung der Kelten. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 2. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 19. Linz: Oberösterreichisches Landesmuseum 2007, 23–37.
- Rösch u.a. 2008: M. Rösch/E. Fischer/H. Müller/M. Sillmann/H.-P. Stika, Botanische Untersuchungen zur eisenzeitlichen Landnutzung im südlichen Mitteleuropa. In: D. Krause/C. Steffen (Hrsg.), Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes. Kolloquium des DFG-Schwerpunktprogramms 1171 in Blaubeuren, 9.–11. Oktober 2006. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 101. Stuttgart: Konrad Theiss 2008, 319–347.
- Scaife 1986: R. G. Scaife, Pollen in Human Palaeofaeces; and a Preliminary Investigation of the Stomach and Gut Contents of Lindow Man. In: I. M. Stead/J. B. Bourke/D. R. Brothwell (Hrsg.), Lindow Man – The Body in the Bog. London: British Museum Publications 1986, 126–135.
- Seppä 2007: H. Seppä, Pollen Analysis, Principles. In: S. A. Elias (Hrsg.), Encyclopedia of Quaternary Science 3. Amsterdam: Elsevier 2007, 2486–2497.
- Simrock 1876: K. Simrock, Die Edda, die ältere und jüngere, nebst den mythischen Erzählungen der Skalda. Stuttgart: Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1876.
- Thiselton-Dyer 1889: T. F. Thiselton-Dyer, The Folk-Lore of Plants. London: Chatto & Windus 1889.
- Tinner u.a. 2005: W. Tinner/A. F. Lotter/B. Ammann/M. Conedera/P. Hubschmied/J. F. N. van Leeuwen/M. Wehrli, Klima und Landschaftsumgestaltung – Palynologische Hinweise zur Komplexität prähistorischer Mensch-Umwelt-Beziehungen. In: Ph. Della Casa/M. Trachsel (Hrsg.), WES'04 – Wetland Economies and Societies. Proceedings of the International Conference in Zurich, 10–13 March 2004. Collectio Archaeologica 3. Zürich: Chronos 2005, 57–68.

- Tutin u.a. 1964–1983: T. G. Tutin/V. H. Heywood/N. A. Burgess/D. M. Moore/D. H. Valentine/S. M. Walters/D. A. Webb, *Flora Europaea*. 5 volumes and index. Cambridge: Cambridge University Press 1964–1983.
- Vescoli 1995: M. Vescoli, *Der Keltische Baumkalender. Über den Menschen, die Zeit und die Bäume*. München: Hugendubel 1995.
- von Jan 1857–1892: L. von Jan, *C. Plini Secundi Naturalis historiae libri XXXVII*. Leipzig: B. G. Teubner 1857–1892.
- Vonarburg 2005: B. Vonarburg, *Homöotank. Farbiger Arzneipflanzenführer der klassischen Homöopathie*. Band 2: Blütenreicher Sommer. Stuttgart: Karl F. Haug 2005.
- Wallrath 1998: B. Wallrath, *Die Wahrheit über das »Keltische Baum-Horoskop«*. <<http://web.archive.org/web/20070217085324/http://www.euro-celts.org/arboreum/baumkreis.html>> Version vom 17.02.2007.
- Watts 2007: D. C. Watts, *Dictionary of Plant Lore*. Burlington u. a.: Academic Press 2007.
- Wegmüller 1976: H. P. Wegmüller, *Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen in den Thuralpen und im Faningebiet (Kantone Appenzell, St. Gallen, Graubünden/Schweiz)*. *Botanische Jahrb. Systematik, Pflanzengesch. u. Pflanzengeogr.* 97/2, 1976, 226–307.
- Zebec/Idžojić 2006: M. Zebec/M. Idžojić, *Hosts and Distribution of Yellow Mistletoe, Loranthus europaeus Jacq. in Croatia*. *Hladnikia* 19, 2006, 41–46.
- Zibulski 2005/2006: P. Zibulski, *Die Mistel in der Jungsteinzeit*. *Mistelteinn* 6, 2005/2006, 4–17.
- Zuccarini 1833: J. G. Zuccarini, *Einiges über Geschichte und Vorkommen von Viscum und Loranthus*. *Allg. Botanische Ztg.* 10, 1833, 145–150.

Andreas G. Heiss

Universität Wien, Vienna Institute for Archaeological Science (VIAS), Althanstraße 14 (Geozentrum, UZA II), 1090 Wien, Österreich
andreas.heiss@erbsenzaehler.at

Jutta Leskovar

Oberösterreichisches Landesmuseum, Welser Straße 20, 4060 Leonding, Österreich
j.leskovar@landesmuseum.at

Nachruf



Johannes Richter (1928–2014)

In Plauen (Vogtland) lebend, tätig im Ruhestand, ist Johannes Richter plötzlich und unerwartet im Alter von 86 Jahren verstorben. Das Vogtland war seine Heimat; ihrer Archäologie und Geschichte, besonders auch ihrem Museum galt sein Schaffen mit Kraft und Hingabe.

Johannes Richter wurde am 4. März 1928 in Neuensalz geboren. Dort wuchs er auf, besuchte die damalige Volksschule und absolvierte anschließend eine Lehre als kaufmännischer Angestellter in einer Plauener Färberei, überschattet von den Ereignissen des Krieges. Nach dem verheerenden Bombenangriff auf die Vogtlandmetropole im April 1945 und dem Kriegsende arbeitete er als Bauhilfsarbeiter bei der Enttrümmerung im Gelände des Oberen Bahnhofs.

Mit schwerem Anfang und Neuorientierung fand er den Weg an die neu gegründete Vorstudienanstalt, die spätere Arbeiter- und Bauern-Fakultät in Plauen, und erwarb dort die Hochschulreife. Bereits 1946 begann er das Studium in den Fächern Geschichte und Germanistik an der Universität Leipzig. Er war einer der ersten Hörer von Friedrich Behn und erlebte als Student den Aufstieg von Gerhard Mildenberger vom Assistenten zum Professor. Das Staatsexamen legte er 1952 ab, Ur- und Frühgeschichte bei Prof. Friedrich Behn und Geschichte bei Prof. Walter Markov und Prof. Heinrich Sproemberg. Die Diplomarbeit schrieb er über die Glockenbecherkultur.

Mit dem Ausbau der Kultureinrichtungen, der zugleich mit DDR-Reglement verbunden war, kam er als Assistent an das Museum für Deutsche Geschichte in Berlin und arbeitete an der Urgeschichtlichen Abteilung unter der Leitung von Karl-Heinz Otto. Bereits nach zwei Jahren gelang ihm der Sprung nach Plauen an das damalige

Vogtländische Kreismuseum, als wissenschaftlicher Mitarbeiter, wobei ihm neben Verantwortung große Kompetenz und Selbstständigkeit geboten wurden.

Aus privaten Gründen verließ er Plauen 1966 noch einmal und zog nach Berlin. Dort wurde er beim Sekretariat Natur und Heimat des Kulturbundes und am Staatlichen Museum für Ur- und Frühgeschichte auf der Museumsinsel tätig. Als 1976 das Direktorat des Plauener Museums vakant wurde, bewarb er sich und erhielt den Zuschlag. 14 Jahre leitete er diese Einrichtung mit Umsicht und Behutsamkeit. Den noch von Kriegsschäden gezeichneten Bau brachte er voran, Sammlungen und Ausstellungen wurden erweitert und erneuert. Engagiert brachte er das Museum in die Wende ein, wirkte maßgebend an der Wiederbegründung der Vereine und stellte Verbindungen zum bayerischen Vogtland um Hof und zu den Museen und Vereinen in Oberfranken und Oberpfalz wieder her. Auch nach Eintreten in den Ruhestand förderte er weitere Vereine und Publikationen und verfolgte besorgt den schwierigen und wechselnden Weg seines Museums.

Unter den spezifisch archäologischen Arbeiten verdient die Beschäftigung mit der slawischen Fundlage des Dobnagaues im Zentrum des sächsischen Vogtlandes Beachtung, besonders die Grabung und Bearbeitung der spätslawischen Funde von Kleinfriesen und Reusa. Mit der Darstellung der speziellen wirtschaftlichen Erscheinung der Pechsiederei bereicherte er das Bild. Schwierig gestaltete sich für ihn die Dorfkernforschung im in der Talsperre untergehenden Dorf Pöhl. Wohl war die Bevölkerung rechtzeitig ausgesiedelt, aber bei weitem keine Grabungsfreiheit erreicht. In das Schloss zog die Bauleitung, in das Dorf die Bauarbeiter und in den Gasthof die Versorgung der Arbeiter ein. Zufahrtsmöglichkeiten und Wohn- und Sicherheitsbedürfnisse engten die Untersuchungsmöglichkeiten immer wieder ein. Daneben erlitt er Krankheit und Krankenhaus. Glücklicher verliefen die Forschungen zusammen mit Günter Eismann zu den Wüstungen im Wald von Hohenstein-Ernstthal.

Johannes Richter schritt mit Umsicht und Konsequenz zur interdisziplinären Arbeit vor, in breiter und sehr erfolgreicher Zusammenarbeit mit der Namenkunde. Zugleich betrieb er die Einbeziehung der Mediävistik und der Paläobotanik. Eine allgemein verständliche Vermittlung von Landschaft und Geschichte seiner Heimat verfolgte er stetig und komplex in Ausstellungen, Schriften und regelmäßigen Veranstaltungen.

Sein Tod am 26. August 2014 fällt in eine Zeit kritischer Wechsel, teilweise harter Veränderungen für das Vogtland und sein Museum. Sein Leben und Werk bewahrt auch mit das kulturelle Antlitz einer markanten Landschaft um die vergangene Jahrtausendwende bescheiden, aber charakteristisch im Gedächtnis.

Gerhard Billig

Beckerstr. 34, 01109 Dresden, Deutschland

Schriftenverzeichnis von Johannes Richter*

1. Die Glockenbecherkultur. Ein allgemeiner Überblick. Ungedruckte Diplomarbeit, Univ. Leipzig 1952.
2. Eine neue slawische Fundstelle im Vogtland. Ausgrabungen u. Funde 1, 1956, 85–87.
3. Neue urgeschichtliche Funde im Vogtland. Kulturspiegel Plauen, April 1956.
4. Urgeschichtliche Wanderausstellungen für die Landbevölkerung. Ausgrabungen u. Funde 2, 1957, 12–13.
5. Zusammen mit G. Billig/W. Radig/F. L. Schmidt, Probleme der frühgeschichtlichen Besiedlung im Vogtland (Reichenfelder Kolloquium). Jahrb. Kreismus. Hohenleuben-Reichenfelds 6, 1957, 5–17.
6. Eine neue Fundstelle der frühen Eisenzeit bei Regnitzlosau. Kulturwarte Hof 4, 1958, 55–57.
7. Das Hügelgrab von Liebau. Sonderausstellung im Kreismuseum. Kulturspiegel Plauen 7/8, 1958.
8. Ein Steingerät mit Schäftungsrille von Arnshausen. Jahrb. Kreismus. Hohenleuben-Reichenfelds 7/8, 1958/59, 31–36.
9. Auf den Spuren der ersten Bewohner des Vogtlandes. In: Land und Leute. Heimatkundliches Lesebuch für die Schüler der Kreise Plauen-Stadt und Plauen-Land (Plauen 1960) 13–21.
10. Die Entstehung der Metalltechnik. Bronze und Eisen vor Jahrtausenden. Kulturelle Rundschau Stadt- u. Landkr. Plauen 3, 1960, 38–39.
11. Zum Beginn der Ausbreitung des Kartoffelanbaus im Vogtland. Sächs. Heimatbl. 7, 1961, 511–517.
12. Eine Volksburg der Bronzezeit auf dem Eisenberg bei Jocketa. In: Kalender Sächsische Gebirgsheimat 1963, Bl. 17.–23. Februar.
13. Plauen in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. In: Plauen. Ein kleines Stadtbuch. Museumsreihe H. 25, 1963, 19–31.
14. Neuere Arbeiten zur Burgenforschung im Vogtland. Kulturspiegel für die Kreise Plauen u. Reichenbach Juli/August 1964, 101–102; 127–128.
15. Zusammen mit Rolf Weber, Zur ursprünglichen Vegetation und zum Kulturpflanzenanbau im jungbronzezeitlichen Altsiedelgebiet des mittleren Vogtlandes. Arbeits- u. Forschungsber. Sächs. Bodendenkmalpf. 13, 1964, 223–256.
16. Neue Forschungsergebnisse zur slawischen Besiedlung des Egerlandes. Kulturspiegel für die Kreise Plauen u. Reichenbach 7, 1965, 105–106.
17. Das Wasserschloß Mechelgrün im Vogtland. In: Kalender Sächsische Gebirgsheimat 1965, Bl. 4.–19. April.
18. Aus der Arbeit am Vogtländischen Ortsnamenbuch. Information der Leipziger namenkundlichen Arbeitsgruppe an der Karl-Marx-Universität 3, 1965, 2–4.
19. Die Anfänge des Kartoffelanbaus im Vogtland. In: Kalender Sächsische Gebirgsheimat 1966, Bl. September–1. Oktober.
20. Zusammen mit Walter Schwab, Mechelgrün 1267–1967. Herausgabe zur 700-Jahrfeier (Mechelgrün 1967).
21. Zusammen mit Erwin Ortmann, Zinnfigurensammler sind Talente. Sammler-Express, Fachzeitschr. Philatelie u. a. Sammelgebiete 22. Jg., 2. Märzheft 1968, 139.
22. I. Zentrale Tagung Numismatik des Deutschen Kulturbundes vom 2. bis 4. Mai 1969 in Magdeburg. In: Arbeitsmat. Zentralen Komm. Natur u. Heimat d. Präsidialrates d. Deutschen Kulturbundes (1969) 5–7.
23. Zusammen mit Heinz Fengler, Die Fachgruppen Numismatik des Deutschen Kulturbundes und die Museen. Neue Museumskde. 13, 1970, H. 4, 303–309.

* Ohne Zeitungsbeiträge. Für Zuarbeit gebührt Gabriele Buchner, Horst Fröhlich und Martina Röber besonderer Dank.

24. Zusammen mit Günter Eismann, Wüstungen bei Hohenstein-Ernstthal. Arbeits- u. Forschungsber. Sächs. Bodendenkmalpfl. 19, 1971, 247–322.
25. Noch einmal Rabenholz (Romholz b. Poppengrün). Kulturspiegel Kreis Auerbach 5, 1971, 60 u. 3. Umschlags.
26. Mit Beiträgen v. A. Haack/R. Weber/D. Wohlrab, Zur Geschichte von Altensalz, Neuensalz und Voigtsgrün. In: Rat d. Gemeinde Neuensalz (Hrsg.), Neuensalz, Altensalz-Voigtsgrün. Aus der Vergangenheit und Gegenwart unserer Dörfer (Neuensalz 1972) 12–41.
27. Wüstungsforschung im Bezirk Karl-Marx-Stadt. In: Landesmuseum f. Vorgesch. Dresden in Verbindung m. d. Bezirkssekr. Natur u. Heimat im Kulturbund der DDR (Hrsg.), Zur archäologischen Frühgeschichtsforschung unserer Heimat. Erläuterungen zur gleichnamigen Ausstellung im Schlossbergmuseum Karl-Marx-Stadt (Karl-Marx-Stadt 1973) 28–36.
28. Buchbesprechung: E. Neuss, Wüstungskunde des Saalkreises, der Stadt Halle und der Mansfelder Kreise. 1. u. 2. Teil. Weimar 1969 und 1971. EAZ 14, 1973, 377–381.
29. Kostbarkeiten im Vogtlandmuseum Plauen. Schriftenr. Vogtlandmus. Plauen 45, 1977.
30. Zusammen mit Horst Fröhlich, Das vogtländische Kreismuseum Plauen/Entwicklungsetappen, Arbeitsgebiete und Zielstellungen eines Regionalmuseums. Neue Museumsdkde. 23, 1980, 4–14.
31. Zeugnisse frühgeschichtlicher Pechgewinnung im Vogtland. In: Kalender Sächsische Gebirgsheimat 1980, Bl. 2.–8. Juni.
32. Zusammen mit Horst Wohlrab, Neues zur Gründung der Ortsgruppe der KPD. Vogtländ. Heimatbl. 1, 1981, H. 2, 1–5; H. 3, 2–5.
33. Steinbeilfunde im Vogtland und im Erzgebirge. In: Kalender Sächsische Gebirgsheimat 1982, Bl. 4.–10. Januar.
34. Zusammen mit E. Eichler u. V. Hellfritsch, Die Ortsnamen des sächsischen Vogtlandes. Teil I. Herkunft – Entwicklung – Bedeutung. Schriftenr. Vogtlandmus. 50, 1983; Teil II. Zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte. Schriftenr. Vogtlandmus. 53, 1985.
35. Ur- und Frühgeschichte, Geschichte, Übersicht, Wüstungen, Ortsbeschreibungen von Großfriesen, Mechelgrün mit D. Wohlrab; Ortsbeschreibungen von Voigtsgrün, Neuensalz, Altensalz, Gansgrün, Thossfell. In: Plauen und das mittlere Vogtland. Werte unserer Heimat 44 (Berlin 1986).
36. Zum Stand der Wüstungsforschung im sächsischen Vogtland. In: Urgesch. u. Heimatforsch. 23 (Weimar 1986) 68–76.
37. Zum Stand der Wüstungsforschung im sächsischen Vogtland. Sächs. Heimatbl. 33, 1987, 216–219.
38. Aufgaben der Wüstungsforschung. In: Arbeitsheft 1. Aus der Arbeit des Bezirksfachausschusses Ur- u. Frühgesch. (Karl-Marx-Stadt 1988) 16–23.
39. Wüstungsforschung. In: Zentr. Fachausschuß Ur- u. Frühgesch. Ges. Heimatgesch. (Hrsg.), Heimatforschung u. Bodendenkmalpflege. Ein Leitfadens für die Arbeit ehrenamtlicher Bodendenkmalpfleger (Berlin 1988) 48–50.
40. Die »Schwedenschanze« bei Weischlitz. In: Kalender Sächsische Gebirgsheimat 1989, Bl. 30. Januar–5. Februar.
41. Aufgaben der Stadtkernforschung in Plauen (Vogtland). Archäologische Stadtkernforschungen in Sachsen. Arbeits- u. Forschungsber. Sächs. Bodendenkmalpfl., Beih. 19, 1990, 117–120.
42. Nachruf auf Günter Eismann. In: Arch. Mitt. aus dem Bezirk (Chemnitz 1990) 27–28.
43. Zur Genealogie und Geschichte der Burggrafen von Meißen und Grafen zum Hartenstein aus dem älteren Haus Plauen. Sächs. Heimatbl. 38, 1992, 299–303.
44. Walther Ludwig. Biografie. In: Ein Gang durch Alt-Plauen. Schriftenr. Vogtlandmus. Plauen 60, 1993, 5–6.
45. Dr. Walther Ludwig (1893 bis 1983) – Ein Plauener Pädagoge und Urkundenforscher. Mitt. Ver. Vogtländ. Gesch., Volks- u. Landeskd. 2 (45), 1993, 1–7.
46. Stadtarchäologische Untersuchungen in Plauen. Vogtland-Jahrb. 10, 1993, 33–36.

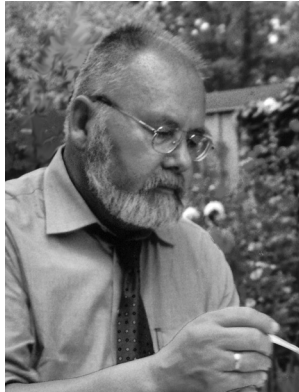
47. Zusammen mit Wolfgang Schrader, Der Degen des Burggrafen Heinrich IV. Mitt. Ver. Freunde u. Förderer Vogtlandmus. Plauen 3./4., 1992/93 (1994) 9–10.
48. Burggraf Heinrich IV. zu Meißen, Graf zu Hartenstein, Herr zu Plauen und Gera – der Eroberer von Hof. Coll. Hist. Wirsbergense: Gesch. Obermain 19, 1993/94, 47–55.
49. Burggraf Heinrich IV. von Meißen – Herr zu Plauen und Gera. Vogtländ. Heimatbl. 5, 1994, 23–24.
50. Georg Samuel Dörffel (1643–1688) Theologe und Astronom. In: Wiss. Kolloquium Georg Samuel Dörffel und seine Zeit, Plauen 1993; Einführung u. Gesamtreaktion (Plauen 1994).
51. Buchbesprechung v. Willi Gerking, Die Wüstungen des Kreises Lippe. Eine historisch-archäologische und geographische Studie zum spätmittelalterlichen Wüstungsgeschehen in Lippe, Münster 1995. Namenkundliche Inf. 70, 1996, 131–134.
52. Zusammen mit Rudolf Laser u. Joachim Mensdorf, 1944/1945 Plauen. Eine Stadt wird zerstört (Plauen 1995); darin: 4. Luftschutz in Plauen, 43–70; 11. Trümmerbeseitigung–Munitionsbergung–Blindgängerentschärfung, 173–180.
53. Burggraf Heinrich IV. von Meißen, Graf zum Hartenstein, Herr von Plauen und Gera – Geschichte und Genealogie. Mitt. Ver. Vogtländ. Gesch., Volks- u. Landeskde. 4 (47), 1995, 4–12.
54. Sieben Monate Luftkrieg über Plauen. Vogtländ. Heimatbl. 22, 1995, 26–27.
55. Zur ersten urkundlichen Erwähnung von Jößnitz im Vogtland. Mitt. Ver. Vogtl. Gesch., Volks- u. Landeskde. 5 (48), 1996, 26–28.
56. Ein Hügelgrab aus der Latènezeit. In: Vogtland-Jahrbuch 1997, 57.
57. Die Vögte von Weida, Gera, Plauen und Plauen-Reuß. Vogtländ. Heimatbl. 17, 1997, H. 2, 18–21; H. 3, 8.
58. Professor Erhard Weigel (1625–1699). Vogtländ. Heimatbl. 1997, H. 3, 18.
59. Wie das Vogtland kursächsisch wurde. Zur Geschichte der Vögte von Weida, Gera, Plauen und Reuß-Plauen im Hoch- und Spätmittelalter. Vogtländ. Heimatbl. 1997, H. 4, 11–12; H. 5, 4–6; H. 6, 12–14.
60. Haase, Amandus. In: Verein für vogtländ. Gesch., Volks- u. Landeskde. e. V. (Hrsg.), Berühmte Vogtländer I (Plauen 1997) 40.
61. Johnson, Eduard. In: Verein für vogtländ. Gesch., Volks- u. Landeskde. e. V. (Hrsg.), Berühmte Vogtländer I (Plauen 1997) 48.
62. Leipoldt, Johannes. In: Verein für vogtländ. Gesch., Volks- u. Landeskde. e. V. (Hrsg.), Berühmte Vogtländer I (Plauen 1997) 51.
63. Ludwig, Walther. In: Verein für vogtländ. Gesch., Volks- u. Landeskde. e. V. (Hrsg.), Berühmte Vogtländer I (Plauen 1997) 55.
64. Ur- und Frühgeschichte, historische Ortsbeschreibung Zschockau. In: W. Schmidt (Hrsg.), Das östliche Vogtland. Ergebnisse der landeskundlichen Bestandsaufnahme in den Gebieten Treuen, Auerbach, Oelsnitz und Falkenstein. Werte d. deutschen Heimat 59 (Weimar 1998).
65. 125 Jahre Verein für vogtländische Geschichte in der Stadt Plauen. Vogtländ. Heimatbl. 18, 1998, H. 5, 13.
66. Raab, Curt von. In: Verein für vogtländ. Gesch., Volks- u. Landeskde. e. V. (Hrsg.), Berühmte Vogtländer II (Plauen 1999) 73.
67. Weidhaas, Hermann. In: Verein für vogtländ. Gesch., Volks- u. Landeskde. e. V. (Hrsg.), Berühmte Vogtländer II (Plauen 1999) 100.
68. Buchbesprechung v. Helmut Veit Röder, Uradel und Grundherrschaft des Rodau-Leubnitzer Landes. Ein Beitrag zur 700-Jahrfeier von Leubnitz im Jahre 2000. Bl. Fränk. Familienkde. 24, 2001, 225–226.
69. Die Grafen von Everstein und das Land der Vögte. In: R. Aurig/R. Butz/I. Gräßler/A. Thieme (Hrsg.), Im Dienste der historischen Landeskunde. Festgabe für Gerhard Billig zum 75. Geburtstag (Beucha 2002) 123–131.

70. Karten und Erläuterungen, Archäologische Fundorte, Siedlungs- und Flurformen, Das Land der Vögte 1350. In: B. Unger/U. U. Jäschke/S. Kropop/W. Pöllmann/J. Richter/Th. Unger/R. Weber (Hrsg.), Der Vogtlandatlas. Regionalatlas zur Natur, Geschichte, Bevölkerung, Wirtschaft, Kultur des sächsischen Vogtlandes (Chemnitz 2004) 30; 36; 42. [3. Aufl. Chemnitz 2007, 36; 40; 44].
71. Der vogtländische Heimatforscher Eduard Johnson. In: Kalender Sächsische Heimat 2004, Bl. 1.–4. Januar.
72. Die Burggrafen aus dem Hause Plauen der Vögte – zur Genealogie und Geschichte. Oberpfälzer Heimat 52, 2008, 138–144.
73. Gedenksteinweihe für Eduard Johnson bei Sachsgrün. Mitt. Ver. Vogtländ. Gesch., Volks- u. Landeskde. 13, 2007, 160–162.

Beiträge über Johannes Richter

- Ehrenmitgliedschaft für Dipl.-Prähistoriker Johannes Richter. Mitt. Ver. Vogtländ. Gesch. 11, 2005, 116–118.
- G. Buchner, Würdigungen zum 80. Geburtstag von Johannes Richter. Mitt. Ver. Vogtländ. Gesch. 14, 2008, 104–106 [dort auch vollst. Bibliographie 106–115].
- H. Fröhlich/M. Röber, Im Gedenken an Johannes Richter. Mitt. Ver. Vogtländ. Gesch. 20, 2014, 122–124.

Nachruf



Hubert Reimer (1939–2015)

Hubert Reimer wurde am 23. Februar 1939 in Memel/Ostpreußen als zweiter Sohn und drittes von fünf Kindern des Tierarztes Richard Reimer und seiner Frau Lydia, geb. Wilks, geboren. Der Vater fiel im Zweiten Weltkrieg, die Mutter wurde kriegsbedingt mit ihren fünf Kindern auf die Insel Poel verschlagen. Seine Großmutter Maria Wilks betreute die Kinderschar, während die Mutter im Hospital für den Lebensunterhalt sorgen musste. Hubert Reimer sprach immer mit Hochachtung davon, wie die alleinstehenden Frauen ihn und seine Geschwister, eine Schwester und drei Brüder, in den schweren Jahren der Nachkriegszeit ernährt und erzogen hatten.

Nach dem Besuch der Grundschule in Kirchdorf auf Poel und dem Abitur 1958 an der Oberschule in Wismar verpflichtete sich Hubert Reimer zum Dienst in der Nationalen Volksarmee in einer Artillerieeinheit. 1960 wurde er als Feldwebel der Reserve entlassen.

Er studierte von 1960 bis 1964 am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig unter Friedrich Behn und Heinz A. Knorr. Hubert Reimer gehörte damit zum letzten Jahrgang von Hauptfachstudenten, bevor im Zuge der Hochschulpolitik in der DDR das Institut zu einem Wissenschaftsbereich ohne Hauptfachausbildung herabgestuft wurde. Das Studium der Vor- und Frühgeschichte schloss er 1964 mit hervorragenden Prüfungen und einer Diplomarbeit zur »Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit in der Prignitz« als Diplom-Prähistoriker ab. Als Nebenfach hatte er Ethnographie bei Eva Lips belegt, daneben aber weitere Fächer gehört und vor allem Unterricht in Spanisch genommen.

Während des Studiums erwarb er unter anderem bei Ausgrabungen auf der Wiprechtsburg Grotzsch unter Heinz Vogt, auf der Altsteinzeitstation Grotzsch bei

Eilenburg unter Helmut Hanitzsch, bei den nächtlichen Ausgrabungen im Chor der Thomaskirche in Leipzig unter Herbert Küas, auf der Kaiserzeitsiedlung Wüste Kunersdorf unter Heinz Seyer, an Notbergungsgrabungen in Egelu unter Johannes Schneider und bei der Notbergung des schnurkeramischen Kettenhockers von Zschernitz bei Delitzsch unter Ludwig Schmidt notwendiges Praxiswissen. Ihm verdanken wir die spektakulären Funde eines Schabers und einer Lautscher Spitze bei den Höhlengrabungen von Ute Steiner-Leuken in der Herrmannshöhle in Rübeland/Harz.

Von 1964 bis 1968 war er Promotionsaspirant am Institut. Ein vom Lehrstuhl beantragter Studienaufenthalt auf Kuba wurde zunächst abgelehnt, vermutlich weil sein ältester Bruder inzwischen in Florida beheimatet war und damit eventuell Fluchtgefahr bestand. Ein Antrag auf Forschungen in Chile, damals unter dem Christdemokraten Eduardo Frey Montalves, wurde danach aber, auch auf Fürsprache des Historikers Prof. Manfred Kossok, problemlos für die Jahre 1965–1966 genehmigt.

Seine zukünftige Ehefrau Velia Chuaqui hatte er während dieses Studienaufenthaltes in Chile kennen gelernt und dort geheiratet. Aus der Ehe gingen zwei Töchter hervor.

1968 promovierte er als Erster seines Studienjahrganges und als Letzter aus dem Institut nach dem alten Ritus – mit Rigorosum und öffentlicher Verteidigung in Spanisch – mit dem Ergebnis seiner Materialaufnahmen in Chile über »Die Besiedlung der chilenischen Zentralzone vom 8.–16. Jh. u. Z.«. Gutachter waren Prof. Heinz A. Knorr und Dr. Peter Neumann, Museum für Völkerkunde Dresden.

1968 wurde er in die Stabsgruppe »Neubau der Universität« für drei Jahre berufen. In dieser Funktion sorgte er dafür, gemeinsam mit der Lehrstuhlinhaberin Prof. Dr. Edith Hoffmann, dass Teile der Bibliothek und auch die Sammlung als Begründung für größere Institutsräume dienten, als sie eigentlich für so ein kleines Institut vorgesehen waren. Wissenschaftlich gesehen waren es aber doch für ihn verlorene Jahre. Als Verantwortlicher für die Sammlung archäologischer Objekte inventarisierte er 1974 diese erstmals nach dem Krieg.

Von 1968 bis 1974 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter, bis 1982 wissenschaftlicher Oberassistent am Fachbereich Urgeschichte und Alte Geschichte der Universität Leipzig. 1980 erwarb er die *Facultas docendi/venia legendi*. 1982 legte Hubert Reimer seine Promotion B (nach neuem Promotionsrecht, vergleichbar der Habilitation) über »Die Westgoten. Versuch einer archäologisch-historischen Studie« vor. Betreuer und Gutachter waren Prof. Rigobert Günther, Prof. Bruno Krüger (Berlin) und Prof. José María Blázquez (Madrid). Das Kulturabkommen der DDR mit Spanien ermöglichte ihm 1985 eine Studien- und Vortragsreise nach Spanien, die ihn auf den Spuren der Westgoten zu den Museen und Funden nach Madrid, Cordoba, Sevilla, Toledo und anderen Orten führte und die Teilnahme an einem Westgoten-Kongress einschloss. Sowohl seine Dissertation als auch seine Habilitation blieben ungedruckt und deshalb auch von der Fachwissenschaft wenig beachtet. Sein Spezialwissen über die Westgoten und Franken, die Archäologie der Westslawen und seine umfassenden Kenntnisse zur historischen Waffen- und Kostüm- bzw. Kleiderkunde von der Bronzezeit bis zur Neuzeit kamen vor allem den Studierenden zugute.

1983 erfolgte seine Berufung zum außerordentlichen Dozenten für Ur- und Frühgeschichte. Er lehrte in dieser Funktion bis zum März 1994 Ur- und Frühgeschichte am Fachbereich in Leipzig sowie am Institut für Lehrerbildung und an der Fachschule für

Museologie ebenda. Phänomenal war sein Gedächtnis; er speicherte alles, was er gelesen, gesehen und gehört hatte, was natürlich seinen Vorlesungen und Übungen zugute kam. Im passenden Moment konnte er Wilhelm Busch oder die Bibel zitieren, aber auch die Weltlage erklären. Leider tat er sich schwer mit Publikationen.

Zwischenzeitlich nahm er, mehrfach auch in leitender Funktion, an den Ausgrabungen des Institutsleiters Prof. Knorr am slawischen Burgwall und der Vorburgsiedlung in Grieben in der Altmark teil.

In seiner Funktion als Dozent wurden von ihm, zum Teil mit anderen Institutsmitarbeitern, Ausgrabungen an den slawischen Burgwällen in Kietz (Lkr. Stendal, damals Kr. Havelberg) [zu Kietz s. jetzt: U. Stammwitz, Der slawenzeitliche Burgwall von Kietz, Lkr. Stendal. Ungedr. Examensarbeit 2008, Humboldt-Univ. Berlin, Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte] und Repten (Lkr. Oberspreewald-Lausitz, damals Kr. Calau) durchgeführt. Dies erfolgte im Rahmen der studentischen Ausbildung, die sich durch die Lehrverantwortung des Institutes für die Studenten der Sektion Geschichte, der Lehrerbildung und der Fachschule für Museologie in Leipzig (der heutigen Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur, Studiengang Museologie) ergab. So mancher Student beschwerte sich über den geregelten »militärischen« Tagesablauf auf seinen Ausgrabungen, andere wiederum schwärmten von seinen selbstgedichteten lustigen Reimen im Eugen-Roth-Stil, mit denen er lautstark die Grabungsmannschaft zu wecken pflegte.

Während fast seiner gesamten universitären Laufbahn musste er als Reserveoffizier häufiger zu Reservistenübungen einrücken, verbunden mit jeweiliger Beförderung bis hin zum Dienstgrad eines Majors. Er hatte einerseits unbestreitbar eine Ader für das Militärtechnische und Militärhistorische, nicht aber das Militaristische, was auch seine Aktivität in der Gesellschaft für Sport und Technik erklären mag. Andererseits sah er durchaus, dass ihn diese wenig effektiven wochenlangen Einsätze an seinen Forschungen behinderten.

Für sein Engagement in der Gesellschaft für Sport und Technik an der Karl-Marx-Universität erhielt er 1985 die Ernst-Schneller-Medaille in Gold. Er war spät Mitglied in der SED geworden und blieb nach 1990 in der Nachfolgepartei PDS.

Er gehörte zu den Gründern und aktiven Mitarbeitern der »Gesellschaft für Völkerverständigung« in Leipzig. Verschiedentlich konnte er seine guten Spanischkenntnisse als Dolmetscher einsetzen. Seinen breit gefächerten Spezialkenntnissen kam das Beherrschen weiterer Sprachen wie Englisch, Französisch, Italienisch, Portugiesisch, Dänisch, Schwedisch und Russisch und damit das Verstehen der einschlägigen Publikationen zugute.

Hubert Reimer musste sich nach der »Wende«, wie fast alle Angehörigen wissenschaftlicher Einrichtungen, einem Evaluationsverfahren stellen und wurde in dessen Ergebnis nicht in den weiteren Universitätsdienst übernommen. Diese Entscheidung wurde wohl vor allem begründet mit seiner spärlichen Publikationstätigkeit; seine Leistungen für die theoretische und praktische Ausbildung wurden dabei völlig hintangestellt.

Im Rahmen des DFG-Projektes »Germanen-Slawen-Deutsche in der Niederlausitz« war er vom April 1994 bis Ende 1997 mit der Aufgabe des Abschlusses seiner Ausgrabungen am Burgwall Repten und deren Aufarbeitung beschäftigt. Die drohende Zerstörung des Burgwalles durch den geplanten Tagebau Mitten südlich von Vetschau war ab 1983 Anlass der Grabung gewesen. Durch die Änderung der Braunkohlenpläne nach

1990 blieb der Burgwall erhalten. Hubert Reimer hatte sich dankenswerterweise für mehrere Grabungskampagnen mit studentischen Hilfskräften verschiedenster Fachrichtungen und auch ausländischen Fachstudenten bereit erklärt, da das zuständige Museum für Ur- und Frühgeschichte Potsdam mit seinen Personalkapazitäten auf anderen Schwerpunktgrabungen zur gleichen Zeit ausgelastet war. Ein Abschluss der Grabungsaufarbeitung wurde in der Zeit seiner befristeten Anstellung bis zum Auslauf des DFG-Projektes nicht erreicht, jedoch die Abbildungstabeln durch eine ABM-Zeichnerin erstellt.¹

Hubert Reimer übersiedelte schließlich nach Erreichung des Ruhestandes 2004 mit seiner Familie nach Chile. Als fürsorglicher Familienmensch konnte er noch erfüllte Jahre mit seiner Familie, seinen Kindern und Enkeln erleben. Ende des Jahres 2014 erkrankte er schwer; von dieser Krankheit erholte er sich trotz eingetretener Komplikationen und konnte seine ausgedehnten Fußmärsche wieder aufnehmen. In Folge eines unvorhersehbaren Verkehrsmanövers stürzte er in einem Bus und zog sich eine nicht sofort erkannte Hirnverletzung zu. Er verstarb am Ostersonntag, den 5. April 2015 in Santiago de Chile und wurde dort auch beigesetzt.

Günter Wetzel

Saarbrücker Str. 5a, 03048 Cottbus, Deutschland

guenter-wetzel@gmx.de

Schriftenverzeichnis Hubert Reimer

- Der Inkahorizont in Zentralchile – Probleme seiner Zentralausprägung. Ergebnisse einer archäologischen Studienreise 1965/66. EAZ 10, 1969, 69–79.
- Die Besiedlung der chilenischen Zentralzone vom 8.–16. Jahrhundert u. Z. (Autorenreferat 1969). EAZ 11, 1970, 311–316.
- Die Epoche der sozialen Revolution im Übergang von der Sklavenhalterordnung zum Feudalismus. 1500. Jahrestag des Unterganges des Weströmischen Reiches. Tagungsbericht Leipzig 1976. EAZ 18, 1977, 735–738.
- Konferenzbericht »Kolloquium über Fragen der sozialökonomischen Formation Urgesellschaft«. Tagungsbericht Leipzig 1980. EAZ 22, 1981, 516–519.
- Annotation zu: G. Correal Urrego, Investigaciones Arqueológicas an Abrigos Rocosos de Nemócon y Sueva. Bogota 1979. EAZ 22, 1981, 765–766.
- Die Westgoten: Versuch einer archäologisch-historischen Studie. Ungedr. Prom. B, Leipzig 1982.
- zus. mit W. Jahn, III. Internationalen Symposium zur Geschichte der Übergangsetappe von der Sklavereigesellschaft zum Feudalismus, Tagungsbericht Leipzig 1982. EAZ 25, 1984, 187–188.
- Soziale Schichten im Westgotenreich von Toulouse und Toledo. Einige Bemerkungen zu den westgotischen Freien. EAZ 25, 1984, 479–488.
- Die Westgoten. Versuch einer archäologisch-historischen Studie. (Prom. B, 1982), Autorenreferat. EAZ 26, 1985, 439–447.
- zus. mit A. Traeger, Der slawische Burgwall von Repten, Kr. Calau. Ausgr. u. Funde 31, 1986, 91–97.

1 Die wissenschaftliche Aufarbeitung der Grabungsbefunde und des Fundmaterials wird derzeit im Rahmen eines Dissertationsvorhabens durch T. Kinkeldey (Greifswald) vorbereitet.

- Internationale Woche westgotischer Studien. Madrid, Toledo, Alcalá de Henares 1985, Tagungsbericht. EAZ 28, 1987, 349–350.
- Peregrination Gothica II, Białé Błota (VR Polen) 1986, Tagungsbericht. EAZ 29, 1988, 187–188.
- Zur Entstehung des Westgotenreiches von Toulouse. Rezension zu: A. Garnica, Orígenes y Desarrollo del Reino Visigodo de Tolosa. Klio 68, 1986, 255–261.
- Rez. zu: M. Pillar Caldera de Castro – Agustín Velázquez Jiménez, Augusta Emerita I. Klio 70, 1988, 275–278.
- zus. mit Velia Chuaqui de Reimer, Priszillian und der Priszillianismus in den Akten spanischer Konzilien des 4. bis 6. Jahrhunderts. Klio 71, 1989, 508–515.
- Die soziale Mobilität in der altorientalischen Klassengesellschaft und in der antiken Sklavereigesellschaft. Bad Saarow 1988. Tagungsbericht. EAZ 31, 1990, 185–186.
- Der slawische Burgwall von Kietz, Kr. Havelberg – ein Vorbericht. Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch. 75, 1992, 325–345.
- Der slawische Burgwall in Repten, Kreis Calau. Niederlausitzer Stud. 24/25, 1992, 76–82.

Unpubliziert

- Konkordanz und Diskonkordanz von archäologischen und schriftlichen Quellen zum Westgotenreich (für WZ Rostock, nach Mitteilungen 11, 1983, 96).
- Westgoten und Iberoromanen im Westgotenreich. Mskr. für Protokollband Eirene-Tagung.
- Die sozialökonomischen und politischen Bedingungen bei der Übersiedlung westgotischer Freier von Gallien nach Spanien am Ende des 5. Jh. Für: Protokollband Peregrinatio Gothica II.
- zus. mit H. A. Knorr, Der slawisch-mittelalterliche Burgwall von Grieben, Kr. Tangerhütte. Für: Jahresschr. Mitteldt. Vorgesch.
- Interpretación social del cementario visigótico de Daganza de arriba (auch: Intento de una interpretación social del material arqueológico del cementerio visigótico de Daganzo de Arriba (Madrid). Für: Protokollband der »Semana internacional de estudios visigóticos«, Madrid 1986.
- Theoretische Überlegungen zur Westgotenproblematik. Für: ZfG.

Stefan Burmeister

Lost in Thought

Besprechung zu:

Bjørnar Olsen/Michael Shanks/Timothy Webmoor/Christopher Witmore, Archaeology. The Discipline of Things. Berkeley u. a.: University of California Press 2012. ix und 255 Seiten. 26 Abbildungen. Softcover. ISBN 978-0-520-27417-4.

&

Ian Hodder, Entangled. An Archaeology of the Relationship between Humans and Things. Chichester: Wiley-Blackwell 2012. xii und 252 Seiten. 26 Abbildungen. Softcover. ISBN 978-0-470-67212-9.

Für die diversen Archäologien liefern die materiellen Hinterlassenschaften wie im Falle der Prähistorischen Archäologie die einzige, für jene, die auf Schriftzeugnisse zugreifen können, zumindest aber eine zentrale Quellenbasis zur Untersuchung vergangener Gesellschaften. Das ›Auslesen‹ von Funden und Befunden gehört zum wissenschaftlichen Selbstverständnis dieser Disziplinen. Von daher ist das Methodenrepertoire der Archäologien insbesondere auf die Erschließung und Untersuchung der Materiellen Kultur ausgelegt. Seit ihren Anfängen bilden für die einzelnen archäologischen Disziplinen »Dinge« Ausgangs- und Bezugspunkt für die wissenschaftliche Tätigkeit; seit jeher beschäftigt man sich intensiv mit Dingen. Die letzten geisteswissenschaftlichen Wendenmanöver des *material turn* bzw. des *practical turn*, die beide weitgehend als synonym verstanden werden, könnte man folglich in den Archäologien mit Genugtuung und Gelassenheit zur Kenntnis nehmen – oder, wie es ein Blick in die Weiten der Disziplinen anscheinend zu erkennen gibt, mit weitgehender Nichtbeachtung.

Ausgehend von der Wissenschafts- und Technikforschung (*Science and Technology Studies*, STS) wird im weiteren Feld der Kultur- und Sozialwissenschaften ein radikaler Paradigmenwechsel vollzogen, der seit einigen Jahren vornehmlich auch in der englischsprachigen archäologischen Theriegemeinde aufgegriffen wird. Für erste deutschsprachige Arbeiten sei an dieser Stelle auf zwei Publikationen in einem früheren Jahrgang der EAZ hingewiesen (K. P. Hofmann/St. Schreiber, Mit Lanzetten durch den *practical turn*. Zum Wechselspiel zwischen Mensch und Ding aus archäologischer Perspektive. EAZ 52/2, 2011, 163–187; Ph. W. Stockhammer, Von der Postmoderne zum *practice turn*: Ein neues Verständnis des Mensch-Ding-Verhältnisses in der Archäologie. EAZ 52/2, 2011, 188–214). In dem Mensch-Ding-Verhältnis bekommen die Dinge

einen neuen Stellenwert. Wurden sie bislang nur als Medium menschlicher Handlungen betrachtet, sollen sie nun als Ding-für-sich in den Fokus unserer Betrachtungen gestellt werden. In der Konsequenz des *material* bzw. *practical turn* werden Dinge selbst zu Handlungsträgern. Da wir in den archäologischen Quellen in erster Linie mit Dingen konfrontiert sind, der Mensch selbst allenfalls in seinen biotischen Überresten erhalten ist, ansonsten direkt jedoch nicht auftritt, kann ein auf die materielle Welt gerichteter Fokus für die Archäologien von besonderem Interesse sein. Von daher verdienen zwei Publikationen, die aus den Hochöfen der anglo-amerikanischen Theoriedebatte stammen und sich dem neuen Dingbezug innerhalb der Archäologie widmen, prinzipiell unsere Aufmerksamkeit. Das Autorenquartett Bjørnar Olsen, Michael Shanks, Timothy Webmoor und Christopher Witmore sowie Ian Hodder haben jeweils ein Buch vorgelegt, in dem sie die Archäologie als wissenschaftliche Disziplin neu justieren wollen.

Bereits der Titel des Buches von Olsen et al. formuliert einen umfassenden Anspruch, indem er *die* Archäologie als Disziplin der Dinge adressiert. Die verwendeten Fallbeispiele entstammen der Prähistorischen, Mesoamerikanischen und Klassischen Archäologie – und sie hätten genauso gut aus anderen Archäologien entnommen werden können. In ihrem Vorwort schreiben die Autoren, dass sie mit dem Buch – an dem sie gemeinsam an die zehn Jahre gearbeitet haben – Archäologen eine Anleitung an die Hand geben wollten, zu den Dingen zurückzukehren (S. vii). Doch allzu große Erwartungen werden im folgenden Einführungskapitel gleich wieder zunichte gemacht: Das Buch biete nur eine Reihe von Schnappschüssen (S. 1) und verfolge auch nicht das Ziel, dem Fach eine einheitliche Theorie an die Hand zu geben. Die Vielfalt sei eine Stärke, allein die Dinge als verbindendes Element stünden im gemeinsamen Fokus (S. 6).

Das Buch basiert auf zwei zentralen Konzepten, die im Einführungskapitel kurz angerissen werden: ein neuer Dingbezug und die so genannte Symmetrische Archäologie. Beides ist eng miteinander verzahnt und stellt einen radikalen Bruch mit bisherigen Vorstellungen innerhalb der Archäologie dar. Dinge sollen um ihrer selbst Willen betrachtet werden. Wir sehen Artefakte als Werkzeug, als Symbol, immer jedoch als Medium menschlicher Intentionen und Handlungen. Das berühmte Wort Robert Braidwoods vom »Indian behind the artifact« apostrophiert sinnbildlich die Ausrichtung des Suchers und den Zielpunkt unserer Betrachtungen: Es geht um den Menschen, den wir versuchen, durch die von ihm produzierten und verwendeten Gegenstände auszuleuchten. In einem früheren Beitrag hatte Olsen (B. Olsen, *Material Culture after Text: Remembering Things*. *Norwegian Arch. Rev.* 36, 2003, 87–104) bereits deutlich pointierter als im vorliegenden Buch auf die Medialität der Materiellen Kultur in der prozessualen und post-prozessualen Archäologie hingewiesen. Wir suchten die den Menschen behausende Gesellschaft, würden dabei jedoch verkennen – so der Vorwurf –, dass die Dinge Teil dieser Gesellschaft seien. Es werde ausgeblendet, dass menschliche Gesellschaft ohne die materielle Welt nicht existiert. Dinge wirken aufeinander und wirken auf den Menschen – folglich müssten sie um ihrer selbst Willen betrachtet werden. Als Untersuchungsgegenstand seien sie dem Menschen gleichrangig, epistemologisch ihm nicht untergeordnet. Menschen und Dinge befänden sich in einem symmetrischen Wirkungsverhältnis und müssten deshalb auch in ein nichthierarchisches, symmetrisches Betrachtungsverhältnis gesetzt werden. Dieser Gedanke wird durch das Buch hindurch

verfolgt – er wirkt sich nicht nur auf unseren Untersuchungsgegenstand aus, sondern bedingt auch die Konstitution der disziplinären Archäologie an sich.

Das erste thematische Kapitel liefert die obligatorische Eingangsanalyse eines Defizits, das eine Neufokussierung und den vorliegenden Ansatz rechtfertigt: Aktuell würden Dinge in den Gesellschafts- und Kulturwissenschaften weitgehend ausgeblendet. Dinge zögen ihre Spur durch die abendländische Geistesgeschichte, die die Autoren in ausgewählten Stationen von Kant bis Rilke, Benjamin und Heidegger nachzeichnen. Im Kant'schen Postulat des Dings-an-sich und der Unmöglichkeit, die materielle Welt direkt zu erfassen, machen sie die Ursache für die Ausgrenzung der Dinge jenseits unseres Betrachtungshorizontes fest. Mit der Begründung, dass wir erst durch unsere Sinne, Vorstellungen und Konzepte diese Welt erschließen, wird die Trennung von Subjekt und Objekt in die Welt gesetzt. Die Absage sämtlicher Möglichkeiten des unmittelbaren Zugriffs auf die Dinge und die Behauptung ihrer Mittelbarkeit fördern die prekäre Situation der materiellen Welt und wecken Zweifel an deren Wahrhaftigkeit. Der auf dem Kant'schen Postulat basierende Repräsentationismus verberge die Dinge hinter dem Schleier menschlicher Wahrnehmungen und Interessen und degradiere sie zum bloßen Objekt menschlicher Handlungen. Olsen et al. diagnostizieren eine gegenläufige Entwicklung: Die materielle Welt werde umso stärker aus dem Bewusstsein gedrängt, wie sich die Gesellschaft über die modernen technischen Auswüchse Sorge. Diesem Befund ist in seiner Pauschalität nicht zuzustimmen; die äußerst lebendige Techniksoziologie und die *Material Culture Studies* sind dem entgegenzuhalten; sie sind sicherlich gleichfalls ein Produkt des diagnostizierten Entfremdungsprozesses. Diese Argumentation führt zwingend zu Bruno Latour und seinem einflussreichen Buch *Wir sind nie modern gewesen* (B. Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie* [Berlin 1995]). Auch Olsen et al. folgen Latour in seiner Analyse, dass die Differenzierung einer sozialen und einer materiellen Sphäre, die Gegenüberstellung von Mensch als sozialem Wesen und den Dingen zur Ausgrenzung der Dinge aus der Gesellschaft führe. Die Gegensatzpaare Mensch–Ding / Kultur–Natur seien künstlich geschaffen und ließen sich auch empirisch nicht begründen. Latour und andere Vertreter des *material turn* belegen dies mit einer Vielzahl anschaulicher Beispiele. Dinge ›bewegen‹ sich auf beiden Seiten der ontologischen Grenze und überschreiten sie fortlaufend. Bemerkenswert ist hier die Verdrängungsleistung der Sozialwissenschaften und die Verschleierung des Doppelcharakters der materiellen Welt.

Einen zentralen Ausgangspunkt des *practical turn* bildeten die Laborstudien der *Science and Technology Studies*. Diese zeigen, dass die technischen Bedingungen im Labor, die psychischen und sozialen Dispositionen der einzelnen Wissenschaftler sowie ihr Arbeitsumfeld in hohem Maße den Prozess der Erkenntnisproduktion bestimmen (siehe z.B. K. Knorr-Cetina, *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft* [Frankfurt am Main 1984]). Dieser Prozess folgt weniger den Regeln bestimmter methodischer Verfahrensweisen, sondern individuellen Entscheidungen und Selektionen, ausgerichtet an den Bedingungen des Labors und dem einzelnen Wissenschaftler. Wissen ist demnach das Ergebnis eines sozialen und technischen Konstruktionsprozesses. Auch wenn Olsen et al. keinen direkten Bezug auf diese Studien nehmen, folgen sie doch deren intellektuellen Programm. Im Gegensatz zu diesen analysieren sie jedoch nicht eine konkrete Forschungssituation *en detail*, sondern

reihen eine lose Folge verschiedener Einzelbeispiele aneinander. In einem forschungsgeschichtlichen Abriss zeigen sie, wie sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert die Archäologie als wissenschaftliche Disziplin formierte. Nicht die Macher und Geistesgrößen in der Frühgeschichte des Faches oder die zeitgenössischen politischen und sozialen Rahmenbedingungen seien hier ursächlich zu nennen, sondern die Ausbildung eines eigenen Praxisfeldes in Museen und auf Ausgrabungen. Die räumlichen Bedingungen in den frühen Museen, die Vitrinen in den Sammlungen, die Arbeitsgeräte auf den Grabungen, die technischen Möglichkeiten der Dokumentation prägten die archäologische Praxis. Am Beispiel der noch jungen Fotografie zeigen die Autoren, wie diese die damalige Grabungsmethodik veränderte und – nach heutigen Maßstäben – disziplinierte. In den Kapiteln 3 bis 5 wird die Praxis der Archäologie als Zusammenkunft unterschiedlichster Akteure dargestellt. Der archäologische Forschungsprozess gestaltet sich in enger Verzahnung der materiellen Arbeitsbedingungen, Vertretern unterschiedlichster Interessengruppen und der Möglichkeiten der Dokumentation und Repräsentation archäologischer Funde und Befunde. Diese materialistische Perspektive überzeugt auf den ersten Blick, offenbart auf den zweiten jedoch zahlreiche blinde Flecken. Die vollständige Ausklammerung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen – etwa das ideologische Substrat zahlreicher Forschungen – und geistesgeschichtlicher Einflüsse – man denke hier z.B. an die Inspiration des Thomsen'schen Dreiperiodensystems durch die linnéische Taxonomie (siehe hierzu U. Veit, Archäologiegeschichte als Wissenschaftsgeschichte. Über Formen und Funktionen historischer Selbstvergewisserung in der Prähistorischen Archäologie. EAZ 52/1, 2011, 34–58) – missachtet entscheidende Aspekte archäologischer Realität. Ebenso ist die von Olsen et al. beschriebene Ausgrenzung der Laien aus dem Fach im 19. Jahrhundert und die Etablierung einer archäologischen Fachidentität ein sozialer Segregationsprozess.

Die Autoren lassen keinen Zweifel an ihrer Sicht, dass die Vergangenheit erst durch die archäologische Praxis erzeugt werde (z.B. S. 72). Vergangenheit im Ranke'schen Sinne »wie es eigentlich gewesen ist« werde immer hinter dem Horizont des Fassbaren bleiben; Vergangenheit ließe sich nur mittelbar, nur medial erschließen (S. 81). Damit wird Archäologie jedoch zu einer bloßen Form der Repräsentation. Über einen Transformationsprozess werden archäologische Befunde medial in den Wissensbestand überführt. Olsen et al. sezieren diesen technischen Prozess und beschreiben ihn als Form der Übersetzung. Unbeleuchtet bleibt dabei jedoch, aus welchen Quellen sich jenseits der technischen Vorgänge dieses Wissen speist.

Wie bereits bei den Laborstudien der STS geht es den Autoren vorrangig darum, die technischen Bedingungen der disziplinären Erkenntnisprozesse nachzuvollziehen. Sie greifen das Bild der *blackbox* auf, das für die Technikstudien Latours zentral ist – ohne hier jedoch auf diese zu verweisen. Latour (Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft [Frankfurt am Main 2002], 373) zufolge habe Technik die Tendenz, ihre Funktionsweise vor den Augen der Betrachter zu verbergen; und auch die archäologischen Verfahrensweisen verbergen sich in einer *blackbox* (S. 49). Vor allem filmische Dokumentationen böten heute die Möglichkeit, die Funktionsweise archäologischer Praxis aus der *blackbox* heraus ans Licht zu holen und zu analysieren. Die mediale Repräsentation spiegele zwar nicht die Vergangenheit, vermittele aber die Arbeitsweise der Archäologie und die Produktion von Vergangenheit.

Damit erteilen die Autoren jedem Anspruch eine Absage, substanzielle Aussagen über die Vergangenheit zu treffen. Indem sie, wie dargelegt, jeden direkten Zugriff auf die Vergangenheit zurückweisen und in Bezug auf Vergangenheit dem Repräsentationismus das Wort reden, sind sie wieder an der Seite Kants, den sie eingangs als geistigen Urheber für die Ausgrenzung der Dinge ausgemacht hatten – sie marginalisieren die Vergangenheit. Hier erzeugen Olsen et al. ein epistemologisches Spannungsfeld, das man sich, wenn nicht aufgelöst, so doch wenigstens reflektiert gewünscht hätte.

Der herausgearbeitete Transformationsprozess dinglicher Spuren aus der Vergangenheit in eine Vergegenwärtigung von Vergangenheit wird in der materialistischen Perspektive durch die Techniken der Repräsentation und Mediation archäologischer Dinge bestimmt (Kap. 6). Die Technik strukturiert somit maßgeblich unsere Vorstellungen von der Vergangenheit. Unbeleuchtet bleibt hierbei, dass archäologische Datenbanken mit ihren technischen Möglichkeiten zwar unsere Vergangenheitsarbeit figurieren, sie aber auf einen ideellen Input angewiesen sind. Die Frage der Kodierung einzelner Sachverhalte setzt vorhandene Konzepte zur Ordnung der Dinge voraus. Die archäologische Praxis befindet sich folglich im Wechselspiel technischer Anforderungen und vorstrukturierter Theorien über die Welt.

Archäologie sehen die Autoren als Teil unserer Erinnerungskultur, die die Vergangenheit aus der Gegenwart heraus erzeuge. In dieser zwingenden Konsequenz hatte Paul Valéry einst das Gedächtnis von der Vergangenheit abgelöst (siehe H. Weinrich, »Sans oubli on n'est que perroquet.« Erinnern und Vergessen bei Paul Valéry. In: J. Schmidt-Radefeldt [Hrsg.], Paul Valéry. Philosophie der Politik, Wissenschaft und Kultur [Tübingen 1999], 21–30). Auch andere Erinnerungstheoretiker wie Maurice Halbwachs argumentieren dafür, dass nicht die Vergangenheit als solche bewahrt wird, sondern nur das, »was die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihrem jeweiligen Bezugsrahmen rekonstruieren kann« (M. Halbwachs, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen [Frankfurt am Main 1985], 390). Die Perspektive von Olsen et al. zeigt hier deutliche Parallelen zu den Konzepten der in den letzten Jahrzehnten viel diskutierten Gedächtnistheorien; diese vermisst man jedoch in der Literaturliste.

Doch die Dinge sind widerständig, sie entziehen sich einer eindeutigen Repräsentation. Unterschiedliche Kontexte, neue Situationen, andere Zeiten – jedes Mal zeigt sich ein archäologischer Ort in einem anderen Licht; letztlich ließen sich die Dinge der Vergangenheit nicht eindeutig festlegen und auf einen spezifischen Zustand reduzieren. Gerade die neuen digitalen Medien gelten den Autoren als eine neue Form der Vergangenheitspflege, die zumindest demokratischer ist. Dass sich durch die damit verbundene Multiperspektivität grundsätzliche Verfahrensprobleme der Archäologie lösen ließen, ist jedoch nicht zu erkennen.

Ein Wesensmerkmal der dinglichen Widerständigkeit sei die zeitliche Tiefe, in der sich die Dinge bewegen (Kap. 7). Am Beispiel griechischer Orte, die von der Bronzezeit bis heute belebt sind, werde deutlich, wie verwoben die verschiedenen Nutzungsphasen sind. Die Vorvergangenheit greife in die Vergangenheit, die Vergangenheit in die Gegenwart ein. Hierbei handele es sich nicht um Archismen und ›Überlebsele‹, sondern um manifeste und wirkmächtige Präsenzen. Zeitkonzepte, die auf einer Abfolge von Ereignissen und Zuständen beruhen, würden zu kurz greifen. Und gerade hier, so

die Autoren, liege eine Stärke der Archäologie: die Komplexität von Zeit herauszuarbeiten (S. 137).

In den bisherigen Kapiteln befassten Olsen et al. sich mit den gegenwärtigen Dingen (technischen Hilfsmitteln und Verfahrensweisen im weitesten Sinne), die das Arbeitsfeld der Archäologie strukturieren. Dass Dinge die Arbeitsweise und – damit verbunden – die Erkenntnisse von Wissenschaft beeinflussen, zeigten die vielen Laborstudien der STS. Das bisher Gesagte ist folglich kaum ein originär archäologisches Phänomen, sondern ein allgemeines, nun für die Archäologie exemplifiziert. Greifen wir den Titel des Buches auf, so handelten die Ausführungen soweit über »Archaeology. The Discipline *with* Things«. Erst in Kap. 8 (von neun) erfolgt ein Perspektivwechsel, der nun die vergangenen Dinge selbst als Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung der Archäologie in den Blick nimmt. Am Beispiel neolithischer Megalithgräber argumentierten Shanks und Tilley 30 Jahre zuvor, dass diese Grabanlagen nicht die Sozialstruktur der jeweiligen Gesellschaften widerspiegeln, sondern als Mittel fungierten, die soziale Ordnung zu reproduzieren und zu legitimieren (M. Shanks/Ch. Tilley, *Ideology, Symbolic Power and Ritual Communication: A Reinterpretation of Neolithic Mortuary Practices*. In: I. Hodder [Hrsg.], *Symbolic and Structural Archaeology* [Cambridge 1982], 129–154). Damit vollzogen sie seinerzeit die Wende vom Prozessualismus zum Post-Prozessualismus. Anhand des gleichen Fallbeispiels vollzieht der vorliegende Text einen weiteren Perspektivwechsel. Der Fokus liegt nun auf der Ko-Existenz des Menschen mit einer Vielzahl neuer Gerätschaften, Pflanzen und Tieren sowie der Lebens- und Wirtschaftsweise. Es ist nun nicht mehr eine zugrundliegende Ideologie, die in die Bestattungsrituale eingreift, sondern die veränderte Alltagspraxis, mit der die Menschen zu Beginn des Neolithikums konfrontiert sind. Das ausgiebig diskutierte Beispiel eines griechischen Parfümfläschchens basiert ebenfalls auf einem älteren Artikel von Michael Shanks (*Style and the Design of a Perfume Jar from an Archaic Greek City State*. *Journal European Arch.* 1, 1993, 77–106). Wurden dort noch die Fläschchen als Ausdruck heroischer Ideologie und maskuliner Ordnung thematisiert, verlagert sich 2012 wie bereits bei den Megalithgräbern der Fokus. Im Vordergrund steht nun der Gedanke der *assemblage*, in der die unterschiedlichsten Identitäten, Tauschbeziehungen und Handlungskontexte zusammenkommen. Olsen et al. kommen zu dem Schluss, dass diese Gefäße nicht das Produkt der frühen griechischen Stadtstaaten seien – sie drehen die Wirkrichtung um: Die Gefäße seien Ausdruck einer kollektiven kulturellen Praxis, welche erst die Stadtstaaten hervorbrachte.

Aus der *fallacy of representation* von 1993 wurde 2012 die *fallacy of expression*. Ein Gegenstand könne nicht mehr als Ausdruck der Intentionen des Herstellers oder anderer externer Wirkmächte wie Ideologien und ökonomische Zwänge gesehen werden, sondern sei immer das Ergebnis des Zusammenspiels verschiedener Dinge mit ihren spezifischen Qualitäten und unterschiedlichsten Produzenten und Nutzern. In der materialistischen Perspektive brauche man nicht nach Intentionen und Ideologien zu fragen, die würden sich in den Dingen und der kulturellen Praxis materialisieren. Die Autoren betonen, dass es gerade der Archäologie möglich sei, die den Dingen und der Praxis unterliegende Logik zu erkennen (S. 168). Die gegebenen Beispiele lassen Leserinnen und Leser jedoch in weiten Teilen mit Unbehagen und Unverständnis zurück.

In ihrem letzten Kapitel ziehen Olsen et al. die Konsequenzen aus ihren Betrachtungen und fordern eine neue Ethik, die die Dinge um ihrer selbst Willen betrachtet und schützt. Gerade im Hinblick auf den praktischen Kulturgüterschutz, den sie konkret ansprechen, bleiben ihre Forderungen jedoch wiederum vage. Es wird nicht deutlich, wie sich der Schutz von Kulturgut, der die Dinge um ihrer selbst Willen bewahren will, von jenem unterscheidet, der nach dem Nutzen für die Menschen fragt. Bemerkenswert ist eine letzte Lehre, die die Autoren aus ihren Ausführungen meinen ziehen zu müssen. Archäologische Theorie entlehne ihre Konzepte aus Disziplinen, in denen die Dinge nur marginale Bedeutung haben. Solche Theorieangebote seien für die Archäologie nicht weiterführend; zudem seien die Methoden, Konzepte und Begrifflichkeiten der Archäologie vollkommen ausreichend, die Untersuchungen und Erkenntniswege der Archäologie zu leiten (S. 208). Damit erklären sie die Archäologie epistemologisch für selbstgenügsam und erteilen der Theoriebildung im weiteren gesellschaftswissenschaftlichen Rahmen weitgehend eine Absage. Dies ist umso erstaunlicher, als doch gerade auch der von den Autoren propagierte *material turn* von außen induziert wurde.

Das Buch von Olsen et al. ist schwer verdaulich, nicht zuletzt aufgrund der sehr abstrakten und vagen Argumentation. Wie die Autoren in ihrer Einführung selbst angeben, ist es ihr Ziel, Archäologie zu verstehen (S. 11). Das Praxisfeld der Archäologie wird in vielen Facetten dargelegt; ihre materialistische Perspektive zeigt eindrücklich, dass das Wissbare an das Machbare geknüpft ist. Hier liegt sicherlich die Stärke des Buches. Sein Titel ist jedoch irreführend. Wie oben bereits dargelegt, geht es den Autoren in erster Linie nicht um Archäologie als die Disziplin *der* Dinge, sondern um Archäologie als Disziplin *mit* Dingen. Ihr Studienobjekt ist die Archäologie als Wissenschaft und nicht die Vergangenheit, die mit Hilfe der Archäologie zu erforschen ist. Die disziplinäre Besonderheit der Archäologie mit ihren dinglichen Quellen und den sich daraus ergebenden Implikationen des Erkenntnisprozesses wird weitgehend ausgeblendet. Wessen Erwartungen durch den Buchtitel geweckt wurden und wer neue Einsichten erhofft, wird enttäuscht. Dass die materialistische Perspektive ein größeres Erklärungspotenzial hat als andere Ansätze, vermag zumindest bei den wenigen gegebenen archäologischen Beispielen nicht zu überzeugen. Dies liegt nicht zuletzt auch daran, dass die Autoren zahlreichen Ballast von ihnen wortreich zurückgewiesener Konzepte weiter mit sich herumtragen. Gerade das Beispiel der griechischen Parfümfläschchen wurzelt stark in post-prozessualen Repräsentationskonzepten. Unklar bleibt, wie denn das Verhältnis von Mensch und Ding zu sehen ist. Mehrfach benutzen die Autoren das Bild der Prothese (zusätzlich zu den Angaben im Index z. B. S. 113; 191), die die Dinge für den Menschen darstellen. Das konterkariert die eingeforderte Betrachtung der Dinge-für-sich und nähert sich Arnold Gehlens Vorstellung des Menschen als Mängelwesen an, das Technik als Prothese für fehlende Handlungs- und Sinnesorgane einsetze (A. Gehlen, *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt* [Berlin 1940], 77 f.). Hier verlieren die Dinge ihre postulierte Autonomie – der Bezug auf das Cyborg-Konzept der Mensch-Ding-Mischwesen löst diesen Widerspruch nicht auf. Auf ähnliche Inkonsistenzen innerhalb der Konzepte des *material turn* hat bereits Niels Johannsen (*Archaeology and the Inanimate Agency Proposition: A Critique and a Suggestion*. In: N. Johannsen/M. Jessen/H. J. Jensen [Hrsg.], *Excavating the Mind: Cross-Sections through Culture, Cognition and Materiality* [Århus 2012], 305–347) hingewiesen.

Das zweite hier zu besprechende Buch wurde von Ian Hodder verfasst und hat ebenso wie das oben rezensierte seinen Ausgangspunkt an der Stanford University, Kalifornien. Auch *Entangled* versteht sich als neuer Ansatz, die Dinge in den Fokus der archäologischen Betrachtung zu ziehen. Während sich Olsen et al. vornehmlich damit befassen, wie wir uns über Dinge die Vergangenheit aneignen – die Autoren somit letztlich gegenwartszentriert sind –, ist Hodders Erkenntnisinteresse in erster Linie vergangenheitsbezogen. Er liefert nicht wie die vorgenannten einen wissenschaftsgeschichtlichen, sondern einen kulturgeschichtlichen Beitrag, der unser Verständnis vergangener Gesellschaften vertiefen soll. In seinem einleitenden Kapitel macht Hodder deutlich, dass dieses tiefere Verständnis nur über eine stärkere Zentrierung unserer Betrachtungen auf die Dinge zu erreichen ist. Er lotet das Betrachtungsfeld aus, indem er wesentliche Charakteristika von Dingen vorab identifiziert: Dinge ständen und funktionierten immer nur im Kontext anderer Dinge; Dinge veränderten sich, seien instabil – nicht zuletzt durch Verschleiß und natürlichen Zerfall –; sie seien zeitlich, kämen sie doch aus der Vergangenheit und wirkten in die Zukunft (ein ähnlicher Gedanke findet sich auch bei Olsen et al., s. o.); Dinge würden vielfach aus unserer Wahrnehmung ausgeblendet und meist erst in ihrer Funktionsweise registriert, wenn sie eben nicht mehr funktionieren. Diese Wesensmerkmale strukturieren eine Reihe von Ding-Beziehungen, die in den folgenden Kapiteln des Buches näher betrachtet werden: das Abhängigkeitsverhältnis der Menschen zu den Dingen (Kap. 2); das Abhängigkeitsverhältnis der Dinge zu anderen Dingen (Kap. 3); das Abhängigkeitsverhältnis der Dinge zu den Menschen (Kap. 4).

Für die Analyse dieser gegenseitigen Abhängigkeiten unterscheidet Hodder zwei verschiedene Formen der Wirkbeziehung: *dependence* und *dependency* (S. 17 f.). Während ersteres die Ermöglichung einer Handlung oder eines Gebrauchs bezeichne, verweise letzteres auf einen limitierenden Charakter. Mit diesen nur unzureichend ins Deutsche zu übersetzenden Begriffen sind die beiden Faktoren umrissen, die unsere Dingnutzung bestimmen. Es ist hier kaum einsichtig, warum Hodder seiner Vorstellung von »dependence« dem im Materialitätsdiskurs etablierten Begriff der Affordanz (engl. *affordance*) den Vorzug gibt (vgl. J. J. Gibson, *Wahrnehmung und Umwelt. Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung* [München 1982]; A. Chemero, *An Outline of a Theory of Affordances. Ecological Psychology* 15, 2003, 181–195) – ein größeres Erklärungspotenzial ist für seine Vorstellung jedenfalls nicht zu erkennen (siehe auch S. 48 ff.). Eine Entsprechung von »Dependency« findet sich in dem von Hans Peter Hahn (*Vom Eigensinn der Dinge. Bayerisches Jahrb. Volkskde.* 2013, 13–22) entwickelten Konzept des »Eigensinns« der Dinge.

Aus den drei oben bezeichneten Abhängigkeitsverhältnissen ergeben sich für Hodder weitreichende Implikationen. Die Abhängigkeit des Menschen von Dingen sei derart umfassend, dass sich letztlich Gesellschaft erst durch Dinge realisiere. Einem Gedanken von Matthew Johnson folgend, erzeugten nicht nur Menschen Dinge, sondern auch Dinge Menschen. Auch Dinge selbst seien in ein vielfältiges Geflecht von Abhängigkeiten eingebunden. Mit zunehmender technischer Komplexität würden Dinge von anderen Dingen abhängen (Kap. 3). Was sich in einer Abfolge technischer Prozesse (*chaîne opératoire*) oder in Handlungsfolgen (*behavioral chain*) ausdrücke, basiere auf unterschiedlichen Technologien und Fertigkeiten, die in der Regel wiederum auf

Dingen basieren. Ebenso seien viele Dinge meist Kompositstechnologien, in denen die einzelnen Teile nur im Verbund mit anderen zu handhaben sind. Von daher funktionierten die einzelnen Dinge auch nur durch die anderen in einem technischen System notwendigen Teile und die daraus resultierenden Handlungsfolgen. Dinge würden darüber hinaus vom Menschen abhängen, der sie herstellen, warten und reparieren muss (Kap. 4). Dieser Umstand ziehe den Menschen jedoch tiefer in sein Abhängigkeitsverhältnis zu den Dingen hinein, zwingt ihn zu einer Vielzahl an Maßnahmen, die er durchführen müsse, um die Dinge zu nutzen. Das Abhängigkeitsverhältnis ist somit umkehrbar. Dies zu erkennen – und Hodder sieht es durchaus – verlangt jedoch einen Perspektivwechsel, den der Autor allerdings ausdrücklich nicht vollziehen will: Die Dinge nämlich nicht für sich, sondern für den Menschen zu sehen. Den Dingen – will man sie nicht beseelen – kann es eigentlich egal sein, ob der Mensch sie repariert; nicht jedoch dem Menschen, der sie für seine Zwecke wiederherstellen muss. Hier schleicht sich die kritisierte anthropozentrische Sichtweise ein.

Es ist ebenfalls bezeichnend, dass Hodder das Mensch-Mensch-Abhängigkeitsverhältnis weitgehend ausklammert (S. 88; 211). Gesellschaft realisiert sich eben doch nicht nur über Dinge, sondern auch über Normen und Regeln, über ideelle Werte. Herrschaft wird über vielfältige Formen indirekter Gewalt ausgeübt; gegenständliche Zwangsmittel sind in vielen Fällen eher die Ausnahme. Auch wenn die über Dinge ausgeübte offene Gewalt (z.B. Waffengewalt) die Ultima Ratio der Herrschaftssicherung ist, wird jede gesellschaftliche Analyse zu kurz greifen, wenn sie die ideellen Mechanismen zur Stabilisierung von Herrschaft ausklammert (siehe hierzu sehr reduktionistisch S. 213 ff.).

Die verschiedenen Wirkbeziehungen und Abhängigkeiten machen das aus, was Hodder *Entanglement* nennt: eine Verflechtung, die die unterschiedlichsten Dinge und Nutzer dieser Dinge in ein gemeinsames Beziehungsgefüge einbindet (Kap. 5). Es handelt sich hierbei in Abgrenzung zu der Akteur-Netzwerk-Theorie ausdrücklich nicht um Interaktionen von Akteuren und diese Akteure einspannende Netzwerke. Im Vordergrund stehen hier die Abhängigkeiten zwischen den gemeinsam verwobenen Menschen und Dingen, die sich aus deren Affordanz und Eigensinn ergeben. Hodders Beispiele zur Veranschaulichung seines Konzeptes sind meist banal, machen das Prinzip jedoch deutlich; etwa das Beispiel der Operation Barbarossa: mangelhafte Ausrüstung, die dem russischen Winter nicht gewachsen war (S. 94 f.). Wer mit falscher Kleidung im Winter friert, wird sich darüber kaum wundern dürfen – und auch eine Atlantiküberquerung auf einer Luftmatratze dürfte zum Scheitern verurteilt sein. Doch gerade das Beispiel des deutschen Überfalls auf Russland macht das Problem des *Entanglement*-Konzeptes offenkundig. Die mangelhafte Ausrüstung der Wehrmacht erklärt zwar die praktische Seite des Scheiterns; dass die Allmachtsphantasien und Überlegenheitsideologie im nationalsozialistischen Deutschland letztlich in diesen unzureichend vorbereiteten Überfall führten, bleibt jedoch unerklärt. Die ideellen Aspekte von Handlungen werden hier systematisch ausgeblendet; im Fokus steht das Offensichtliche. Weitere Beispiele Hodders ließen sich hier anschließen.

Einen Vulgärmaterialismus kann man Hodder hingegen nicht unterstellen. Am Beispiel von Musik führt er aus, dass spezifische Bedeutungen auf andere Bereiche übertragen werden (Kap. 6), Musik etwa mit bestimmten Bedeutungen assoziiert wird und

diese wiederum an anderer Stelle wirksam werden. Dies funktioniert ausschließlich in einem zeitspezifischen Kontext. In einem Wirkungsdreieck verbindet Hodder Affordanz, Resonanz und Abstraktion. Kulturelle Konnotationen und die Affordanz eines Dings erlauben eine zusätzliche Bedeutungsaufladung; über Abstraktion kann diese auf andere Dinge im weitesten Sinne übertragen werden. Dies funktioniert durch die ›Resonanz‹, die das bedeutungsgebende Ding auf den Menschen ausübt. Im Falle der Musik lässt sich das u. a. neurowissenschaftlich herleiten, denn hier ist die Resonanz nicht nur eine Metapher. Für sein archäologisches Fallbeispiel der Enthauptung von Menschen und Tieren und dem damit verbundenen Schädelkult ist das nicht nachvollziehbar (S. 132 ff.): Über körperliche Resonanz (›bodily resonance‹) soll die Praxis vom Umgang mit menschlichen Schädeln auf tierische übertragen worden sein. Die Vorstellung einer Resonanz bleibt hier vage.

Die durch *Entanglement* geknüpften Verflechtungen haben, wie Hodder bereits in Kap. 5 deutlich macht, eine zeitliche Tiefe (S. 98 ff.). Sie bildeten Systeme, die zum einen auf Anpassung seiner Bestandteile und Optimierung drängten (Kap. 7), zum anderen aber durchaus instabil seien (Kap. 8), weswegen ihnen Veränderungen inhärent seien. In den abschließenden Kap. 9 und 10 überführt Hodder seine Betrachtungen in ein allgemeines Geschichtsbild. Ausgehend von seinem Fallbeispiel Çatalhöyük stellt er eine Parallelität zivilisatorischer Entwicklungen fest (S. 200 ff.). Diese Prozesse unterlägen nicht allgemeinen Triebkräften (*prime movers*), sondern folgten der Eigenlogik der straff gespannten Netze, in die die Dinge und Menschen eingewoben sind. Mit zunehmendem Grad der Verflechtung würden diese Systeme komplexer, die gegenseitigen Abhängigkeiten umfassender und der Prozess des *Entanglements* irreversibel (S. 216 ff.). Der handelnde Mensch realisiere zwar Affordanzen und reagiere auf den Eigensinn der Dinge und des Gesamtsystems, dennoch hat man den Eindruck, dass er in diesem System letztlich ein Spielball der systemischen Eigenlogik ist. So käme es vorrangig den Dingen zu, Gesellschaft zu erzeugen (S. 165). Auf der großen Bühne gesellschaftlicher Prozesse scheint der Mensch bei Hodder kein überzeugender Akteur zu sein, was ja bereits schon bei der Identifizierung der wesentlichen Abhängigkeiten deutlich wurde (s. o.). Da der Mensch nicht die treibende Kraft der gesellschaftlichen Entwicklung ist, ist dieser Prozess auch nicht intentionell gesteuert (S. 203); laut Hodder ist er ebenso wenig teleologisch bestimmt (S. 167 f.; 204). Dennoch lässt sich der Determinismus innerhalb der von ihm skizzierten Prozesse auch nicht übersehen (siehe hierzu S. Pollock et al., *Entangled Discussions: Talking with Ian Hodder About His Book Entangled*, Berlin, 14. December 2013. *Forum Kritische Archäologie* 3, 2014, 151–161; sowie die Replik: I. Hodder, *Dis-Entangling Entanglement: A Response to my Critics*. *Forum Kritische Archäologie* 3, 2014, 162–170).

Die zur Veranschaulichung von Hodders Vorstellungen herangezogenen Beispiele entstammen vielfach der Alltagserfahrung, nicht zuletzt der des Autors, und sind oft sehr trivial; die archäologischen Fallbeispiele – meist aus Hodders eigenem Forschungsfeld Çatalhöyük – sind dagegen mit ihren vielen Unbekannten meist komplexer und weniger zwingend. Dennoch bietet das Buch zahlreiche Einsichten, die oft kaum neu, in ihrer Radikalität jedoch sehr erhellend sind. Deutlich ist die vielfach zu beobachtende Diskrepanz zwischen der komplexen theoretischen Diskussion und den mitunter simplifizierenden praktischen Beispielen. Die elektronische Armbanduhr hat zweifelsohne

einen erheblichen Disziplinierungscharakter und zwingt den Menschen in tiefgreifende Abhängigkeiten – sicherlich tiefgreifendere als gelegentlich die Batterie auszutauschen oder das Armband zu wechseln (S. 98). Sinnbildlich ist Hodders starke Hinwendung zur Archäometrie für die Untersuchung der physikalischen Bedingungen des Eigensinns der materiellen Dinge. Und wenn er betont, dass sich mit zunehmender Komplexität des Dings der Grad des *Entanglements* erhöht (S. 107), so mutet diese Beobachtung z. T. oberflächlich an. Eine Promotionsurkunde z.B. ist ein wenig komplexes Ding, deren Verleihung jedoch ein hohes Maß an *Entanglement* erfordert. Solche Fehleinschätzungen mögen daraus resultieren, dass Mensch-Mensch-Abhängigkeiten, wie oben bereits kritisiert, systematisch ausgeklammert werden. Hier wirkt sich die Ding-Zentriertheit erkenntnisthemmend aus.

Die beiden hier besprochenen Bücher von Olsen et al. und Hodder sind nicht als Einführungslektüre in den aktuellen Materialitätsdiskurs zu empfehlen; in jedem Falle aber bereichern sie diese Diskussion und fügen ihr neue Facetten hinzu. Beide Bücher stehen dafür, das Fach Archäologie und dessen Forschungen neu zu denken. Die Autoren lösen mit ihren Konzepten die traditionellen disziplinären Denkmuster auf und vermitteln in ihrer Hinwendung zur Welt der Dinge neue theoretische Einsichten zur Wirkmächtigkeit unserer materiellen Mitwelt. Die praktischen Forschungsergebnisse und neuen Erkenntnisse bezüglich vergangener Gesellschaften bleiben jedoch noch recht blass. Hier wird die weitere Diskussion nicht nur das erkenntnistheoretische, sondern auch das forschungspraktische Potenzial des *material turn* unter Beweis stellen müssen.

Etliche Erklärungen bleiben die hier rezensierten Autoren, aber auch andere des Materialitätsdiskurses schuldig. So will Hodder die Mensch-Ding-Beziehung aus der Perspektive der Dinge betrachten (Hodder, S. 10). Hier fragt man sich, wie er als analysierendes Subjekt die Perspektive der Dinge einnehmen will. Olsen et al. gehen in eine ähnliche Richtung, wenn sie sich aussprechen für ein »need for an ethics embracing things in their own being« (Olsen et al., S. 203). Auch das erfordert eine emische Sichtweise. Es ist schon schwer genug, eine Binnensicht fremder Kulturen einzunehmen; wie das im Falle dinglicher Existenzen geschehen soll, ist gänzlich offen – und damit bloße Phrase.

In der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) ist eine solche emische Perspektive ebenfalls integraler Bestandteil. Das zentrale Motto der Protagonisten des *material turn* lautet »follow the actors« (B. Latour, Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie [Frankfurt am Main 2007], 28). Damit versucht ANT ihr Credo eines symmetrischen Forschungsansatzes zu realisieren: ohne theoretische Vorannahmen Handlungssituationen zu analysieren. Voraussetzung dafür ist der Verzicht auf eine Vorab-Festlegung, wer handelt und wer nicht. In diesem Sinne sind Menschen – im herkömmlichen Sinne die Handlungssubjekte – und Dinge – im herkömmlichen Sinne die Handlungsobjekte – gleichzubehandeln, sprich in ein nicht-hierarchisches, symmetrisches Betrachtungsverhältnis zu setzen. Die Unmöglichkeit einer solchen, theoriefreien Betrachtungssituation ist vielfach dargestellt worden (z.B. K. R. Popper, Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf [Hamburg 1984], 72 f.).

So wenig der Betrachtungsmodus reflektiert wird, so unklar ist auch der Betrachtungsrahmen. ANT wie auch Olsen et al. und Hodder denken in Netzwerken. Die

Handlungen der Akteure bestehen aus Aktion und Reaktion auf andere Akteure, mit denen sie in ein gemeinsames Handlungs- und Wirkungsnetz eingebunden sind. Die Aktionen sind nur in diesem Zusammenspiel zu verstehen. Doch wie umfassend und weitreichend ist dieses Netz? Und kann der außenstehende, aber auf Binnensicht drängende Beobachter überhaupt alle Akteure identifizieren? Rein aus pragmatischen, aber auch aus epistemologischen Gründen müssen Grenzen gezogen werden – was jedoch nicht mit dem Symmetriegebot vereinbar ist. All das bleibt unreflektiert.

Der aktuelle Materialitätsdiskurs leidet unter zahlreichen Schwachstellen und blinden Flecken. Die hier besprochenen Publikationen sind davon nicht auszunehmen. Insgesamt lässt sich auch bei diesen ein Mangel an kritischer Auseinandersetzung feststellen. Kritik anderer Ansätze dient der Rechtfertigung der eigenen materialistischen Perspektive; diese wiederum wird affirmativ durch bestärkende theoretische Konzepte untermauert. Eine differenzierte Auseinandersetzung mit den eigenen Vorstellungen bleibt jedoch aus. Kritische Auseinandersetzungen etwa mit der ANT (z. B. in dem Sammelband: A. Pickering [Hrsg.], *Science as Practice and Culture* [Chicago 1992]) werden ebenso wenig einbezogen wie die polarisierende Debatte zwischen David Bloor, dem Begründer des Symmetrischen Ansatzes, und Bruno Latour über die Inkompatibilitäten ihres jeweiligen Symmetrie-Konzeptes (siehe z. B. D. Bloor, *Anti-Latour. Studies in History and Philosophy of Science* 30/1, 1999, 81–112; B. Latour, *For David Bloor ... and Beyond: A Reply to David Bloor's 'Anti-Latour'.* *Studies in History and Philosophy of Science* 30/1, 1999, 113–129). Beide Antagonisten ohne weitere Diskussion gemeinsam in einer Klammer als Referenz für den Symmetrischen Ansatz zu subsumieren (so etwa Ch. L. Witmore, *Symmetrical Archaeology: Excerpts of a Manifesto.* *World Archaeology* 39/4, 2007, 546–562; hier 546), ist inhaltlich irreführend und ignoriert die unüberbrückbaren Differenzen. So vermisst man auch die klare konzeptionelle Unterscheidung zwischen einer methodologischen und einer ontologischen Symmetrie (A. Preda, *The Turn to Things: Arguments for a Sociological Theory of Things.* *Sociological Quarterly* 40/2, 1999, 347–366; hier 357).

Da es sich bei all diesen Aspekten um zentrale Grundpfeiler der hier besprochenen neuen Ansätze handelt, wiegt diese Fehlstelle schwer. Alles in allem drängt sich am Ende doch der Eindruck auf, dass der hier praktizierte wissenschaftliche Diskurs mehr eine Form der Verkündung als eine inhaltliche Auseinandersetzung ist.

Stefan Burmeister

Museum und Park Kalkriese, Venner Straße 69, 49565 Bramsche-Kalkriese,
Deutschland

burmeister@kalkriese-varusschlacht.de

Thomas Schneider

A New History of the Beginnings of the German Archaeological Institute in Cairo, 1881–1929

Review of:

S. Voss, Die Geschichte der Abteilung Kairo des DAI im Spannungsfeld deutscher politischer Interessen 1881–1929. Menschen–Kulturen–Traditionen 8,1. Rahden/Westf.: Leidorf 2013. VIII und 270 Seiten. Zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen. Softcover. ISBN 978-3-86757-388-7.

The monograph under review is the first of two volumes that publish the results of a research project of the German Archaeological Institute in Cairo to scrutinize its history on the basis of their archival resources, commissioned to Susanne Voss. While the second volume is to comprise the history from 1929 to 1966,¹ this first volume authored by Voss (in the following: V.) embraces the time of the German Empire and the Weimar Republic. It is based on archival materials of the German Institute itself, the Swiss Institute (*Schweizerisches Institut für Ägyptische Bauforschung und Altertumskunde*), as well as numerous archives in Germany. In particular, it relies on some 50,000 pages of administrative documents by Ludwig Borchardt and corresponding files at the German Ministry of Foreign Affairs and the *Stiftung Preußischer Kulturbesitz* in Berlin, as well as the correspondence that Borchardt entertained with his wife. In the introduction, V. starts with pointing to some ubiquitous misunderstandings in the academic literature that have perceived the imperial institute as a dependence of the German Archaeological Institute. Instead, it was an entirely private institute that became formally attached to the state institution only in 1929. At the same time, this common misperception of the institute and of Borchardt's (politically little significant) position of »special attaché« led to the false idea of seeing the institute as spearheading in Egypt a political and economic agenda of the German Reich. This can now be shown to be wrong; rather, the establishment of the institute was part of the fierce fight of Berlin Egyptology and its Egyptian dictionary project to secure academic superiority over the French. In pursuance of her institutional history, V. thus focuses not on the archaeological work of the

1 For the later history, see also several contributions (C. von Pilgrim, Ludwig Borchardt und sein Institut für ägyptische Bauforschung und Altertumskunde in Kairo, 243–266; S. Voss, Der lange Arm des Nationalsozialismus. Zur Geschichte der Abteilung Kairo des DAI im »Dritten Reich«, 267–298; J. Budka/C. Jurman, Hermann Junker. Ein deutsch-österreichisches Forscherleben zwischen Pyramiden, Kreuz und Hakenkreuz, 299–331) in S. Bickel/H.-W. Fischer-Elfert/A. Loprieno/S. Richter (eds.), *Ägyptologen und Ägyptologien zwischen Kaiserreich und Gründung der beiden deutschen Staaten. Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde, Beiheft 1* (Berlin 2013).

institute that has been well-described in earlier depoliticized accounts. Instead, she reflects on the criteria and processes of how decisions were reached, the interface of academics and politics, personal networks, and administrative mechanisms in the wider context of Prussian cultural politics.

Chapter II (»Egyptian antiquities as subject of international interest in the 19th century«, pp. 7–34) proceeds from an overview of the (lack) of interest in the Egyptian heritage before Mehmed Ali's rule and the political situation in Egypt between 1805 and 1882, to an analysis of specific national interests during the 19th century. In Egypt, the situation under Mehmed Ali was characterized by the deliberate destruction of entire monuments for the sake of factory building and the use of antiquities as »bargaining chips« in exchange of European support. A first law of antiquities was issued in 1835 and a goal declared to establish a national collection under the direction of the Egyptian educator Rifā'a at-Ṭaḥṭāwī; initial failure in this respect saw a new attempt to establish an Antiquities Service and Museum in the reign of Said Pasha. The appointment of August Mariette to the directorship of the Antiquities Service occurred in 1858 (followed by the opening of the Bulaq Museum in 1863); it was not until 1953 that the French would officially relinquish control of the Antiquities Service when Mostafa Amer was appointed its first Egyptian director. However, apart from the Service and the Museum, a school to train Egyptian Egyptologists was established under Ismail Pasha, directed by the leading German Egyptologist Heinrich Brugsch and on the Egyptian side, Ahmed Kamal. This highlights competing claims of the different European Egyptologies and their instrumentalization by the Egyptian government. In France (pp. 18–20)¹, private interest in Egypt was predominant until the French defeat in the German-French war of 1870/1871, when the French state engaged in cultural diplomacy against the German empire as a means to defeat the Germans on the battlefield of academia. This included Egyptology and entailed the French directorate of the Antiquities Service, the establishment of a French archaeological institute in 1881, and the French directorship of the Egyptian museum (which found a definitive place in the newly built Egyptian National Museum, opened in 1902). The same *raison d'être* would be used after the First World War by Kurt Sethe, who saw it as a responsibility of Egyptology, after Germany had been defeated militarily, to »uphold in our field Germany's honour in the struggle of nations« (K. Sethe, *Die Ägyptologie. Zweck, Inhalt und Bedeutung dieser Wissenschaft und Deutschlands Anteil an ihrer Entwicklung. Der Alte Orient* 23, 1 [Leipzig 1921]). As opposed to the French situation where the state took a decided interest in Egyptology as a means to further national interests, the British (pp. 21–25) never perceived Egyptology as of significant public interest, even after their military

1 Instead of two unpublished manuscripts by Eric Gady to which V. refers for this section, see E. Gady, *Egyptologues français et britanniques au XIX^e siècle: Entre coopération scientifique et considérations patriotiques*. In: S. Aprile/F. Bensimon (eds.), *La France et l'Angleterre au XIX^e siècle: échanges, représentations, comparaisons* (Paris 2006) 471–488; E. Gady, *Champollion, Ibrahim Pacha et Méhémet Ali: Aux sources de la protection des antiquités égyptiennes*. In: J. C. Goyon/Ch. Cardin, *Actes Du Neuvième Congrès International Des Égyptologues*, Grenoble, 6–12 septembre 2004. *Orientalia Lovaniensia analecta* 150 (Leuven 2007) 767–776; E. Gady, *Diplomaties culturelles britannique et française et égyptologie dans la première moitié du XX^e siècle: un essai de comparaison*. In: A. Dulphy/R. Frank/M.-A. Matrad-Bonucci/P. Ory (eds.), *Les relations culturelles internationales au XX^e siècle: De la diplomatie culturelle à l'acculturation* (Bruxelles 2010) 31–38.

takeover of Egypt in 1882. The establishment of academic Egyptology in Great Britain lagged decades behind France, Germany and Italy; work in Egypt and the establishment of Egyptian archaeology as a discipline (W. M. F. Petrie) depended entirely on private foundations such as the Egypt Exploration Fund and the British School of Archaeology in Egypt, none of which ever assumed the form of proper institutes in Egypt such as the French and German ones (see now D. Gange, *Dialogues with the Dead: Egyptology in British Culture and Religion, 1822–1922* [Oxford 2013]). The situation was entirely different in the German states (German interest, pp. 25–34), at least in the first half of the 19th century. As a deliberate means to make the Kingdom of Prussia stand out in European cultural politics, Frederick William IV brought Egyptology to worldwide recognition with the Prussian expedition to Egypt under the leadership of Richard Lepsius (1842–1848), the creation of the first chair of Egyptology at Berlin in 1846, and the opening, in 1850, of one of the largest Egyptian collections in Berlin. This was in marked contrast with the absence of any German national interest in Egypt in the second half of the 19th century when Egyptology also remained marginal as an academic discipline at German universities. Lepsius' successor at Berlin, Adolf Erman, shared the state's disinterest in any engagement in Egypt itself and moulded Egyptian philology at Berlin into the »Berlin school«. In his stead, it was Georg Ebers, professor of Egyptology at Leipzig, who advocated for German excavations in Egypt, until Erman's appointment to the Berlin Academy of Arts and Sciences in 1894 and the well-advanced plans for a dictionary of the Egyptian language (the *Wörterbuch*) made it essential for Berlin to have a presence in Egypt and to collate Egyptian inscriptions.

Chapter III analyze the 25 years before the foundation of the Institute (1881–1906; pp. 35–113). Between 1881 and 1890, five requests by the Heidelberg Extraordinarius for Egyptology, August Eisenlohr, to establish a permanent German representation in Egypt were rejected by the Prussian ministry of culture and the Berlin Academy, out of personal antipathy, as well as the fear of interference in the academy's competencies and the British-French affairs in Cairo. Instead, the academy and the ministry opted in 1889 for a »central institution« exclusively in support of the royal collections, in particular the Berlin Museum and the Institute of Oriental Languages (of which Egyptology was a part). At that time, Erman had established himself as the undisputed beacon of a new, methodologically stringent Egyptology within the larger master plan of Prussian »Wissenschaft«, with the full support of the ministry and the academy. Using an existing provision to attach civil engineers to the royal missions abroad, Erman was able to suggest for that post his student Ludwig Borchardt who had the dual qualification of being a civil engineer and an Egyptologist. However, and while Borchardt embarked on organizing the cataloguing of the antiquities at the Cairo Museum, Erman himself deliberately subverted German Egyptological engagement in Egypt by requesting the state's support for the *Wörterbuch* project at the explicit cost of archaeological work. The antagonism between the ambitions of Berlin and those of Borchardt would remain the determining factor of German activities in Cairo for the next 40 years, until the institute's attachment to the German Archaeological Institute in 1929. With the support of the British authorities, Borchardt was able to establish an international team for the *Catalogue Général des Antiquités Égyptiennes* in 1897 and also co-authored, with Friedrich Wilhelm Freiherr von Bissing, a detailed memorandum for restructuring the

Egyptian Antiquities Service. Attempts to position Borchardt more prominently in the Service failed until 1905 when he was appointed to the *Comité d'archéologie*; at the very least, Erman reached Borchardt's attachment to the consular service in the fall of 1899, still in the context of affirming the reputation of German scholarship vis-à-vis France, Britain and the United States. Borchardt's status remained precarious: his position was not permanent, he was formally outside the German diplomatic corps, badly paid and with limited funds for the execution of his scholarly work. Erman strictly reglemented the remit of Borchardt's work, and he remained without official facilities, although supported by Georg Möller as his assistant from 1904–1907. He was able to camouflage this situation when he married Emilie (Mimi) Cohen in 1903 who came from a wealthy Jewish family at Frankfurt and facilitated Borchardt's social ascent.

A transformation of the situation of German Egyptology occurred with its first excavations on Egyptian soil between 1898 and 1908, aimed to catch up with systematic archaeological projects that had been initiated for Classical antiquity and Mesopotamia (Robert Koldewey). Borchardt's excavations at Abu Gurob and Abusir relied initially on private funding by Friedrich Wilhelm Freiherr von Bissing (1899–1901) and were then supported by Berlin businessman and philanthropist James Simon and the *Deutsche Orient-Gesellschaft*, increasingly impaired by tensions caused by diverging expectations and ambitions. Between 1901 and 1914, and in addition to his excavations, Borchardt, alongside Otto Rubensohn, assumed an important role in the systematic acquisition of Greek literary papyri for the »German papyrus cartel« established in 1902, negotiating the interests of the cartel, Berlin's claim for preferred treatment in all acquisitions, and the allocation to the different constituent parties. Most famously associated with Borchardt's name would be the excavation of Amarna (1911–1914) on behalf of the *Deutsche Orient-Gesellschaft*, despite the fact that Borchardt himself hardly participated in the fieldwork at all. The section in the monograph of most interest to a wider public is the one devoted to the circumstances of the find of the Nefertiti bust in the workshop of the sculptor Thutmose (pp. 95 f.). The documentation shows that the bust was actually found on December 5, 1912, but that the discovery was staged on December 6 for the official visit of Prince Johann Georg Duke of Saxony and his delegation. In this context, V. refutes the conspiracy theories according to which Borchardt would have had the bust forged, buried and retrieved for the sole purpose of that visit.² The question of the public display of the bust led to a lengthy conflict between Borchardt and Heinrich Schäfer, the new director of the Egyptian Museum in Berlin, between 1918 and 1924 (pp. 182–185). Borchardt could put off the display until 1924, a delay that was later used as an argument in the dispute about the circumstances of the partitioning of the Amarna finds.

A first climax of Borchardt's tireless work in Egypt, engineered in the background by Erman and justified once again as indispensable to the work of the Berlin *Wörterbuch* project, was the establishment of the first German House on the West Bank of Thebes (pp. 99–108) in 1904, designed by Borchardt himself and financed by the

2 The most recent attempt is that by H. Stierlin, *Le Buste de Néfertiti, une imposture de l'égyptologie?* (Gollion 2009) according to whom the bust was manufactured as a demonstration piece and then came to be considered genuine. Cf. also R. Krauss, *Nefertiti's Final Secret*. KMT Vol. 20, No. 2, Summer 2009, 18–28; F. Seyfried (ed.), *Im Licht von Amarna – 100 Jahre Büste der Nofretete* (Berlin 2012).

Emperor, on land put obligingly at its disposal by Gaston Maspero as Head of the Antiquities Service. It was the first scientific institution of German Egyptology in Egypt, and the first project of German archaeology in Egypt that received state funding since Lepsius' expedition 62 years earlier. 1906 saw finally the conversion of Borchardt's position into a tenured one, furthered by the fact that the German House at Thebes had become a budgetary obligation of the state, Erman's continuous efforts, and the intended appointment of Borchardt to the Vienna professorship in Egyptology. Borchardt rejected the Vienna offer and was in turn conferred the title of professor for his position in Cairo; while Borchardt's strictly personal advancement in Egypt had Erman's approval, he outright disapproved intentions to create in Egypt an independent institute under Borchardt's leadership. Yet, Borchardt was able to use the momentum, persuade the ministry to combine the Egyptian assests into an institute, and in August 1907, was appointed by the emperor to the directorship of the ›Imperial German Institute for the Study of Egyptian Antiquities in Cairo‹ (*Kaiserlich Deutsches Institut für ägyptische Altertumskunde in Kairo*). In the summer of 1909, Borchardt bought a villa in Zamalek to house the Institute; this gave the Institute the appearance of a significant academic competitor of the much more powerful French Institute or the Antiquities Service while in reality the budget available was only a fraction of theirs.

The successful establishment of an institute (chapter IV. »The ›Imperial German Institute for the Study of Egyptian Antiquities in Cairo‹ [1907–1929]«, pp. 115–237) meant a definitive rift in the relationship of Erman and Borchardt, visible in the lengthy negotiations about the future statutes and competencies of the new institute (pp. 116–120). Erman prevailed; the Wörterbuch and the Berlin Museum maintained overall control of the academic projects of the institute. Different assistants came and went until the outbreak of the First World War when the institute was locked and sealed on August 3, 1914; its last assistant Friedrich Rösch, enthusiastic to be deployed and to fight, died on the Western front only days after his return from Egypt. Borchardt's academic worldview, including much national resentment against French and British Egyptology, emerges from the 250–300 reports that Borchardt sent to Berlin between 1899 and 1914 (pp. 130–150: chapter IV.6 »Borchardt's reports to the Chancellor of the Reich and the ›Academic Committee for the edition of a dictionary of the Egyptian language‹, 1899–1914«). They display a clear sense of methodological superiority of German academia and the Berlin school (as well as its American representatives) over the French, in particular an outright hostility towards the French-led Antiquities Service, also fuelled by Borchardt's failed election to the Service's supervisory board in 1898. His reports kept criticizing the Service's involvement in the trade in antiquities and site destruction, the insufficient training of local inspectors and failed preservation of monuments, as well as the organization of the Cairo Museum and regulations about the division of finds to the detriment of the Berlin Museum. Before tighter antiquities jurisdiction came into effect from 1922 onward, a part of Borchardt's work consisted in the systematic acquisition of antiquities for German collections; apart from reports about these acquisitions, Borchardt also produced detailed reports about the increase of forgeries. A special report in 1911 highlights the longstanding conflict between Borchardt and von Bissing (pp. 147–150), another of the rifts that increasingly alienated Borchardt from representatives of Egyptology in Germany.

The most serious national antagonism that impacted Borchardt's work in Egypt was the one between Germany and France, but it had its particular academic foundation in the opposition between traditional French Egyptology and the new methodology of the Berlin School (chapter IV.7 »The academic competition [1899–1914]«, pp. 150–164). Contempt of Prussian scholars (such as Schäfer and Borchardt) and ones educated in the Berlin School (Breasted) by Gaston Maspero was mirrored by Erman's disdain for the purportedly amateurish Maspero. A memorandum drafted by Erman for the Prussian Ministry of Culture in 1900 contrasts the scientific progress of (Germanic) Egyptology as visible since 1880 throughout Germany, the United States, Russia, Switzerland, the Netherlands and England with the unmethodological (Romanic) pursuit of the discipline as practised in France and Italy, of which Maspero is singled out as its figurehead. Borchardt followed suit and transferred the claim for methodological superiority also to the archaeological work done on Egyptian soil. The standards of education of Egyptologists were also paramount in Borchardt's relationship with the British while his own impolitic attitude, as well as his unlawful procurement of excavation documentation of foreign missions, almost led to his dismissal from his position in 1908. Instead of seeking the reason for Germany's marginal role within German diplomacy which kept obstructing his ambitions, Borchardt identified as the true cause the purportedly inimical intentions of the French and the British, the supposed anti-German attitude of Maspero and Lord Kitchener. Germany's marginal role became obvious with the succession to Emil Brugsch's – the only German within the Antiquities Service – curatorship at the Egyptian Museum, when the planned institution of Georg Steindorff was thwarted (pp. 156–161).

The »Final view on the role of the German Egyptological representation in Egypt in the context of German foreign politics between 1899 and 1914« (chapter IV.8, pp. 164–167) re-emphasizes that there was no wider imperial agenda for the establishment of the institute and that it needs to be seen as an element of the contemporaneous academic controversy among European nations. Quite to the contrary, Bismarck used the *bâton égyptien* – the threat to intervene in Egypt and to disrupt the French-British equilibrium – until the *Entente cordiale* of 1904 between Great Britain and France meant an end to the German interest in Egypt, an interest that would only resume after Egypt's independence in 1922. While Borchardt himself perceived his work in Egypt as serving national interests, a national commitment that was welcome to the German diplomacy, both the support by emperor William II and Borchardt's attachment to the Consulate General must not be understood as reflecting an active engagement by the state in Egyptian affairs.

The First World War (chapter IV.9 »The outbreak of the First World War and the fate of the institute until 1923«, pp. 168–187) led to the withdrawal of German institutions from Egypt; it also entailed a long struggle to save the two houses of the Borchardts in Cairo (the institute and their private villa) that had been confiscated by the British military authorities and authorized for sale in 1921. Upon Borchardt's request, the Swiss Egyptologist Jean-Jacques Hess mustered international support and through a petition to British Foreign Secretary Lord Curzon in September 1921, signed by twelve Swiss university professors, indeed reached the restitution of the two possessions to Borchardt. By contrast, the German House at Thebes did not benefit from such a lucky

fate and was pulled down in 1915 at the behest of the British Military Authorities. Germany also lost its excavation concessions and excavation houses at Amarna and Abusir; this section (pp. 177–182) also contains an intriguing exchange of letters between Gardiner and Erman that touches on academic and political perceptions (see also Th. L. Gertzen, *The Anglo-Saxon Branch of the Berlin School: The Interwar Correspondence of Adolf Erman and Alan Gardiner and the Loss of the German Concession at Amarna*. In: W. Carruthers (ed.), *Histories of Egyptology: Interdisciplinary Measures* [New York/Milton Park 2015] 34–49). It did not help the German interests that Borchardt had for some time already fallen out with his Berlin colleagues (Schäfer, Steindorff, Erman) and with many foreign Egyptologists in Egypt itself who would say that Borchardt had become an »anathema« in Egypt (pp. 185 ff.). Despite his fragile position, Borchardt could resume the directorship in October 1923, within a now formally independent Egyptian state.

In retrospective, the years of »Rebuilding and Restructuring after the War (1923–1925)« (chapter IV.10, pp. 187–203) and the »Resumption of institute business and academic activities (1923–1929)« (chapter IV.11, pp. 203–229) need to be seen in a different light. Substantial discord about the institute's direction dominated the years until Borchardt's retirement in 1928, and it appears consistent for an institution that did not grow beyond its inherent limitations – the tight control imposed by Berlin, the personal institution it represented to Borchardt – to be discontinued with his retirement. Georg Steindorff, in a communication to the Ministry of Foreign Affairs of 1923, had mounted a critique of Borchardt's pre-war directorship, requesting a new structure for the institute's governance, or else the closure of the institute that was seen as a luxury commodity for the impoverished German state (and the needy discipline). Over the next two years, a controversial debate ensued about the institute's future governance, structure (including the assistantship) and bylaws. Ultimately, the Ministry could win through with the composition of a supervisory committee that was established in June 1925 (Georg Steindorff, Wilhelm Spiegelberg, Günter Roeder, Wilhelm Schubart, Hermann Ranke).

Borchardt's resumption of his work in Cairo was, contrary to his expectations, not negatively affected by the war, at least superficially – his letters report on the nature of the relationship with colleagues from different nations. Supported by his assistants (Scharff, Wolf, Anthes), he was allowed to carry out small-scale activities at Meidum, Saqqara, Giza, Abusir el-Meleq, Riqqah, Karnak and Luxor. This should not obscure the fact that the war had indeed produced a new political and academic situation both in Egypt and in Germany that affected the institute's operations in a most significant way. Borchardt was unsuccessful in regaining the excavation concession for Amarna that had gone to the Egypt Exploration Fund, a request exacerbated by accusations of unfair partitioning of the Amarna finds to secure the Nefertiti bust in 1913 and its concealment until 1923, long criticized by Schaefer. While the accusations pertaining to 1913 were refuted by the pro-European Egyptian government, the Egyptian Nationalists and their mouthpiece, the newspaper *Al Ahram*, instrumentalized the issue politically under the slogan »Egypt to the Egyptians!« German colleagues of Borchardt's followed suit (Walter Wreszinski, Borchardt's former assistant Rusch), as did the Egyptian Antiquities Service under Pierre Lacau who was as the Service's director an Egyptian civil servant, and the British. The new policy was to rectify past injustice in the partitioning of finds,

and to implement a new antiquities law that left the decision about the distribution of finds entirely to the Antiquities Service. As a consequence of the new jurisdiction, W. M. F. Petrie decided in 1926 to abandon Egypt for the better excavation conditions in Palestine. However, the issue was also exacerbated by Borchardt's insistence on German academic superiority and his arrogance. He sharply rebuffed the *Deutsche Orient-Gesellschaft* in 1924 when the society reminded him to finally publish the excavations at Amarna that had come to a close ten years earlier. Borchardt was able to extort funding from the society for Herbert Ricke's work on the publication (1926–1928) although the final volume would not appear until 1980. A last success of Borchardt was the rebuilding and reopening (in 1927) of the German House in Thebes, funded by the Ministry of Foreign Affairs and private entrepreneur Aaron Hirsch. Borchardt took now often refuge in Thebes from the »intrigues of Cairo« (to which he had himself contributed!).

The final chapter before the Summary (chapter V., pp. 239–242) outlines the events leading to the integration of the institute in the German Archaeological Institute (chapter IV.12: »Succession and attachment to the German Archaeological Institute 1929«, pp. 229–237), a step intended and pursued (without Borchardt's consent) since 1927. Hermann Junker was proposed as the institute's director within the new institutional framework; a second position for an architectural historian (*Bauforscher*), as intended by Borchardt (who suggested Uvo Hölscher) was not realized. The institute became officially attached to the German Institute in 1929, and last attempts of Borchardt to discredit the facts established were to no avail. The final pages of the volume contain appendices (VI. »German diplomatic representations in Egypt until 1929«, p. 243; VII. »List of abbreviations«, p. 245; VIII. »List of sources«, pp. 247–9; IX. »Bibliography«, pp. 251–266; X. »Indices«, pp. 267–270; XI. »List of rights to photographs«, p. 271).

The narrative presented by V. demonstrates to what extent the history of the institute in its beginnings was marked by personal ambition and conflict, as well as the competition among national traditions of scholarship, and that the institute at no time was an active instrument of German political engagement in Egypt. In that context, the volume would have benefitted from a chapter outlining the German system of universities and academies in the period in question, and to elaborate on the frequently alluded to wider framework of »Großwissenschaft« (Big Science, or rather »large academia«. – See also T. Kahlert, »Große Projekte: Mommsens Traum und der Diskurs um Big Science und Großforschung. In: H. Müller/F. Eßer [ed.], *Wissenskulturen: Bedingungen wissenschaftlicher Innovation. Studien des Aachener Kompetenzzentrums für Wissenschaftsgeschichte* 12 [Kassel 2012] 67–86). V.'s book is also an instructive example of how microhistory (the history of Borchardt's institute) is affected by the macrohistory of institutions and states, some of which powerfully symbolized by objects such as the Nefertiti bust and the German House in Thebes. Susanne Voss is to be commended on this extensively researched, remarkably detailed and well-presented volume.

Thomas Schneider

Department of Classical, Near Eastern and Religious Studies, University of British Columbia, Buchanan C, 1866 Main Mall, Vancouver V6T 1Z1, B.C., Canada
thomas.schneider@ubc.ca

**Stefanie Samida/Manfred K. H. Eggert, Archäologie als
Naturwissenschaft? Eine Streitschrift. Reihe Pamphletliteratur,
Band 5. Berlin: Vergangenheitsverlag 2013. 126 Seiten.
3 Schwarzweiß-Abbildungen. ISBN: 978-3-86408-154-5.**

Die Streitschrift »Archäologie als Naturwissenschaft?« ist für über den Wissenschaftsbereich hinausgehende Adressaten angelegt und dafür eine umfangreiche, jedoch bezüglich der Thematik relativ kurze Abhandlung. Sie versucht in sieben Kapiteln, die im Titel formulierte Frage zu präzisieren und zu beantworten. Der Titel könnte allerdings auch so verstanden werden, dass die Archäologie als Naturwissenschaft fungieren oder sie dieser zugeordnet werden kann. Tatsächlich geht es aber um die zu Recht eher als Provokation zu verstehende Frage nach der Definition und Standortbestimmung der Archäologie in der heutigen Zeit. Nach wie vor widmet sich die Archäologie zwar primär kulturhistorischen Fragen, bezieht allerdings heute in stärkerem Maße zum einen antike Techniken und die Technologiegeschichte und zum andern naturwissenschaftliche und dabei moderne analytische Verfahren in die wissenschaftlich-archäologische Arbeit ein.

Wiewohl der Text profunde auf die Fragestellung im Titel eingeht, so genügt die in der Zusammenfassung auf der Coverrückseite skizzierte Zusammenarbeit der archäologischen Fächer mit den Naturwissenschaften allerdings nicht dem Anspruch der Autoren der Zusammenarbeit auf Augenhöhe. Denn, so ist auch die Schrift als Ganzes zu verstehen, erschöpft sich die Geistesleistung der Menschen eben nicht im Geistig-kulturellen, sondern es müssen technische und technologische Entwicklungen und Errungenschaften berücksichtigt werden. Im Detail geht die Schrift von der Ur- und Frühgeschichte und allgemeiner formuliert von der materiellen Kultur als Bindeglied zwischen Kultur- und Naturwissenschaft aus, da sich die Ur- und Frühgeschichte meist mit Epochen ohne schriftliche Zeugnisse beschäftigt. Diese Randbedingung erfordert ebenso technische und handwerkliche Daten wie mediale und bildgebende Aspekte, die beispielgebend für die Archäologie insgesamt sind. Daher ist es nicht überraschend, dass die Schrift aus der Feder einer Prähistorikerin und Medienwissenschaftlerin und einem Prähistoriker stammt.

In der Schrift werden auf 126 Seiten einzelne Aspekte der in der Gliederung formulierten Themen und Fragen schlaglichtartig erörtert und mit einer ausgewählten Literaturliste sowie mit allerdings überbordenden Anmerkungen ergänzt. Es hätte der Lesbarkeit der Schrift und der Nachvollziehbarkeit der Argumente gut getan, wenn diese Anmerkungen möglichst weitgehend in die Beispiele, Gliederung und Logik eingeflossen wären. Als wesentliches Moment wird herausgearbeitet, dass der Anspruch der Archäologie, die Deutungshoheit auch für naturwissenschaftlich-archäologische Daten inne zu haben, als überholt zurückgewiesen muss.

Es kommt zudem entscheidend zum Tragen, dass als Alternative nicht der schon im 19. Jahrhundert bemühte und heute verstärkt auftretende Wissenschaftspositivismus gelten kann. Seine Ablehnung hätte durch Hinweise auf Erkenntnisse zu deterministisch chaotischen Beurteilungs- und Entwicklungszusammenhängen, die deterministische Ansätze relativieren, näher begründet werden können. Dies hätte auch die Funktion der Formalwissenschaften wie der Mathematik und insbesondere der Statistik, die als Bindeglied zwischen Kultur- und Naturwissenschaften dienen, berücksichtigen können. Grundlegende Aspekte zu diesem Komplex hätte z. B. die Publikation von Küppers liefern können (B.-O. Küppers, *Die Strukturwissenschaften als Bindeglied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften*. In: Ders. [Hrsg.], *Die Einheit der Wirklichkeit* [München 2000], 89–105).

In Zusammenhang logischer Ableitungen und Interpretationen von Fakten und Daten spielen neben materialwissenschaftlichen Analysen und deren Verfahren sowie Fehlerbetrachtungen die Beherrschung entsprechend großer Datenmengen, ihrer statistischen Aufarbeitung und ihre Vermittlung über mediale Systeme eine wichtige Rolle. Zum Verständnis dieses Ansatzes wären kritische Anmerkungen zur immer noch mangelnden gegenseitigen inhaltlichen und methodischen Durchdringung der verschiedenen Disziplinen wichtig gewesen. Hierzu hätten die Charakterisierung und der Vergleich der Denk- und Arbeitskulturen von Archäologen und Naturwissenschaftler beitragen können. Auch wären Hinweise hilfreich gewesen, die Fehlinterpretationen durch blinde Nutzung von Blackbox-Systemen oder die kritiklose Übernahme einer »*opinio communis*« vermeiden lassen.

Der Zusammenhang von Kultur- und Naturwissenschaft wird durch die Autoren anhand vielfältiger und detaillierter naturwissenschaftlich-archäologischer Beispiele aus früheren und aktuellen Forschungen dargelegt. Dabei wird mittels einer »*tour d'horizon*« zu sehr unterschiedlichen und zum Teil leider auch verbindungslos nebeneinander gestellten Phänomenen und Beispielen versucht, die notwendige Verknüpfung von geistesgeschichtlich-archäologischen Positionen mit naturwissenschaftlichen Aspekten zu begründen.

Ein sehr eindrückliches Beispiel liefern Samida und Eggert, indem sie gegen eine Beschränkung der Archäologie auf eine Wissenschaft des Spatens und für eine Ablehnung von wissenschaftlich kontraproduktiven Effekthaschereien streiten. Die Autoren fordern eine Denk- und Arbeitskultur, in denen naturwissenschaftliche und archäologische Interaktionen auf Augenhöhe geschehen und eine Interdisziplinarität beinhaltet ist, die nicht zu antragsgeschmeidigen Worthülsen verkommt. Dieser Aspekt wird allerdings in den Beispielen wenig konkretisiert. Zudem wird der Leser von Samida und Eggert eher deklamatorisch herausgefordert, gegen ablehnende Haltungen zu erkenntnistheoretischen Erörterungen vorzugehen, indem sie die Notwendigkeit theoretischer Überlegungen besonders anhand archäologischer Beispiele begründen.

Die Autoren halten implizit ein Plädoyer gegen die »Unüberwindbare Kluft zwischen Natur- und Kulturwissenschaften«, indem sie konkrete zeitlich korrelierte Phänomene, wie sie die Archäogeologie, Archäoastronomie, Archäobiologie, Archäotechnologie etc. behandeln, ansprechen. Ein für ein grundlegendes Wissenschaftsverständnis mit Augenhöhe der Wissenschaftsdisziplinen begründetes Gerüst hätte sich nachvollziehbar auf die Retroduktion und Abduktion als logische Notwendigkeit aller Wissenschaften

beziehen können. Dabei wären alle Disziplinen, die sich mit historischen und auch geologischen Zeitabläufen beschäftigen, leicht einzubeziehen gewesen (K. Bente, Zur symmetrischen Betrachtung von materiellem und geistigem Kulturgut aus archäo-materialwissenschaftlicher Sicht mit Fallstudien keramischer Forschungen. In: B. Ramminger/O. Stilborg/M. Helfert, *Naturwissenschaftliche Analysen vor- und frühgeschichtlicher Keramik III: Methoden, Anwendungsbereiche, Auswertungsmöglichkeiten*. Univforsch. Prähist. Arch. 238 [Bonn 2013], 189–210).

Der eher populärwissenschaftliche Anspruch führt allerdings zu einem zu starken Nebeneinander und zu einer zum Teil wenig nachvollziehbaren Gewichtung der Beispiele und Argumente. So wird die beispielhafte Auswirkung von Studien mittels der C¹⁴-Methode, zur Himmelscheibe von Nebra und zu DNA-Analysen zwar medialen Wahrnehmungen einer breiteren Öffentlichkeit gerecht, diese sind aber in ihrer wissenschaftlichen, methodenspezifischen und erkenntnistheoretischen Bedeutung nicht adäquat herausgearbeitet. Beispiele der Korrektur archäologischer Lehrmeinungen durch archäometrische Daten wie z.B. zu Schwarzpigmenten attischer Keramik wären hilfreich gewesen (K. Bente/R. Sobott/Ch. Berthold, Phase analytical and microstructural study of black glosses on attic red-figured vases by XRD (GADDS), Mössbauer Spectroscopy and TEM. In: Ramminger/Stilborg/Helfert a. a. O., 273–288). Dabei wären auch experimentell archäologische Arbeiten zum Tragen gekommen (A. Winter, *Die antike Glanztonkeramik: praktische Versuche*. Keramikforsch. 3 [Mainz 1978]). Ein weiteres Beispiel hätte dem Korallenbesatz mitteleuropäisch eisenzeitlicher Fibeln gelten können (M. Schrickel/K. Bente, Bedeutung und Bedeutungsverlust roter Korallen – Archäologische und naturwissenschaftliche Studien zu eisenzeitlichen Fibeln. In: H. Meller/C.-H. Wunderlich/F. Knoll [Hrsg.], *Rot – Die Archäologie bekennt Farbe* [Halle 2013], 341–352). Diese oder auch andere Beispiele zur Korrektur von Lehrmeinungen mittels naturwissenschaftlicher Daten hätten exemplarisch zur Standortbestimmung der heutigen Archäologie beitragen können. Trotz dieser Kritik ist die Streitschrift von nachhaltiger Bedeutung, da sie eingängig geschrieben, argumentativ griffig und beispielhaft konkret verfasst ist.

Die wissenschaftshistorische Stringenz der Schrift wird neben den Forschungsbeispielen durch die Behandlung von Protagonisten verschiedener, widerstreitender und auch zeitlich aufeinander folgender Strömungen gewährleistet. Diese Daten und die beispielhafte Behandlung von Forschungsfeldern und Artefakten sowie die ausführlichen Referenzen legen eine Verwendung auch in der universitären Lehre nahe.

Die Antworten der Streitschrift auf die Frage in ihrem Titel stellen bei aller Kritik einen notwendigen und zukunftsweisenden Beitrag zum Verhältnis von Archäologie und Naturwissenschaften dar. Damit trägt die Schrift zu einem ganzheitlichen Wissenschaftsverständnis bei, das für Studien nicht nur zur materiellen Kultur einen essentiellen Beitrag leistet.

Der Autor der Rezension möchte darauf hinweisen, dass auch eine Streitschrift, die eine größere Leserschaft durch Vereinfachung und exemplarischer Inhalte erreichen will, sich wie auch eine entsprechende Rezension wissenschaftlichen Kriterien stellen muss.

Klaus Bente

Universität Leipzig, Institut für Mineralogie, Kristallographie und Materialwissenschaft,
Scharnhorststr. 20, 04265 Leipzig, Deutschland

Universität Tübingen, Angewandte Mineralogie, Wilhelmstr. 56, D-72076 Tübingen
bente@rz.uni-leipzig.de

Martin Fitzenreiter (Hrsg.), Authentizität. Artefakt und Versprechen in der Archäologie. Workshop vom 10. bis 12. Mai 2013, Ägyptisches Museum der Universität Bonn. Internet-Beiträge zur Ägyptologie und Sudanarchäologie XV. 154 Seiten. Zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen. Broschur. London: Golden House Publications 2014. ISBN 978-1906137359.

Weit über die Fachwissenschaft hinaus entfaltete das Thema »Fälschung« spätestens seit den jüngsten Kunstfälscherskandalen nachhaltige mediale Präsenz. Die enge Verflechtung von Kunstmarkt und Fälscherhandwerk trat dabei immer deutlicher als integraler Bestandteil des Kunstmarktes hervor, wie etwa Tom Wolfe in seinem Roman »Back to Blood« mit großer Beobachtungsgabe und Scharfsinn schildert. Vergessen wird in diesen medienwirksamen Auseinandersetzungen manchmal, dass bei diesem Thema für jede historisch arbeitende Disziplin etwaige finanzielle Einbußen von nachgeordneter oder ohne Bedeutung sind. Die Frage berührt vielmehr den grundlegenden Kern ihres Selbstverständnisses. Denn zu einem der zentralen Versprechen archäologisch arbeitender Disziplinen gehört es, auf Basis materieller Hinterlassenschaften plausible (Re) Konstruktionen von Vergangenheit zu entwerfen. Bevor die Zeugnisse dazu herangezogen werden können, ist zu ermitteln, ob diese wirklich aus dem Zeithorizont stammen, der mit ihrer Hilfe erhellt werden soll. Daher zieht sich auch die Auseinandersetzung um das »Echte« und »Falsche« wie ein roter Faden durch alle historisch ausgerichteten Disziplinen (A. Grafton, Fälscher und Kritiker. Der Betrug in der Wissenschaft [Berlin 2012], 9). Da diese Auseinandersetzung immer eine intensive Beschäftigung mit dem Objekt erfordert, ist es kaum verwunderlich, dass Fragen von »echt«, »falsch« beziehungsweise »authentisch« in der archäologischen Forschung insbesondere in Form von Ausstellungen etwa im Laténium (M.-A. Kaeser [Hrsg.], *L'âge du Faux. L'authenticité en archéologie* [Hauterive, Laténium 2011]), in Leipzig (J. Lang/H.-P. Müller/W. Geominy, *Teuer und nichts wert. Fälschern griechischer Keramik auf der Spur. Begleitheft zur Sonderausstellung, Antikenmuseum der Universität Leipzig* [Leipzig 2011]), Tübingen (K. Zimmer [Hrsg.], *Täuschend Echt. Begleitband zur Ausstellung* [Tübingen 2013]) oder Halle (Th. Bauer-Friedrich/B. Schmuhl, *Original bis ... Fälschungen zwischen Faszination und Betrug, Ausstellungskatalog, Kunstmuseum Moritzburg* [Halle 2014]) in unterschiedlichen Aspekten thematisiert wurden.

Der vorliegende Sammelband, dessen Entstehung auf einen Workshop des Jahres 2013 in Bonn zurückgeht, setzt dagegen eigene Akzente. Auch wenn die Thematik »Original« und »Fälschung« in Bonn ebenfalls in einer Ausstellung im Ägyptischen Museum der Universität aufgegriffen wurde, dient dabei nicht der plakative Begriff der »Fälschung«, sondern »Authentizität« als inhaltliche Klammer. Der Band vereint 14 unterschiedlichste Annäherungen sowohl aus der Sicht des praktischen Umgangs

mit Objekten, als auch aus einer theoretisch-begrifflichen Perspektive heraus. Um einen schnellen Zugriff zu ermöglichen, wurden die Beiträge um knappe abstracts ergänzt, die sowohl auf Deutsch als auch Englisch vorliegen. Auch wenn nahezu alle Beiträge eine ausführliche Auseinandersetzung verdient hätten, kann hier nicht jeder *en detail* gewürdigt werden. Die Besprechung orientiert sich primär an den vom Herausgeber definierten Sektionen »Begriff und Praxis«, »Fälschungen«, »Museum« und »Aneignung«. Deren quantitativ ungleiches Verhältnis zueinander ist der Tatsache geschuldet, dass einige Beiträge nicht in gedruckter Form erscheinen konnten (siehe auch Vorwort S. 1). Soweit aus der Ankündigung des Workshops ersichtlich, war dieser zunächst in sechs Sektionen gegliedert. Im Druck entfielen die Sektionen »Replik und Reproduktion« und »Kulturerbe«. Die ursprünglich unter diesen Begriffen versammelten Vorträge erschienen zum Teil nicht in gedruckter Form, die Druckfassungen des anderen Teils wurden den verbliebenen Sektionen neu zugeordnet.

Die Notwendigkeit einer Neuordnung der Beiträge hätte zugleich die Gelegenheit geboten, die für den Workshop gebildeten Kategorien zu reflektieren und zu überlegen, inwiefern die jeweiligen Überschriften zur Annäherung an die Thematik beitragen. Da dies offenbar nicht realisiert werden konnte, stehen in der vorliegenden Form Kategorien wie »Begriff und Praxis«, die einen systematischen Zugang zur Thematik versprechen, auf der gleichen Ebene wie »Fälschung«, die einen nicht unwesentlichen Teil der Kategorie »Begriff und Praxis« selbst bildet. Die Sektion »Museum« impliziert ihrerseits zunächst nur einen Ort, an dem »Authentizität«, aber auch »Fälschung« regelmäßig verhandelt werden (so auch der Herausgeber selbst auf S. 4), während »Aneignung« begrifflich stärker auf den praktisch-konstruktiven Umgang mit dem Authentizitätsbegriff zielt. Schwierigkeiten, die einzelnen Beiträge auf dieser Basis aufeinander zu beziehen, werden an der Einordnung einzelner Beiträge in bestimmte Sektionen ebenso deutlich wie an der Anordnung der Beiträge innerhalb der Sektionen selbst.

Diese Problematik tritt bereits in der ersten Sektion hervor. Darin steht etwa der Beitrag von Achim Saupe, in dem unterschiedliche Authentizitäten aus einer theoretisch-begrifflichen Perspektive in den Blick genommen werden, erst an zweiter Stelle, obwohl er nicht nur mit dem Hinweis auf die Bedeutung relationaler Kommunikationsstrukturen für die begriffliche Bestimmung von Authentizität wichtige Grundlagen für den Band insgesamt skizziert. Der Eröffnungsbeitrag von Friederike Werner ist dagegen aus der Perspektive der künstlerischen Praxis heraus entwickelt. Er wirft zentrale Fragen auf, die auch für den Rest des Bandes Relevanz besitzen, zielt aber auf den Prozess des Kunstschaffens, der ausgeprägt aneignende Momente besitzt und sich somit besser in die letzten Sektion des Sammelbandes einfügen lässt. In eine dritte Richtung öffnet Ludwig Morenz die Diskussion. In seinem bildanthropologischen Ansatz werden Fragen nach dem authentischen Bild in Ägypten diskutiert. Der Beitrag belegt eindrücklich, in welchen historischen Dimensionen Authentizität zu denken ist. Inwiefern diese Perspektive für den Umgang mit der Begrifflichkeit fruchtbar gemacht werden kann, tritt hingegen nicht in letzter Konsequenz hervor. Aus der alltäglichen Museumspraxis und ihren Anforderungen ist schließlich der Beitrag von Karl Heinrich von Stülpnagel formuliert. Er nähert sich dem Thema aus der Sicht des Restaurators, der Entscheidungen über den konkreten Umgang mit einem Objekt treffen muss. Damit lenkt er den Blick auf die zwangsläufige Veränderung der Materialitäten von Objekten, die bei

Fragen der Authentizität nie außer Acht gelassen werden darf. Sein Hinweis, dass im Museum zu entscheiden ist, »welche Authentizität einer Musealie gezeigt werden soll« (S. 39), unterstreicht die Relationalität der Begrifflichkeit, die bereits im Beitrag von Achim Saupe deutlich anklang.

Dem eng mit der Frage nach Authentizität verbundenen Feld der »Fälschung« ist die folgende Sektion gewidmet, in der zwei Analysen aktueller Fallbeispiele mit Beiträgen aus dem Bereich der Wissenschaftsgeschichte kombiniert sind. Rita Lucarelli und Marcus Müller-Roth widmen sich Fälschungen ägyptischer Totenbücher, während Wilfred Geominy (†) gefälschte griechische Keramik thematisiert. In beiden Beiträgen wird die Notwendigkeit einer direkten Auseinandersetzung mit dem Material betont und die meist auf dem Erfahrungshorizont einzelner Wissenschaftler basierende Deutungshoheit der Wissenschaft thematisiert. Dass die Kategorisierung der materiellen Hinterlassenschaft in »echt« und »falsch« traditionell zu den Anforderungen an einen Wissenschaftler gehörte, aber nie vollständig einzulösen war, wird durch die Fälschungsberichte Ludwig Borchardts deutlich, denen die Abhandlung von Susanne Voß gewidmet ist. Beschlossen wird diese Sektion durch den Beitrag von Stephen Quirke, der sich am Beispiel der Auseinandersetzung von Adolf Erdman und Gaston Maspero dem Verhältnis von Kennerschaft und Authentizität zuwendet. Er betont überzeugend, dass der Umgang mit Fälschungen innerhalb der Wissenschaftsgemeinschaft immer auch Projektionsfläche kompetitiver Auseinandersetzungen war. Zeitlich lässt er sich lückenlos an die Betrachtungen zu Borchardt anschließen, setzt aber der Kennerschaft bewusst das Modell einer neuen Form der Bildung wissenschaftlicher Corpora entgegen, in denen der spezifischen Objektbiographie eine zentrale Bedeutung zugemessen wird. Vielleicht hätten diese beiden letzten Ausführungen besser am Anfang der Sektion Platz gefunden, um Persistenzen und Kontinuitäten im Umgang mit Fälschungen im Verlauf des 20. Jahrhunderts deutlicher herauszustellen.

Als einer der zentralen Orte, an denen das Versprechen von Authentizität eine besondere Relevanz und mitunter auch Brisanz besitzt, kann das Museum angesehen werden. Wenngleich Jana Helmbold-Dohé in ihrem Beitrag zur Funktion von Gipsabgüssen im Ägyptischen Museum in Berlin den Begriff bewusst umgeht, schwingt er doch bei ihrer Skizze der Entwicklung der Ausstellung unterschwellig immer mit, so dass man sich auch über die Aufzählung der Funktion von Gipsreproduktionen im Berliner Museum hinaus einige übergreifende Bemerkungen zum Verhältnis von Original und Kopie gewünscht hätte. Auf einer grundsätzlichen Ebene nähert sich Stefan Burmeister dem begrifflichen Dreieck von Aura, Authentizität und Museum. Als Grundlage dient die Auseinandersetzung mit Walter Benjamins einflussreichem Aura-Konzept, das wesentlich in seinem Essay »Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit« dargelegt ist. Burmeister konzeptualisiert »Aura« dabei nicht als eine Objekten inhärente Eigenschaft, sondern als Zuschreibung, die ihrerseits durch die Bedingungen der Rezeptionssituation selbst und dabei insbesondere durch das Narrativ der Ausstellung beeinflusst wird. Wenn jedoch konstatiert wird, dass eine Aura »in jenem Augenblick [entsteht], in dem der Betrachter das Objekt als besonders wahrnimmt und emotional gefangen wird« (S. 102 f.), dann ist diese Auffassung nicht so weit von den Gedanken Benjamins entfernt, wie man zunächst denken könnte. Denn auch wenn Benjamin seinen Aura-Begriff im Wesentlichen in dem genannten Essay formulierte, so

entwickelte er diesen weiter. In seinem Aufsatz über Baudelaire unterstrich Benjamin die Leistung der Rezipienten ausdrücklich. Er sah Aura als die Fähigkeit des Menschen, Gegenständen einen Blick zu verleihen, den sie selbst nicht besitzen: »Dem Blick wohnt aber die Erwartung inne, von dem erwidert zu werden, dem er sich schenkt. [...] Die Aura einer Erscheinung erfahren, heißt sie mit dem Vermögen belehnen, den Blick aufzuschlagen« (zitiert nach W. Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, kommentiert von D. Schöttker [Frankfurt am Main 2007], 132). Den Abschluss der Sektion »Museum« bildet das interessante Fallbeispiel einer vollständigen bürgerlichen Sammlung des 20. Jahrhunderts, die sich aktuell im Ägyptischen Museum in Bonn befindet und Originale sowie einen hohen Bestand an Fälschungen unterschiedlicher Qualitätsstufen vereint. Martin Fitzenreiter entwirft an diesem konkreten Beispiel das anschauliche Szenario einer »Dialektik der Authentizität«, das von der Folge aus »Erleben, Dekonstruieren und neu Erleben« besteht und dabei sowohl die Relationalität der Begrifflichkeit als auch die Bedeutung der Rezipienten für ihre Konstruktion betont.

Die letzte Sektion »Aneignung« vereint schließlich zwei Beispiele, deren disparater Charakter sich aus der Zusammenlegung der ursprünglichen Sektionen des Workshops erklären lässt. Zunächst thematisiert Beat Schweizer die Authentizität archäologischer Stätten anhand der Beispiele der Akropolis und Agora von Athen, der Siedlung Ampurias auf der iberischen Halbinsel sowie Rom. Dabei macht er insbesondere deutlich, dass die befundorientierte Archäologie Authentizität im Sinne einer »Ursprünglichkeit der Überlieferung« kaum bieten kann. Muss man aber als Konsequenz den Begriff aus den Überlegungen ausklammern? Nach Meinung des Rezensenten sind archäologisch arbeitende Disziplinen gerade durch diese von Schweizer so treffend skizzierte Aporie besonders geeignet, diesen Begriff zu verhandeln. Sie sehen sich ständig der Situation ausgesetzt, der Öffentlichkeit in einer Authentizitätsschuld gegenüber zu stehen, diese aber nie einlösen zu können. Den Abschluss des Bandes bietet Stefanie Samidas Beitrag zur *Living History*, dem »Versuch der aktiven Aneignung von Vergangenheit« (S. 141). Wurde der Begriff der Authentizität in zahlreichen Beiträgen dekonstruiert oder gleich vollkommen vermieden, so stellt er in diesem Bereich eines der Leitmotive dar. Erreicht werden soll eine authentische Aneignung insbesondere auf der Ebene der Objekte. Bei diesen handelt es sich nahezu ausschließlich um Repliken, doch ist stets angestrebt, sich hinsichtlich ästhetischem Erscheinungsbild und Funktionalität der anzueignenden Lebenswelt möglich stark anzugleichen. Und so endet der Band in der – wenn auch nicht primär intendierten, so doch inhaltlich passenden – Konfrontation der Unmöglichkeit des Authentischen in der archäologischen Wissenschaft, von der immer das Authentische erwartet wird, und der anerkannten Authentizität der Replik.

Versucht man die Vielfalt der als Einzelstudien sehr bereichernden Beiträge zusammenfassend zu würdigen, so bleibt ein zwiespältiger Eindruck. Unzweifelhaft hat der Herausgeber die schwierige Aufgabe, kaum vermeidbare Inkonsistenzen der Struktur solcher Sammelbände zu bewältigen. Doch so sehr der Ansatz des »polyphonen Nachdenkens ... über die Herausforderung der Authentizität« (S. 5) zu begrüßen ist, erfordert er eine Struktur, die es dem Leser ermöglicht, auch ohne Teilnahme an der Tagung an diesem Nachdenken teilzuhaben. Die gelungene Zusammenfassung der einzelnen Beiträge durch den Herausgeber (S. 5–12) bietet hier keine Abhilfe, da sie das durch

die jeweilige Sektionsüberschrift implizierte Verbindende der unterschiedlichen Beiträge nicht ausführlich in den Blick nimmt. Vielleicht hätte hier eine konsequent von der Ebene konkreter Artefakte selbst ausgehende Strukturierung mit daran anschließender theoretischer Reflexion dazu geführt, die Vorteile eines exemplarischen Zugangs zur Thematik deutlicher in den Vordergrund zu rücken. An geeigneten Fallstudien mangelt es dem Band keineswegs. Verwiesen sei etwa auf den Beitrag von Martin Fitzenreiter (Ornament und Versprechen) selbst, der dazu einen hervorragenden Ausgangspunkt geboten hätte, da in ihm die zahlreichen Brechungen des Begriffes »Authentizität« im Kontext musealisierter Objekte thematisiert werden. Alternativ hätten unterschiedliche Annäherungen an den Begriff wie diejenige von Stefanie Samida (Inszenierte Authentizität) oder Karl Heinrich von Stülpnagel (Der Authentizitätsbegriff aus der Sicht eines Restaurators) am Beginn des Bandes deutlich hervortreten lassen, wie stark das Verständnis von Authentizität auf den jeweiligen Erfahrungen im Umgang mit dem Material selbst gründet. In einem anschließenden theoretisch-begrifflichen Block hätten dann ausgehend von diesen Fallbeispielen verbindende und übergreifende Elemente herausgearbeitet werden können.

Nach Auffassung des Rezensenten wird in der vorliegenden Gliederung des Bandes die Stärke der Pluralität der Stimmen nicht konsequent genug genutzt, um die besondere Kompetenz archäologischer Fächer im Feld der Authentizitätsforschung herauszustellen. Dabei hätten die skizzierten Alternativen der Anordnung der Beiträge keine Abwertung der wichtigen, theoretischen Reflexion bedeutet. Vielmehr hätte sich bereits auf dieser Basis eine Substanz des Begriffes ablesen lassen, die sich ein Leser in der vorliegenden Form aus einzelnen Abschnitten der Beiträge zusammensetzen muss. Der Band bezieht seinen unbestrittenen Wert daher insbesondere aus der intensiven Befragung des Authentizitätsbegriffes und seiner Konstruktion und Dekonstruktion in Form von anschaulichen Einzelstudien. Eine systematischere Auseinandersetzung hätte aber vermutlich die Grenzen des Tagungsformates Workshop gesprengt. In diesem Sinne sind die hier geäußerten Gedanken als Wunsch zu verstehen, dass das »polyphone Nachdenken« um weitere Stimmen bereichert werde. Vielversprechende Ausgangspunkte dazu wurden zweifellos formuliert.

Jörn Lang

Universität Leipzig, Institut für Klassische Archäologie und Antikenmuseum,
Ritterstr. 14, 04109 Leipzig, Deutschland
joern.lang@uni-leipzig.de

Marion Uckelmann, Die Schilde der Bronzezeit in Nord-, West- und Zentraleuropa. Prähistorische Bronzefunde III, 4. Stuttgart: Franz Steiner 2012. 243 Seiten. 169 Tafeln. Hardcover. ISBN: 978-3-515-10378-7.

Im vorliegenden Band werden 90 bronzezeitliche Schilde aus Nord-, West- und Zentraleuropa vorgelegt. Die Arbeit wurde 2008 als Dissertation an der Universität Münster eingereicht. Verschiedene Aspekte der bronzezeitlichen Schilde wurden seitdem von der Autorin auch in vertiefenden Aufsätzen vorgestellt. Die Arbeit geht über die Fundvorlage weit hinaus und stellt die Entwicklung der Schildbewehrung in ihrer Gesamtheit zwischen Orient und Westeuropa dar. Sie ist ein gutes Beispiel für die Erträge der Edition »Prähistorische Bronzefunde«.

Die Untersuchung basiert auf der Neuaufnahme der Funde durch die Autorin. Daraus resultiert eine dichte Beschreibung der Originalfunde auch in ihren technischen Aspekten im ersten Teil der Untersuchung. Übersichtlich sind in einer Tabelle (Abb. 3) die wichtigsten Maßangaben zu den Schilden aufgelistet, so dass man rasch vergleichen kann. Es handelt sich ausnahmslos um runde oder leicht ovale Schilde mit einem Durchmesser zumeist zwischen 50 und 75 cm. Schilde mit einem Durchmesser zwischen 20 und 50 cm sind in geringerer Zahl bekannt. Entsprechend der Blechstärke zwischen 0,3 und 1,4 mm variiert das Gewicht zwischen 0,33 und 3,4 kg. Die meisten Schilde wiegen 1–2 kg.

Dem Typus Lommelev-Nyírtura werden sechs Schilde zugewiesen, nämlich Fragmente aus Horten in Ungarn und Kroatien sowie ein vollständiges Exemplar aus einem Moor in Lommelev auf Falster. Kennzeichnend ist die Verzierung mit konzentrischen Rippen zwischen die ein strahlenförmiges Muster aus gepunzten Buckeln eingeschaltet ist. Die Datierung ergibt sich anhand der Horte, die in die Stufe Ha A1 datiert werden können, für den Hort von Nyírtura besteht ein Ermessensspielraum zwischen Bz D und Ha A. Der Schild aus Lommelev ist als Einzelfund aus einem Moor nicht datiert. Bemerkenswert ist aber, dass in unmittelbarer Umgebung zwei Luren und zwei Schwerter gefunden wurden.

Zum Typus Nipperwiese werden acht Schilde gerechnet. Es sind relativ kleine Schilde mit einem Durchmesser zwischen 37,5 und 43,7 cm und einem Gewicht zwischen 1,5 und 2,2 kg. Um den Schildbuckel finden sich zwei konzentrische Rippen, die Verzierung sind, aber auch der Versteifung des Blechs dienen. Alle Nipperwiese-Schilde sind Einzelfunde zumeist aus Flüssen. Nur das Fragment aus Watenstedt, Ldkr. Helmstedt stammt aus dem Bereich einer bronzezeitlichen Siedlung. Wegen Ähnlichkeiten mit dem Schild von Plzeň-Jíkalka wird die Datierung an den Beginn der Spätbronzezeit (13./12. Jh. v. Chr.) vorgeschlagen.

Dem Typ Harlech werden sechs Schilde zugewiesen, deren Durchmesser zwischen 50 und 68,5 cm liegt. Die Verzierung besteht aus mehreren konzentrischen Rippen. Es

sind ausnahmslos Feuchtbodenfunde aus England und Wales, so dass die Datierung letztlich offen bleiben muss. Typologische Ähnlichkeiten mit den Nipperwiese-Schilden und die Metallzusammensetzung des Schildes von Harlech sprechen für eine Datierung in die Stufe Penard, d.h. einem etwa Bz D und Ha A1 entsprechendem Zeitabschnitt. In die gleiche Zeit werden zwei Schilde des Typus Coveney datiert, deren Verzierung aus Rippen in Mäanderform besteht, die in Schlangenköpfen enden.

Die sechs Schilde des Typus Athenry-Eynsham sind nur zwischen 23 und 35 cm groß. Aufgrund der unterschiedlichen Blechstärken liegt das Gewicht in einem weiten Bereich zwischen 300 g und 1200 g. Die Schilde sind mit einer Rippe und zwei Reihen großer Buckel verziert. Ausnahmslos Einzelfunde werden auch sie in die Stufen Penard und Wilburton gestellt.

Die 22 Schilde des Typus Yetholm sind zwischen 53 und 72,5 cm groß und wiegen zwischen 1,1 und 2,5 kg. Die Verzierung besteht aus mehreren konzentrischen Rippen und Buckelreihen, die den Schilden ein prächtiges Funkeln verleihen. Es handelt sich um Gewässer- und Feuchtbodenfunde. Vier Schilde des Typus Yetholm wurden mit jeweils einem anderen Schild gefunden. Der Fund von Yetholm besteht aus drei Schilden und in Beith sollen fünf oder sechs Schilde gefunden worden sein. Aufgrund der Metallzusammensetzung wird eine Datierung der Yetholm-Schilde in die Penard-Stufe vorgeschlagen, mit einem Weiterleben in der Stufe Wilburton sei zu rechnen. Fast alle Yetholm-Schilde wurden in Großbritannien und Irland gefunden, nur ein Exemplar stammt aus einem Moor bei Sørup auf Falster. Ein weiterer englischer Schild wurde unlängst an anderer Stelle publiziert (S. P. Needham/P. Northover/M. Uckelmann/R. Tabor, South Cadbury: The Last of the Bronze Shields. Arch. Korrb. 42, 2012, 473–492).

24 Schilde werden dem Typus Herzsprung zugewiesen. Sie messen 70,5–71 cm in der Länge und 65–68,5 cm in der Breite und wiegen zwischen 1,3 und 1,5 kg. Nur der Schild von Taarup ist mit 85 x 71,2 cm größer. Die Herzsprungschilde sind mit konzentrischen Rippen und Buckelreihen verziert. Typisch ist die U-förmige »Einkerbung« der beiden Rippen. Das größte Fundensemble bilden die 18 Schilde, die 1985 in einer verlandeten Bucht des Vänersees bei Fröslunda gefunden wurden und hier glücklicherweise erstmals vorgelegt werden können. Sie zeigen eindrucksvoll die Vielfalt der Verzierung, die bei jedem der Schilde individuell ist. Als Verzierungselement finden sich bei Schilden von Fröslunda und von Nackhälla Buckel mit konzentrischen Rippen, wie sie andernorts vor allem von Goldarbeiten (u.a. den Goldkegeln) bekannt sind. Die beiden Schilde von Herzsprung waren ebenfalls in einem Feuchtmilieu deponiert, vorher jedoch gefaltet und unbrauchbar gemacht worden. Drei weitere Schilde von Nackhälla, Taarup Mose auf Falster und Svenstrup Mose in Himmerland sind Moorfunde. Nur ein Fragment stammt aus dem Hort von Skydeberg auf Fünen, der in die Periode V datiert wird. Dass Herzsprungschilde schon in der Periode IV verwendet wurden, kann man vermuten, aber nicht mit dem Hinweis belegen, das Schildfragment sei ein Altstück und als »Brucherz« in den Hort gelangt. Das ¹⁴C-Datum des Lederschildes mit V-förmiger Rippenzier aus dem irischen Cloonbrin (1134–971 cal BC) wird als ein weiteres Indiz für eine ältere Verwendung der Herzsprungschilde angeführt. Die V-förmige Kerbe ist jedoch charakteristisch für die Schilde aus Griechenland und Zypern, die dort in das 8. und 7. Jh. datiert werden. Bei den Funden aus Delphi ist allerdings auch eine ältere Zeitstellung nicht auszuschließen. Denn die Weihgaben mögen schon ein

beträchtliches Alter besessen haben, bis sie beim Bau der Heiligen Straße als Altstücke endgültig deponiert wurden (s. o. zu Skydeberg).

Drei weitere Schilde von Plzeň-Jíkalka und Dänemark werden wegen ihres Dekors zusammengestellt. Dabei erinnern die beiden dänischen Stücke, besonders Nr. 87 eher an Schilde des Typus Herzsprung während der Schild von Plzeň-Jíkalka letztlich ein Solitär ist. Das gilt nicht nur im Hinblick auf die Verzierung. Der Schild ist mit fast drei Kilogramm Gewicht auch besonders schwer. Nachdem er lange mit dem Hortfund der Stufe Bz C2/D in Verbindung gebracht wurde, hatte Olga Kytlicová 1986 für eine Einordnung in die Stufe Ha B3 plädiert. Frau Uckelmann konnte am Schild noch Holzreste entnehmen, deren AMS-Datierung in das 14.–12. Jh. v. Chr. fällt. Damit ist die Zugehörigkeit zum Depot nicht gesichert, aber ein zeitlicher Zusammenhang zur Deponierung des Tongefäßes mit den Bronzen wahrscheinlich gemacht. Immerhin wurde der Schild seinerzeit nur eine Woche nach dem Tongefäß beim Bau eines Hauses aufgefunden, so dass man auch räumlich eine gewisse Nähe voraussetzen darf. Die AMS-Datierung in das 14.–12. Jh. v. Chr. rückt den Schild von Plzeň-Jíkalka zeitlich wieder in das Umfeld der Nipperwieseschilde. An der typologischen Nähe bestand ohnehin kein Zweifel.

Der Besprechung der hier kurz aufgeführten Typengruppen schließen sich Zusammenstellungen von Bronzebeschlägen auf Holzschilden aus Mittel- und spätbronzezeitlichen Gräbern und eine Besprechung von Miniaturschilden aus dem westmediterranen Raum an.

Im auswertenden Teil werden zunächst die Fundumstände genauer betrachtet (S. 91 ff.). Besonders auffällig ist, dass 85% der Schildfunde aus Mooren und Gewässern stammen, nur 9% von festem Boden. Dabei werden die Schilde am Beispiel der Funde aus der Themse, dem Shannon und dem Rhein überzeugend in das allgemein durch Waffen dominierte Spektrum der Gewässerfunde kontextualisiert. Sie sind demnach keine Ausnahmefälle, sondern in die Deponierungssitten der jeweiligen Regionen eingebunden. Bei den Schildfragmenten aus Horten vermutet die Autorin hingegen, dass sie als Metallrohstoff deponiert wurden, wenngleich eine »sakrale Deutung als Votivhort« nicht ausgeschlossen wird. Es sei in diesem Zusammenhang ergänzend darauf hingewiesen, dass die Überlieferung der Schilde des Typus Nyírtura ebenfalls von regionalen Niederlegungssitten abhängig ist. Es sind insbesondere die großen Horte in Transdanubien und im Save Drau-Zwischenstromland in denen Schutzwaffen enthalten sind. In anderen Hortregionen sind sie hingegen nicht in den Hort integriert worden (vgl. zu diesem Thema jetzt auch T. Mörtz, *At the Head of the Concealment. The Deposition of the Bronze Age Helmets in the Carpathian Basin*. In: S. Berecki/R. E. Nemeth/B. Rezi [Hrsg.], *Bronze Age Rites and Rituals in the Carpathian Basin* 8.–10.10.2010 [Tirgu Mureş 2011], 358–376).

Sehr instruktiv sind die Beobachtungen zur Herstellungstechnik der Schilde, die teilweise durch experimentelle Studien ergänzt wurden. Die Schilde sind im allgemeinen Blechprodukte, die aus einem Rohling ausgetrieben werden mussten. Unklar bleibt, wie die Autorin zu der (S. 109 Anm. 7) zitierten Auffassung von Sprockhoff steht, die Schilde des Typus Nipperwiese und der Schild von Plzeň-Jíkalka seien Gusssprodukte. Der Treibprozess ist an vielen Schilden (z.B. Herzsprung) in Form der Arbeitsmarken noch gut erkennbar. Besonders hervorgehoben sei die Identifizierung von

Vorlinierungen und Hilfslinien mittels einer Reißnadel auf einigen Schilden vom Typus Herzsprung. Für 17 Schilde liegen Metallanalysen vor, die zeigen, dass die meisten Schilde einen überraschend hohen Zinnzusatz von 10–14% aufwiesen. Das Schildfragment von Watenstedt besteht hingegen aus fast reinem Kupfer. Auffällig ist beim Schild von Plzeň-Jíkalka ein Bleianteil von 5–6%.

Die Funktion (S. 169ff.) der sehr dünn ausgetriebenen Schilde sieht die Autorin nicht im Kampfbetrieb, sondern interpretiert sie als Statussymbol oder Zeremonialgerät. Das leuchtet für die prächtigen Yetholm-Schilde sofort ein. Die Schilde des Typus Nipperwiese/Plzeň-Jíkalka mit einer größeren Blechdicke könnten aber sehr wohl als Schild im Kampf verwendet worden sein.

In einem eigenen Kapitel werden bildliche Darstellungen von Schilden behandelt (S. 127 ff.). Aus dem Südwesten der Iberischen Halbinsel sind über 70 Steinstelen mit Darstellungen von Schilden mit V-förmiger Kerbung bekannt. Sie waren und sind Gegenstand zahlreicher Arbeiten der spanischen Forschung, doch ist diese von einem Konsens über Gliederung, Datierung und Deutung noch weit entfernt. Die Darstellungen ergänzen unser Wissen über die Verwendung gleichartiger Schutz Waffen auch dort, wo keine bronzenen Exemplare durch entsprechende Weihesitten überliefert sind. Auch die Felsbilder in Schweden zeigen Schilde, die teilweise mit bekannten Schildtypen verbunden werden können, häufiger sind jedoch Schilde die im bronzenen Fundstoff nicht oder nur selten überliefert sind. Sehr nützlich ist die Einbeziehung von Schilddarstellungen aus Griechenland und Sardinien sowie Ägypten und dem Vorderen Orient. So reichen die ältesten Nachweise für den Rundschild nicht vor das 13. Jh. v. Chr.

Die Überlieferung der Schilde ist extrem selektiv, wodurch sich klare Muster bilden, die Verbreitung (S. 157 f.) und Chronologie (S. 158 ff.) bestimmen. Die Schildfragmente des Typus Lommelev-Nyirtura stammen aus dem westlichen Karpatenbecken und lassen sich in die Stufen Bz D–Ha A1 datieren. Der Typus Nipperwiese ist vor allem in Deutschland und Polen belegt. Zwei britische Stücke sind vermutlich Nachahmungen. Auch diese Schilde werden in die ältere Urnenfelderzeit datiert. Die Typen Harlech, Coveney, Athenry-Eynsham und Yetholm stammen fast ausschließlich von den Britischen Inseln. Ein Exemplar in Dänemark kann als Import angesprochen werden. Auch diese Schilde werden in die Stufe Penard, d. h. die frühe und ältere Urnenfelderzeit datiert. Der Typus Herzsprung findet sich ausschließlich in Skandinavien, Herzsprung in der Prignitz ist der südlichste Fundort. Dieser Schildtyp kann in die Periode V datiert werden.

Nach dieser Übersicht stammt der größte Teil der bronzezeitlichen Schilde also aus einem frühen Abschnitt der Spätbronzezeit. Wie lange diese Schilde verwendet wurden und wann sie tatsächlich deponiert wurden, bleibt vielfach ungewiss und wird sich auch nicht näher eingrenzen lassen. Es lässt sich aber auch der Beginn der Herstellung der Metallschilde nicht enger eingrenzen. Er könnte bereits in der Mittelbronzezeit liegen. Die Hortfunde von Oggiono Ello und der Neufund vom Piller zeigen, dass bronzenen Helme bereits in der Mittelbronzezeit hergestellt wurden und es liegt nahe, dies auch für die Schilde zu vermuten. Die einzigen Bronzeschilde der jüngeren Urnenfelderzeit (Ha B) in Europa sind von nur sechs Fundorten in Skandinavien und der Prignitz bekannt. Das bedeutet, dass nirgendwo eine komplette Abfolge von Schildformen vorliegt. Schilde wurden, wenn diese Datierungen richtig sind, in einem mittleren und späten

Abschnitt der Spätbronzezeit, mit Ausnahme der Herzsprungschilde, nicht mehr deponiert. Für die Bronzeschilde wurde damit ein neuer zeitlicher Rahmen begründet, das bisher bestehende Bild korrigiert und eine neue Perspektive auf die europäische Schutzbewaffnung der Bronzezeit eröffnet.

Eine große Stärke des vorliegenden Buches ist die zugrundeliegende Untersuchung der Originalfunde durch die Verfasserin. So werden erstmals umfassend Beobachtungen zur Herstellung, zu Beschädigungen etc. einbezogen. Hervorzuheben ist die vorzügliche Fotodokumentation der Schilde auf den Tafeln, die die Argumente zu Herstellung und Funktion nachvollziehen lässt. Die Autorin hat ein Muster abgeliefert, wie die Behandlung z. B. der Helme und Schwerter erfolgen könnte.

Svend Hansen

Eurasien-Abteilung des DAI, Im Dol 2–4, 14195 Berlin, Deutschland
svend.hansen@dainst.de

Anna Anguissola (Hrsg.), *Privata Luxuria – Towards an Archaeology of Intimacy, Pompeii and Beyond*. International Workshop, Center for Advanced Studies, Ludwig-Maximilians-Universität München (24–25 March 2011). Münchner Studien zur Alten Welt 8. München: Herbert Utz Verlag 2012. 244 Seiten. 75 Schwarzweiß-Abbildungen und 6 Tabellen im Text, 8 Farbabbildungen auf 5 Tafeln. Hardcover. ISBN 978-3-8316-4101-7.

Der Band beinhaltet Beiträge eines von der Herausgeberin Anna Anguissola veranstalteten ›International Workshop for young scholars‹ des ›Center for Advanced Studies‹ der Ludwig-Maximilians-Universität München vom März 2011. Dementsprechend werden in den zehn gleichmäßig auf fünf Abschnitte verteilten Beiträgen in – nicht immer überzeugender – englischer Sprache vielfach Aspekte oder auch (Zwischen-)Ergebnisse von seinerzeit laufenden oder kurz- bzw. mittelfristig abgeschlossenen Dissertationsprojekten präsentiert (problematisiert in der allgemein kritischen Rezension von M. Trümper, Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 17, 2014, 1061–1073, bes. 1062 [<http://gfa.gbv.de/dr,gfa,017,2014,r,06.pdf>]).

Wie Anguissola am Schluss des kurzen Vorworts von vier Seiten, das allein den Zusammenhalt des Bandes generieren soll, schreibt, zielte der Workshop und so auch der Band darauf, »to deal with the problem of ›privacy‹ in the domestic life of the Romans« (S. 12). Aufgrund von »concentration and readability of the contextual archaeological data« (S. 10) werden Pompeji, aber auch Herculaneum von Anguissola dafür als exemplarische Studienobjekte betrachtet. Und so dominieren die Häuser Pompejis im fünfseitigen Orts- und Gebäudeindex (S. 229–233). Dass dabei Repräsentativität für ›die‹ römische Gesellschaft nicht erwartet werden kann, wird benannt, im Weiteren aber allgemeiner nicht thematisiert.

In Bezug auf die Problematik der Übertragung der modernen Begrifflichkeit von ›privat‹ und ›öffentlich‹ auf antike Verhältnisse wird auf eine Konzeption von Andrew Wallace-Hadrill verwiesen (wohl nach dem Kapitel ›Reading the Roman House‹ in: A. Wallace-Hadrill, *Houses and Society in Pompeii and Herculaneum* [Princeton 1994], 3–16). Dieser hatte für die soziale Charakterisierung von Räumen Pompejis und Herculaneums eine Einordnung anhand zweier Achsen gefordert (a. O. 11), zwischen ›public‹ und ›private‹ einerseits, zwischen ›grand‹ und ›humble‹ andererseits, dies von Anguissola als Gegensatz zwischen »lavishly-decorated and humble spaces« (S. 9) übernommen. Nach Anguissola sind demnach Räume nicht einfach als ›public‹ und ›private‹ zu beschreiben. Zu denken sei vielmehr in Hinblick auf »publicness and privateness (and, on a similar but different level, degrees of sociality and intimacy« (S. 11). In ihrer eigenen Studie scheint diese Differenzierung jedoch aufgehoben, wenn zu lesen ist: »These two houses provide perfect examples of how space could be manipulated to

create a poly-semantic structure, where ›public‹ and ›private‹ (or, in other terms, ›social‹ and ›intimate‹) intersected at several levels« (S. 46).

Jedenfalls sind die Beiträge des ersten Abschnitts (benannt als: »A Space of One's Own«) der Identifizierung privater Bereiche gewidmet, die des zweiten dem Verhältnis von Wohn- und Geschäftsbereichen (»Work and Leisure under one Roof«). Auch in der dritten Sektion werden diese Themen angesprochen, diese Artikel sind jedoch unter der Überschrift »Quantifying Privacy« gefasst. Der vierte Abschnitt (»Organizing Privacy«) soll eine zeitlich vergleichende Perspektive auf die räumliche Organisation des 3. und 2. Jhs. v. Chr. einerseits, des 1. Jhs. n. Chr. andererseits eröffnen, der fünfte bietet Fallbeispiele zur »Privacy beyond Pompeii«, in einem Fall auch mit Ausblicken auf spätantike Verhältnisse.

Laura Nissinen (Helsinki) untersucht Privatheit des Schlafs unter Berücksichtigung eines generalisierenden Kulturvergleichs der Schlafbedingungen. Sie unterstellt anhand von antiken Schriftquellen zumindest für »upper class Romans« (S. 28) eine modernen Gesellschaften entsprechende Form des zurückgezogenen Schlafs, des Schlafs allein, der voraussetzt, dass Schlaf an bestimmte Räume gebunden gewesen sei. Anna Anguissola (München) rekonstruiert insbesondere in Hinblick auf *cubicula* an Peristylen für zwei auch aufgrund »an excellent publication« (S. 32) ausgewählter Häuser – Casa del Labirinto, VI 11,8–10; Casa degli Amorini Dorati, VI 16, 7.38, die Publikationen im Gesamtliteraturverzeichnis des Bandes (S. 211–228) dann fälschlich unter dem Namen nur eines Autors – die unterschiedliche Lenkung der Bewohner und Besucher von unterschiedlichem sozialem Status und damit über die Organisation von Zugängen und Blickrichtungen die Konstruktion eher privater und eher öffentlicher Bereiche.

Miko Flohr (Oxford) behandelt unterschiedliche Werkstatttypen – Bäckereien; *lanifricariae*, Werkstätten mit Fleisch- und Knochenverarbeitung; *fullonicae* für das Walkgewerbe sowie Färbereien – in Atrium-Häusern und konstatiert, dass hauptsächlich bei denjenigen, für die die Präsenz von (auch Arbeits-)Tieren oder Tierteilen vorauszusetzen ist, auf räumliche Separierung Wert gelegt wurde. Antonio Calabrò (Pisa) führt für *cauponae*, also Gaststätten im Kontext der Häuser sowohl Beispiele der Integration, als auch der Trennung gewerblicher und häuslicher Bereiche an. Beide Autoren führen die Raumorganisation weniger auf kulturelle Bewertungen der handwerklich-gewerblichen Tätigkeit, sondern eher auf praktische, funktionale Gründe zurück.

M. Taylor Lauritsen (Edinburgh) erfasst anhand der Türen Möglichkeiten, bestimmte Grenzen innerhalb des Hauses zu ziehen bzw. wieder zu öffnen. Die Vielzahl schließbarer Türen um das Atrium wird von ihm mit der dort notwendigen Kontrolle über private und öffentliche Bereiche in Zusammenhang gebracht. Schließbare Türen kennzeichneten jedoch auch die Verbindungswege zwischen Atrien und Peristylen, sodass letztere insgesamt separiert worden seien. Chiara Maratini (Venezia) beschreibt GIS-Verfahren zur Analyse des Nebeneinanders von repräsentativen oder gewerblichen Räumen in den ›Regionen‹ V und VI. In einer Kartierung (S. 204, Farbtaf. 2) werden die Einflussphären bzw. die Auswirkungen – Sicht, Geräusch, Geruch – von Bäckereien rekonstruiert.

Dora D'Auria (Paris) stellt die räumliche Organisation, unterschiedliche Grade der Zugänglichkeit der Casa del Granduca Michele (VI 5,5), eines der »middle-class houses« des hellenistischen Pompeji, vor. Riccardo Helg (Bologna) erschließt über die

Veränderungen, die die Erweiterungen mit oberen Stockwerken – weniger in Pompeji, weitergehend in Herculaneum – mit sich brachten, etwa die Fenster zu den Straßen oder zu den auch umgebauten Atrien, auf deutlichen Wandel des Verhältnisses von privaten und öffentlichen Bereichen.

Margherita Carucci (Helsinki) widmet sich der Frage der Intimität in den *cubicula*, einerseits mit Bett ausgestattete und daher Intimität bzw. Sexualität ermöglichende Räume, andererseits aber auch Empfangsräume. Sie stellt Aussagen der Schriftquellen archäologische Kontexte vor allem des römischen Afrika gegenüber. Helmut Schwaiger (Wien) vergleicht die früh- und mittelkaiserzeitliche mit der spätkaiserzeitlichen bzw. spätantiken Hausarchitektur von Ephesos und konstatiert die Hervorhebung privater Bereiche erst für die spätere der untersuchten Zeitphasen.

Das Nachvollziehen der Argumentationen und der Interpretationen wird leider durch die sehr schlechte Qualität der Textabbildungen behindert. Die Pläne helfen aufgrund fehlender Legenden und Differenzierungen oder auch des Maßstabs der Lektüre nicht immer, sind aber auch allgemein aufgrund der Druckqualität als weitergehendes Arbeitsmaterial nicht sinnvoll zu verwenden. Entgegen Riccardo Olivito, der in seiner allgemein positiven Rezension (*Archeologia Classica* 65, 2014, 577–583, bes. 583) von »illustrazioni di buona qualità« schreibt, sind die Fotoabbildungen schlichtweg als Katastrophe zu bezeichnen. Etwas überspitzt könnte man von Feldern mit ineinander verschwimmenden Bereichen von Graustufungen sprechen. Dem Verlag hätte offensichtlich eine archäologische Publikation nicht anvertraut werden sollen. Es ist eine Ironie, dass die Bearbeitung der Manuskripte durch die Franz-und-Eva-Rutzen-Stiftung gefördert wurde. Vor allem aber erstaunt, dass das »Center for Advanced Studies« oder die Herausgeber der Reihe »Münchner Studien zur Alten Welt« diese Druckqualität durchgehen ließen.

Die in dem Band publizierten Beiträge des Workshops lassen sehr unterschiedliche Zugriffe – von *close reading* oder *thick description* bis zu GIS-Analysen – auf architektonische Kontexte unterschiedlicher Reichweite erkennen. Anguissola, D'Auria und Schwaiger zielen auf einzelne Gebäude, Maratini analysiert die Häuser zweier »Regionen«. Nissinen und Carucci behandeln dagegen *cubicula*, Lauritsen die Türen und Helg die Stockwerke und Fassaden im Kontext der Häuser oder auch der Straßen, Flohr und Calabrò wiederum bestimmte Gewerbebetriebe innerhalb der Atrium-Häuser. Nicht unüblich für Workshops oder Tagungen und den sich daraus ergebenden Bänden, so weichen auch hier die Abhandlungen von der im Vorwort von der Organisatorin vorgestellten Konzeption ab. Ganz unabhängig von der Qualität der vorgestellten Ergebnisse ist zu konstatieren, dass insbesondere die Beiträge, die sich dem Verhältnis von »häuslichen« und gewerblichen Räumen widmen, zum Thema der *privata luxuria* bzw. zu einer »archaeology of intimacy« nur sehr bedingt beitragen. Allgemeiner stellt sich die Frage, wie weit die Untersuchung bestimmter Haus- und Raumtypen oder Architekturelemente, wenn auch im Kontext, tatsächlich zu einer Archäologie der Intimität oder Privatheit führen können.

Die Herausgeberin bezieht sich zu den Begriffen »privacy« und »intimacy« im Vorwort lediglich auf das *Oxford English Dictionary* (S. 9), wonach unter »privacy« das Allein und Ungestört Sein zu verstehen ist, auch in Hinblick auf die mentalen Aspekte der Freiheit von öffentlicher Aufmerksamkeit und der Zurückgezogenheit. »Intimacy« ist

demnach dagegen auf die individuelle oder sehr persönliche Ebene der innersten Gedanken und Gefühle bezogen. Es ist offensichtlich, dass die Definitionen des *Dictionary* der Problemstellung, »degrees of sociality and intimacy« zu analysieren, nicht angemessen sind. Die »privacy« des *Dictionary* deckt Bereiche mit ab, die in der römischen Antike mit *otium* beschrieben werden konnten, hat aber mit der im Buchtitel genannten *privata luxuria*, die im politischen Diskurs der späten Republik im Gegensatz zur *publica magnificentia* steht (paradigmatisch: Cicero, pro Murena 76; Velleius Paterculus, Historia Romana 2,1,2), sicherlich nichts zu tun. Die etwas erratische Bezugnahme auf *privata luxuria* scheint somit eher auf eine Engführung von Privatheit, Intimität und Luxusausstattung zu weisen, die sich sicherlich auf die oben genannte Konzeption von Wallace-Hadrill zurückführen lässt. Der oft nur in Bezug auf die Villegiatur diskutierte Begriff *otium* erscheint bei D'Auria und Carucci (S. 137; 169), in Verknüpfung mit *negotium* bei Flohr (S. 52) in Hinblick auf die von ihm untersuchten Gewerbe. Jedoch wird nur in dem Beitrag Caruccis ein antiker Begriff einmal knapp erläutert, in dem *intimus* in etwa im Sinne des *Dictionary* auf das bezogen sei, »what is inmost or inward in reference to both spatial position and personal relations« (S. 167). Dagegen wird »Intimität« oder »intimacy« allerdings sowohl im alltäglichen als auch im wissenschaftlichen Bereich (beispielsweise: A. Giddens, Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften [Frankfurt 1993]) vorwiegend als körperliche Intimität, wenn nicht Sexualität definiert. Dass diesen Formen der Intimität oder auch der im Band eher angesprochenen Innerlichkeit bzw. inneren Gefühlswelt oder Nähe tatsächlich entsprechende Bereiche der Häuser entsprochen haben, scheint vielfach eher Postulat, müsste zumindest im kulturellen und sozialen Kontext deutlicher herausgearbeitet werden.

Grundsätzlich erwartet man von einem Buch mit dem Untertitel »archaeology of intimacy« doch größeres Problembewusstsein und eine explizit theoretische Auseinandersetzung zu unterschiedlichen Vorstellungen oder Konzeptionen von Privatheit (und Öffentlichkeit), besser: von privaten und öffentlichen Räumen (im Plural), und deren Wandelbarkeit in der Antike wie der Moderne. So beendet Carucci die knappen Bemerkungen zu *intimus* mit: »though the content of intimacy and its expression in specific forms of behavior are the outcome of continuous cultural negotiation, the broad idea of intimacy as a value is shared by all cultures and in any historical period« (S. 167). Zugleich wird dann unterstellt: »Romans were not ›just like us‹«. Anguissola schreibt zu Recht: »the domestic life of the Romans ... included a number of activities, that we would call ›public‹« (S. 31). Dies ist eine Ebene der Argumentation, die sich ähnlich, aber mit umgekehrten Vorzeichen bei Helg wiederfindet, wenn er zu einigen architektonischen Befunden schreibt: »such a situation would be unacceptable nowadays« (S. 160), oder: »leading to situations of cohabitation and lack of privacy that we would nowadays find unacceptable« (S. 156). Hier gibt es also »Romans« einerseits, »us«, »we« und »nowadays« andererseits, während bei Nissinen »upper class Romans« eine ›moderne‹ Form des Schlafs zugewiesen wird, wie sie bei bis vor kurzem im Fokus der Ethnologen stehenden Gesellschaften (also der Moderne) nicht nachzuweisen sei. Es fehlt also eine feste Grundlage zu den Begriffen ›Privatheit‹, ›Öffentlichkeit‹ und ›Intimität‹ sowie auch zu ›domus‹ und ›domestic space‹ im Rahmen der Wissenschaften und Gesellschaften der Moderne, mithilfe derer die Unterschiede römischer Formen

von Privatheit (oder »publicness and privateness«) und Intimität erst in den Blick kommen könnten.

Was in dem Band jedoch geboten wird, sind Beiträge zum Thema ›Konstruktion und Organisation des Alltagslebens in Häusern Pompejis (und darüber hinaus)‹. Weit entfernt von der Feststellung von Haus-, Raum- und Dekortypen, auch von Aspekten der sozialen Funktion und Repräsentation liegen hier Analysen praxeologischer Aspekte der Bewegungen in Räumen, der Zugänglichkeit bzw. Abgeschlossenheit, der Sichtbarkeit bzw. Nichtsichtbarkeit vor. Im Band werden also Linien weiter verfolgt, die vor allem seit den 1990er Jahren in den Vordergrund der Forschung gerückt sind. Die Problematisierung des Verhältnisses von privatem und öffentlichem Raum, die Analyse des Lebens im städtischen Raum in Hinblick auf das Private und die Wohnhäuser oder allgemeiner auf Raumfragen kann gesellschaftlich wohl der von Anthony Giddens auch im genannten Band unter dem Begriff *life politics* erfassten Konzeption parallelisiert werden, in dessen Zentrum der Selbstentwurf des auch die Intimität umfassenden Lebensstils steht.

Beat Schweizer

Eberhard Karls Universität Tübingen, SFB 1070 RESSOURCENKULTUREN,
Gartenstraße 29, 72074 Tübingen, Deutschland
b.schweizer@uni-tuebingen.de

Wiebke Rohrer, Wikinger oder Slawen? Die ethnische Interpretation frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe in der deutschen und polnischen Archäologie. Studien zur Ostmitteleuropaforschung 26. Marburg: Verlag Herder-Institut 2012. 257 Seiten. 6 Schwarzweiß-Abbildungen. 1 Karte. Broschur. ISBN: 978-3-87969-376-4.

Im zehnten nachchristlichen Jahrhundert entstand an Warthe und Netze um Posen und Gnesen das Fürstentum der Piasten. Versehen mit den Mitteln eines von ihnen kontrollierten Fernhandels und gestützt auf zahlreiche von ihnen errichtete oder umgebaute Burgen sowie ein schlagkräftiges Heer, konnten Mieszko I. und Bolesław Chrobry im letzten Viertel des Jahrhunderts ihre Herrschaft von Großpolen auch auf Pommern, Kleinpolen und Schlesien ausdehnen und durch die Annahme des Christentums zu beachteten Akteuren im europäischen Geschehen werden. Der Besuch Kaiser Ottos III. bei Bolesław Chrobry im Frühling des Jahres 1000 zeigt diese Bedeutung der Piasten, und im Zusammenhang mit diesem Herrschertreffen erscheint auch der Name der Polanen erstmals in der schriftlichen Überlieferung, jener Gruppe, welche die piastischen Fürsten repräsentierten und aus der das mittelalterliche Polen hervorgehen würde.

Das Dagome-iudex-Regest, die abschriftliche Überlieferung einer Urkunde Mieszkos I. mit dem Inhalt der Übertragung des piastischen Fürstentums an den römischen Papst aus der Zeit kurz vor 992, führte wegen des darin für Mieszko I. gebrauchten Namens »Dago« zu der Idee, Mieszko I. und damit die piastischen Fürsten seien nicht slawischer, sondern nordgermanisch-wikingischer Herkunft gewesen. Die auch daraus abgeleitete normannistische Theorie von den »germanischen« Wurzeln polnischer Staatlichkeit fand im 19. und 20. Jahrhundert viele Anhänger, insbesondere auch in der deutschen Wissenschaft, während sie unter polnischen Forschern überwiegend kontrovers diskutiert und weitgehend abgelehnt wurde.

Im 10. und 11. Jahrhundert angelegte Gräber mit Waffenbeigaben sicherer oder vermeintlicher skandinavischer Herkunft spielten in der archäologischen Diskussion zur frühen Piastenzeit eine entsprechend große Rolle. Mit der ethnischen Interpretation dieser Bestattungen in der deutschen und polnischen Archäologie beschäftigt sich die im Sommersemester 2010 in Freiburg im Breisgau eingereichte, von Sebastian Brather betreute und während einer Tätigkeit am Marburger Herder-Institut für Ostmitteleuropaforschung entstandene Dissertationsschrift von Wiebke Rohrer. Ihr Ziel ist nicht die erneute Interpretation dieser Gräber von insgesamt 83 Fundorten; vielmehr sollen die Argumentationswege der einzelnen Forscher nachvollzogen werden, »um daraus methodische Schlussfolgerungen für künftige archäologische Untersuchungen zu ziehen« (S. 2). In Form einer Diskursanalyse wurde dazu ein Textkorpus aus publizierten Beiträgen polnischer und deutscher Archäologen analysiert, ohne jedoch eine institutionelle oder biografische Kontextualisierung anzustreben, weil dazu noch nicht genügend

Vorarbeiten geleistet worden seien (S. 3). Vor allem anhand der drei Fallbeispiele der Gräberfelder von Łubowo (Libau) zwischen Posen und Gnesen, Lutomiersk nahe Łódź sowie dem noch weiter im Südosten gelegenen Końskie soll »auf die Art und Weise eingegangen [werden], in der fachfremde Quellen, Fragestellungen und Ergebnisse auf archäologisches Arbeiten einwirk[t]en« (S. 5). Wiebke Rohrer nimmt auf diese Weise ihr Ergebnis früh vorweg, dass nämlich einzelne beigegebene Gegenstände nicht geeignet seien, die Herkunft von Bestatteten zu erklären, vor allem nicht, wenn die archäologische Dokumentation nicht ausreichend ist (S. 86 f.). Das archäologische Quellenmaterial wird mit ethnischen Fragestellungen also »überfordert« (S. 26), und zunehmend geht Rohrers Interesse schließlich dahin, ob die »ethnische Fragestellung überhaupt quellennadäquat, oder nur der Geschichtswissenschaft entliehen« sei (S. 87).

Der Überprüfung dieser Vermutungen anhand des Textkorpus werden eine Einleitung (S. 1–16), Überlegungen zur ethnischen und sozialen Interpretation von Grabfunden (S. 17–30) und ein Abschnitt zum frühen Piastenreich und seiner Erforschung (S. 31–57) vorangestellt. Die drei Fallbeispiele zeigen als Zwischenergebnis, wie die »ethnische Interpretation frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe« aussehen konnte (S. 58–88). Unter der Überschrift »Quellen der Interpretationen« (S. 89–122) zeigt Wiebke Rohrer dann, wie aus einzelnen beigegebenen Waffen skandinavischer Herkunft, Pferdegeschirr und Eimerbeigabe sowie Grabbau und Bestattungsritual entweder die ethnische Deutung der Bestatteten als wikingisch-nordgermanische Zuwanderer (Herbert Jankuhn, Kurt Langenheilm, Michał Kara) oder aber als autochthone Slawen mit importierten Waffen (Józef Kostrzewski, Witold Hensel) oder lediglich die Ermittlung der sozialen Stellung der Bestatteten innerhalb des Gräberfeldes oder einer angenommenen Population vorgenommen wurde (Jan Źak). »Konzepte der Interpretation« (S. 123–135) zeigen die weitergehende Deutung als Gräber von Angehörigen einer die Elite innerhalb der slawischen Bevölkerung bildenden Gruppe von skandinavischen Zuwanderern bis hin zu normannistischen Interpretationen. Für die volksbodengeschichtlich ausgerichteten deutschen Archäologen der Zwischenkriegszeit und in der Zeit des Zweiten Weltkrieges waren nordgermanische Zuwanderer im piastischen Polen ein Zwischenglied auf dem Weg von den Germanen der Römischen Kaiserzeit in Ostmitteleuropa hin zur »Wiederbesiedlung« Schlesiens, Polens und Pommerns durch deutsche und niederländische Siedler im hohen und späten Mittelalter und schließlich von »Deutschen« aus Südtirol und Bessarabien in den Jahren nach 1939. Die schon von Józef Kostrzewski, Konrad Jażdżewski und in der Gegenwart von Michał Kara vertretene Idee, die Bestatteten seien zugewanderte Angehörige der piastischen Gefolgschaft (*drużyna*), ist nach Meinung von Wiebke Rohrer zwar nicht – wie die Vorstellung einer nordgermanischen Elite – zeitgeschichtlich bedingt, aber dennoch geprägt durch fachfremde Einflüsse und nichtarchäologische Quellen. »Gefolgschaft ist also archäologisch kaum nachweisbar« (S. 135).

Das folgende Kapitel »Grundlagen und Prämissen der Interpretation« (S. 136–145) hebt ein weiteres Mal die mangelhafte Basis hervor, auf denen die ethnische Interpretation der frühpiastischen Bestattungen mit Waffenbeigabe beruht. Es handelt sich um zahlreiche zeitbedingt schlecht ausgegrabene, häufig unvollständig geborgene und mäßig dokumentierte Gräber und Gräberfelder. Dies ist oft kritisiert worden, »allerdings ohne die ethnische Deutung der Kriegergräber endgültig und entschieden in

Frage zu stellen« (S. 138). So blieb auch völlig unhinterfragt, ob Waffen als Beigaben eine kriegerische Funktion des Toten anzeigen müssen, und schließlich wurde nur wenig diskutiert, ob Importe oder Skandinavier ins Land gekommen seien. In Deutschland habe die gesamte Interpretation auf Kossinna beruht, der aber die Belege für seine unbegründete Prämisse zeitlebens schuldig blieb. In den Texten deutscher Archäologen finden sich bezüglich der normannischen Zuwanderer zahlreiche suggestive Formulierungen wie »bekanntlich«, »zweifelloso« oder etwa die von Herbert Jankuhn als »absolut sicher« bezeichnete germanische Herkunft Dagos (Mieszkos I.). Wiebke Rohrer erstaunt das große Vertrauen deutscher Archäologen in die Nachbardisziplinen; sie hält persönliche Hintergründe der Forschenden für deren Prämissen maßgeblich (S. 144 f.).

Im abschließenden Abschnitt »Ergebnisse und Forschungsbedarf« (S. 146–178) versucht Rohrer, Konsequenzen aus der bisherigen Deutung frühgeschichtlicher Gräber in Polen zu ziehen. Die ethnische Interpretation dieser archäologischen Funde stehe auf tönernen Füßen, weil keine eindeutigen Merkmale für die Zugehörigkeit zu einer skandinavischen Kriegergruppe definiert werden konnten und nur stillschweigend vorausgesetzt wurde, dass »ethnische Identität überhaupt zum Selbstbild der frühpiastischen Bevölkerung« gehörte (S. 148). Beim derzeitigen Stand sei das archäologische Material »zu unsicher für die Herausarbeitung ethnischer Identitäts-Marker« (S. 149). Dieser Schluss ist angesichts der Diskussion um die Bedeutung von »Fremden in Ostmitteleuropa« ernüchternd. Die bei der Bearbeitung dieses Themas von Christian Lübke (Fremde im östlichen Europa. Von Gesellschaften ohne Staat zu verstaatlichten Gesellschaften [9.–11. Jahrhundert]. Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 23 [Köln 2001]) vorgenommene Verschränkung von Geschichtswissenschaft und Archäologie hält Wiebke Rohrer für nicht so einfach möglich, und auch George Indruszewskis Arbeit über Schiffbau im Odermündungsgebiet (Early Medieval Ships as Ethnic Symbols and the Construction of a Historical Paradigm in Northern and Central Europe. In: M. Hardt/Ch. Lübke/D. Schorkowitz [Hrsg.], *Inventing the Pasts in North Central Europe. The National Perception of Early Medieval History and Archaeology. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel 9* [Frankfurt/M. 2003], 69–95) mache deutlich, dass unterschiedliche Techniken im Schiffbau nicht wirklich verschiedene ethnische Identitäten von Schiffsnutzern anzeigen könnten.

Die Relevanz ethnischer Deutungen sei deshalb nur noch unter Vorbehalt als wissenschaftliche Fragestellung beizubehalten. Unilineare Denkmodelle und interpretatorische Prämissen sowie Generalisierungen »auf der Basis unseres Weltverständnisses« (nach Manfred Eggert) nahmen nach Rohrer das Ergebnis vorweg (S. 157). Die Interpretation der Beigaben sei, wie schon von Heiko Steuer moniert, je nach aktuellem Geschichtsmodell vorgenommen worden. Die persönlichen Hintergründe jedoch, die zu den Fehleinschätzungen im Bereich der ethnischen Deutungen geführt hätten, seien nur durch prosopografische Forschungen zur deutschen und polnischen Archäologie zu klären, die aber nicht vorliegen (S. 159). Trotz dieser Einschränkung ist sich Wiebke Rohrer jedoch sicher, dass die zeitgeschichtliche Einwirkung auf Archäologen nicht so groß gewesen sei, wie ursprünglich angenommen.

Für viel größer und maßgeblicher hält sie den Einfluss anderer Wissenschaften, deren Quellen nicht interdisziplinär ausgewertet, sondern lediglich durch Akzeptanz von Publikationsergebnissen aufgenommen worden seien, welche die eigenen

archäologischen Forschungen unterstützen konnten. Gegenüber »anderen Disziplinen« habe eine »erschreckende Vertrauensseligkeit« vorgeherrscht. Linguistische Forschungen wurden demnach sogar noch weniger hinterfragt als geschichtswissenschaftliche Arbeiten (S. 163 f.). Möglicherweise habe dieses uneingeschränkte Vertrauen an der relativ jungen Fachgeschichte der Archäologie gelegen, die deshalb ein Bedürfnis nach synthetisierenden *grand narratives* gehabt und deshalb Versuche unternommen habe, mit ihren Quellen den Anschluss an die politische Geschichte des Piastenreiches herzustellen (S. 165 f.).

Unter Berücksichtigung dieser bisherigen Vorgehensweisen unterbreitet Wiebke Rohrer im Folgenden Vorschläge zur weiteren inter- oder transdisziplinären Zusammenarbeit: Vor allem seien viel bessere Kenntnisse der völlig unterschiedlichen Quellengattungen notwendig. Die Vermengung der Quellen bringe auch nach Brather (Ethische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen. Ergbd. RGA 42 [Berlin 2004]) unlösbare methodische Probleme mit sich, weil diese »unterschiedliche Facetten einer historischen Realität« widerspiegeln würden. Ergänzung, nicht Bestätigung eigener Ergebnisse solle gesucht werden, die Fundanalyse auf induktivem Weg sei notwendig und die Interpretation sei schließlich abhängig »von der Kommunikationskompetenz der diversen Fachvertreter« (S. 169). Archäologie brauche nach Brather eigene Fragestellungen. Neue Forschungen auf der Basis des Materials seien nötig, ohne diesem historische Konzepte überzustülpen. Die Archäologie solle sich auf ihr eigenes Material besinnen, ohne in Positivismus zu verfallen (S. 170).

Als Notwendigkeit zukünftiger Forschung sieht Rohrer die Neubearbeitung der Bestattungen mit Waffen ohne ethnische Fragestellung an. Auch die Eimerbeigabe und das Aufkommen von Särgen sei neu zu untersuchen (S. 171). Vergleichende Forschungen bieten sich in Bezug auf die Gräberfelder von Birka und Gnezdovo an, dabei müsse aber berücksichtigt werden, dass die polnischen Bestattungen kaum je bestimmten Siedlungen zugeordnet werden können. Auch auf Mähren und Böhmen solle vergleichende Aufmerksamkeit gerichtet werden (S. 172–175).

Weiterhin empfiehlt Wiebke Rohrer die Aufnahme von geschlechtsspezifischen Untersuchungen auch bei den mit Waffen versehenen Bestattungen, denn in mindestens zwei Gräbern mit kleinen Beilen waren Frauen beigesezt. Überhaupt sei die Anthropologie am besten in der Lage, etwas über Zuwanderung auszusagen, aber nicht durch die Aufnahme von Schädelmaßen und Körpergrößen, sondern durch Strontium-Isotopen-Analysen (S. 177). Vergleiche innerhalb der Population (Gräberfeld) könnten zeigen, wer von Außerhalb komme. Darauf solle bei Neufunden geachtet werden, ebenso auf Lebensaltersbestimmungen. Abschließend (S. 178) gibt Rohrer zu bedenken, dass die Bestatteten mit Waffenbeigabe wohl eher nicht christianisiert gewesen seien und fragt, ob dies zu den frühen Piasten passe.

In einem Ausblick (S. 179–183) versucht Wiebke Rohrer ein weiteres Mal, den Wert ihrer Arbeit für zukünftige Forschungen zu begründen. »Erkenntnisse, die aus wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen resultieren, sollen helfen, die archäologische Wissenschaft der Gegenwart zu verfeinern. In diesem Zusammenhang ist auch die vorliegende Arbeit zu sehen« (S. 179). Die Verknüpfung von Innen- und Außenperspektive sei dazu besonders wichtig. Diskursanalysen könnten das ans Tageslicht holen, was

vor lauter Selbstverständlichkeit nicht mehr wahrgenommen werde, dienten der Aufdeckung und Überwindung von Mythen der Gegenwart. Durch die Darlegung von Mängeln sollten neue methodische und theoretische Zugänge zum archäologischen Quellenmaterial entwickelt werden. Die Erschaffung identitätsstiftender Vergangenheit sei, wie in der Geschichtswissenschaft, auch in der Archäologie lange Zeit Ziel gewesen, und dies werde sich noch verstärken. Die Archäologiegeschichte müsse in den größeren Zusammenhang sonstiger Wissenschaftsgeschichten gestellt, und neuer »Spielraum zur Deutung archäologischen Materials« müsse geschaffen werden (S. 182 f.).

Nicht nur diesem Zweck jedoch dient Wiebke Rohrer's Buch mit der Frage nach Wikingern oder Slawen. Es bietet zunächst einmal einen guten Überblick über die Versuche deutscher und polnischer Archäologen, anhand der Beigaben von Bestatteten der frühen Piastenzeit einen Einfluss skandinavischer Zuwanderer auf das erste polnische Fürstentum festzustellen oder eine solche Einwirkung unter Bezug auf das gleiche Material zu bezweifeln. Die jeweiligen Intentionen dieser Forscher und Forscherinnen waren hochgradig von zeitgenössischen Ideologien und aktueller Politik geprägt, ohne dass Rohrer direkte politische Vorgaben dazu entdecken konnte. Deutsche Archäologen und Historiker wiesen in der Zwischenkriegs- und Kriegszeit, geprägt vom Gedanken an den legitimierenden Charakter eines von ihnen konstruierten deutschen Volksbodens, eine tief sitzende Überheblichkeit und Arroganz gegenüber der Geschichte des slawischen Ostmitteleuropas auf. Polnische Forscher suchten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges aus nachvollziehbaren Gründen zunächst jeden skandinavischen Einfluss auf die Geschichte des frühen Polen auszuschließen und die »Wiedergewinnung der polnischen Westgebiete« zu legitimieren. Nach dem Jahr 1990 erhielt die Überlegung, Skandinavier könnten zur Gefolgschaft Mieszkos I. und Bolesław Chrobry's gehört haben, wieder größere Akzeptanz. Wiebke Rohrer macht in ihrer Arbeit überdeutlich, dass solche Interpretationen jedweder Quellengrundlage entbehren, weil das archäologische Material solche Aussagen nicht zulässt. Schwerer, Äxte und Reitzubehör aus vielleicht auswärtiger Produktion sagen nichts aus über Herkunft und Identität derjenigen, denen sie ins Grab gelegt worden sind.

Während der Autorin in dieser Hinsicht nahezu uneingeschränkt zugestimmt werden kann, bleiben andere Folgerungen aus ihrer Forschungsübersicht fragwürdig. Zunächst ist zu bedauern, dass wegen fehlender prosopografischer und institutionengeschichtlicher Untersuchungen die deutliche Charakterisierung einiger Forscherpersönlichkeiten unterbleibt, obwohl deren Verbundenheit mit der rassistischen nationalsozialistischen Ideologie unübersehbar ist. Die Feststellung, dass zahlreiche Fehlinterpretationen im Bereich der ethnischen Deutung durch fachfremden Einfluss, insbesondere durch Fragestellungen der Geschichtswissenschaften, hervorgerufen worden seien, sollte dennoch nicht zu jenem Pessimismus Anlass geben, den Rohrer hinsichtlich zukünftiger interdisziplinärer Forschung ausdrückt. Die von ihr zu Recht angemahnte, unbedingt notwendige Kenntnis der unterschiedlichen Quellengrundlagen und -charaktere und eine konsequente Forschung in multidisziplinär besetzten Arbeitsgruppen werden dabei zukunftsweisend sein. Fehlinterpretationen und Fehler werden aber auch dann nicht zu vermeiden sein, ebenso wenig wie diejenigen der Verfasserin, wenn sie die Kastellaneiverfassung mit der Dienstsiedlungsorganisation gleichsetzt

(S. 32), von »Weletern« statt von Wilzen oder Lutizen (S. 39) oder von einem »Böhmisches Reich« (S. 44) an Stelle des Fürstentums der Přemysliden schreibt.

Wiebke Rohrsers insgesamt beeindruckende, aufgrund der gewählten Methodik der Diskursanalyse allerdings von zahlreichen Wiederholungen durchzogene Arbeit wird abgeschlossen durch eine Fundortliste (S. 187–222) mit vorangestellter Fundortkarte (S. 184 f.) sowie von einem Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 223–251) und einem Orts- (S. 252–254) und Personenregister (S. 255–257).

Matthias Hardt

Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an
der Universität Leipzig (GWZO), Specks Hof, Reichsstraße 4–6, 04109 Leipzig,
Deutschland
hardt@uni-leipzig.de